literatur

Herbst 78

5 Mark

Martin Walser: Über den Leser

Peter Paul Zahl: Liebeserklärung an eine Revolutionärin

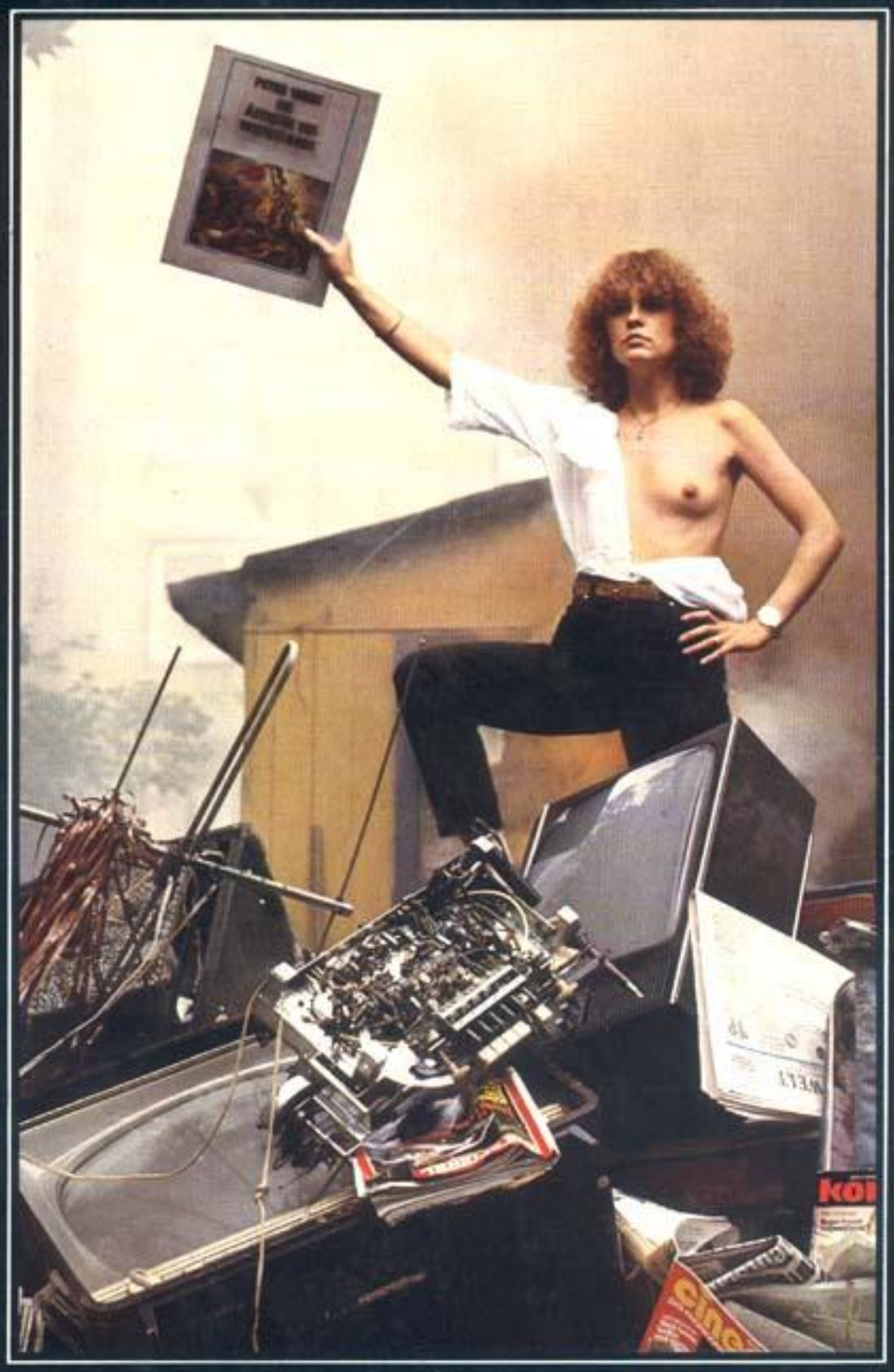
Michael Scharang: Literatur in der Depression

Erika Runge: Erfahrungen beim Schreibenlernen

Irmtraud Morgner: Philosophie für Nichtfachleute

Hermann L. Gremliza: Tabu Biermann

Neue Gedichte von Erich Fried und Heinar Kipphardt



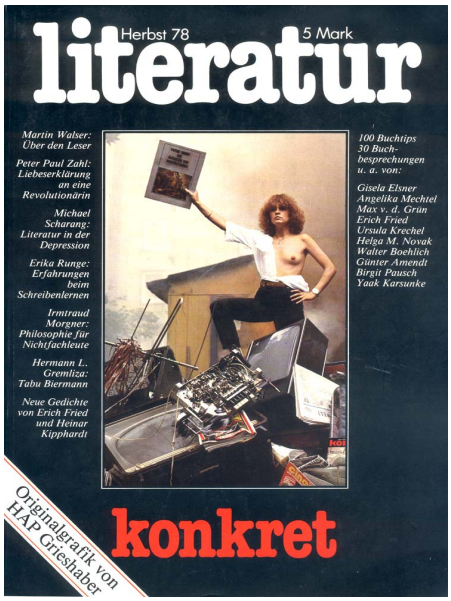
100 Buchtips
30 Buchbesprechungen
u. a. von:

Gisela Elsner
Angelika Mechtel
Max v. d. Grün
Erich Fried
Ursula Krechel
Helga M. Novak
Walter Boehlich
Günter Amendt
Birgit Pausch
Yaak Karsunke

Originalgrafik von HAP Grieshaber

konkret

in Literatur konkret Herbst 1978



Editorial von Karl Pawek

Literatur in der Depression von Michael Scharang
Michael Scharang will nicht warten, bis der Kopf vom Schreibtisch rollt

Die betonierte Fantasie von Erika Runge
Erika Runge beschreibt ihre Schwierigkeiten, Gefühle einzubringen in die Arbeit. Inzwischen scheint ihr, als nähme sie ihre »Wehwehchen« übermäßig wichtig. Sie schlägt daher vor, Anfang und Schluß des Artikels zu überlesen und den Rest als Diskussionsbeitrag zum Thema »Gefühl« zu verstehen.

Philosophie für Nichtfachleute von Irmtraud Morgner
Rede über Jakob Böhme, eine personifizierte Pferdezucht und die Literatur, gehalten von Irmtraud Morgner auf dem 8. Schriftstellerkongreß in Berlin (DDR)

Utopie und Widerstand von Peter-Paul Zahl
Über den konsequenten Lebenslauf der Revolutionärin Ilona Duczynska

Tabu Biermann von Hermann L. Gremliza
Wo bleibt die Kritik der Genossen, wenn der preußische Ikarus aller Welts Daedalus spielen will?

Gebenedeite Gattinnen von Ingrid Kolb
Der Ruhm gehört den Dichterfürsten. Nach dem Verdienst der Mägde und ihrem Verbleib forschte Ingrid Kolb

Ein radikaler Rebell von Monika Sperr
Hans Frick, 48, unbekannt. Seine Bücher verdienen Aufmerksamkeit.

Verlage Verleger Verlegtes

Bibliothek der verbrannten Bücher

Nicht umkehrbar von Erich Fried

Für MRR – in Klassen-Liebe von Hartmut Schulze
Der Kritiker wurde kritisiert, und wieder gab es Krach. Warum Marcel Reich-Ranicki immer noch ein Thema ist, erklärt Hartmut Schulze

Herr Heine... von Georg Biron
Heinrich Heine erwägt seine Auswanderung. Exklusiv für Literatur Konkret sprach mit dem Dichter Georg Biron. (Originalzitate)

»Warum sind Sie nur Leser? Schreiben Sie doch!«
Diese Aufforderung habe ich leichtfertig gestellt. Mit den 54 eingesandten Beiträgen hätte ich dieses Heft füllen können. Die Auswahl der hier abgedruckten Stellungnahmen wurde mehr durch deren Umfang als durch ihre Qualität bestimmt: Zehnseitige Manuskripte können wir - zumindest im Rahmen dieser Zeitschrift - nicht veröffentlichen. Wir sollten über einen anderen Rahmen nachdenken.Karl W. Pawek

Victor Serge und die Rose zu Füßen der Guillotine von Helga M. Novak
Rezension

Sinnlichkeit statt Innerlichkeit von Erich Fried

Rezension

Staatsabträgliche Träume eines Rechtsanwalts von Gisela Elsner
Rezension

Angelsbrucker Notizen von Heinar Kipphardt
BESICHTIGUNG (BUCHENWALD)

Frauenleben in Deutschland von Birgit Pauch
Rezension

LITERATUR von Erich Fried

Alte Wut im Bauch und Kopf von Angelika Mechtel
Rezension

Helden kennen keine Müdigkeit von Christoph Buchwald
Rezension

DIE MASCHEN DES GESETZES DER GRAVITATION von Oskar Cöster

Plagiat an der Wirklichkeit von Jakob Moneta
Rezension

Forum kritischer Intelligenz

Spott - und andere Stücke

Bourgeoisie, Wissenschaft, Kunst: In die Rettungsboote... von Ursula Krechel
Rezension

...Vor uns die Sintflut von Yaak Karsunke
Rezension

ANALYSE EINER GEDICHTLANDSCHAFT von Erich Fried

Sowjet – Alltag
Belletristik:

Drei Arten drei Wirklichkeiten zu beschreiben von Oskar Cöster
Rezensionen

Jenseits unserer Grenzen
Rezensionen

Geschichte der Arbeiterbewegung als Selbstbedienungsladen von Jörg Sandkühler
Rezensionen

TABU von Erich Fried

Selbstverwirklichung. der Architekten als Denkmalbauer von Chup Friemert
Rezensionen

Kunst und Alltag von Jürgen Stahr
Rezension

Radikal und kritisch von Karl Pawek

Rezension

Mutterliebe
Rezension

Vorknast von Karl Pawek
Rezension

Kindheit auf sardisch von Karl Pawek
Rezension

Ein Chilene in Berlin glaubt an die Zukunft von Max von der Grün
Rezensionen

Kein Wegs zurück von Lottemi Doormann
Rezension

Ganz schön objektiv
Rezension

Nichts Neues an der Sexfront von Günter Amendt
Rezensionen

Jugend oder Klasse?
Rezension

Über den Leser - soviel man in einem Festzelt sagen soll von Martin Walser

Was geht mich das noch an von Andreas Reimann
Respektlose Anmerkungen des DDR-Lyrikers Andreas Reimann zu neuen Gedichtbänden aus der BRD

Träume gegen den Literaturbetrieb von Ulla Hahn
Praxis und Möglichkeit des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt untersucht Ulla Hahn

Die Kerhseite von Malte Dahrendorf
Über die Diskrepanz zwischen Kinderliteratur und Kinderwirklichkeit in der BRD

Der rote Elefant empfiehlt

Kommentierte Bibliografie

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 2

Karl Pawek

Editorial

Auf die großen Entwürfe (z.B. in Editorials) folgt die tägliche Kleinarbeit. Manches reduziert sich dabei auf Unscheinbarkeiten, vieles stößt vorzeitig an Grenzen, die in ihrer brutalen Banalität zumindest hinderlich sind.

Da hält die Freiheit auf unserem Titelbild - auch wieder so eine *Idee - demonstrativ* das Muster eines Buches in ihrer Hand, das für mich die wichtigste Neuerscheinung dieses Herbstes ist: Den zweiten Band von Peter Weiss' epochaler »Ästhetik des Widerstands«. Doch im Heft fehlt die Besprechung.

Bereits im Juni und danach beinahe wöchentlich haben wir den Suhrkamp Verlag um Druckfahnen gebeten. Vergebens. Man versicherte uns, es gäbe keine Fahnen, vergaß allerdings hinzuzufügen: für Literatur Konkret. Denn während wir auf ein Vorausexemplar warteten bis weit über den Redaktionsschluß hinaus, konnte z.B. der Spiegel-Rezensent angeblich nicht vorhandene Fahnen bereits lesen. Offensichtlich gilt im Hause Suhrkamp: Wer den Unseld nicht ehrt, ist der Fahnen nicht wert...

Ein anderer Verleger war zumindest offener. Er verbarg seine Abneigung erst gar nicht hinter Vertröstungen, sondern erklärte schlicht, nie wieder in einer Zeitschrift zu inserieren, die dieser Pawek macht.

Nun können wir auf den einen oder anderen Inserenten durchaus verzichten, doch nicht auf Anzeigen überhaupt. Einige Leser rügten den Fragebogen in Heft II als konsumorientierte Scheiße. Sie haben - zum Teil - recht. Ihre Konsumgewohnheiten interessierten uns aus dem einzigen Grund, Anzeigenkunden zu gewinnen. Denn nur über Anzeigen, nicht über den Verkaufserlös von DM 2,60 pro Heft (den Rest erhalten die Händler) kann diese und jede andere nicht-subventionierte Zeitschrift finanziert werden.

Im übrigen erwies sich der Konsum unserer Leser als nicht sonderlich beeindruckend: 46070 sind Nichtraucher, 60070 trinken am liebsten Tee. Neben Reisen und Schallplatten scheinen Sie sich fast nur für Bücher zu interessieren: 44070 von Ihnen besitzen mehr als 500 Exemplare, und im Durchschnitt kaufen Sie pro Jahr 40 Bücher hinzu.

Ein Versuch, Ihre Konsumgewohnheiten zu beeinflussen, beginnt in dieser Ausgabe: Erstmals in der Geschichte der Publizistik liegt jedem der 75.000 Exemplare einer Zeitschrift eine Originalgrafik bei. HAP Grieshaber fertigte für Literatur Konkret einen

Holzschnitt an 'Zum Ende der Buchdrucker-Kunst' (vgl. Litko II), nannte unser Vorhaben »eine historische Tat« und drängte zur Eile: »Einen solchen Abgesang sollten wir uns nicht entgehen lassen ehe es morgen schon zu spät dazu ist.« Die technische Realisierung erwies sich bereits heute als ungemein kompliziert, nachzulesen auf S. 35.

Wichtig und folgenreich für die künftige redaktionelle Arbeit waren die Ergebnisse des ersten, interesseorientierten Teils des Fragebogens aus Heft II. Ihr Bildungsstand ist demnach beeindruckend. Sie besuch(t)en eine Hochschule (43%) oder haben Abitur (30%). Der geringe Anteil an Volksschülern (8,2%) ist erklärbar - wir wollen uns aber nicht damit abfinden - daß Sie allerdings fast alle männlichen Geschlechts sind (77,4%), ist verwunderlich. Immerhin sind 32% aller Autoren an diesem Heft Frauen.

Zwischen 19 und 29 Jahre alt (68%), unverheiratet (73%), wählen Sie links: Umweltschutzparteien 33,2% (inzwischen mag da manche Euphorie verflogen sein), SPD 31,1%, DKP 14,9%. Sie lesen täglich die FR (37,5%), die Süddeutsche (12,9%) oder die UZ (9,8%; die Differenz Wähler-Leser = 5% sollte die Macher dieser 'Tageszeitung für die arbeitende Bevölkerung' nachdenklich stimmen).

Sie kaufen Literatur Konkret, weil Sie Informationen über Bücher suchen (62%) und mehr über den Literaturbetrieb erfahren wollen (50%). Mit dem politischen Spektrum dieser Zeitschrift sind Sie zufrieden (77,6%), wünschen sich aber mehr Besprechungen politiktheoretischer Neuerscheinungen (34%). Die Beiträge finden Sie überwiegend verständlich geschrieben, sie erscheinen Ihnen eher zu leicht (12,2%) als zu schwierig (7,1%). Ihre Vorzugsautoren schließlich sind Böll (bei 1.856 Einsendungen über 200 Nennungen), Wallraff, Fried und Zahl (über 100), Engelmann, Walser, Andersch, Biermann, Enzensberger, Zwerenz, P. Schneider und Max Frisch (über 50).

Zusammengefaßt: Sie sind ein intelligenter, sympathischer, engagierter Nonkonformist. Ich hoffe, Sie haben über uns, die Macher dieser Zeitschrift, keine schlechtere Meinung.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 6

Michael Scharang

Literatur in der Depression

Michael Scharang will nicht warten, bis der Kopf vom Schreibtisch rollt

Ich denke bei dem Wort »Depression« schon auch an die Wirtschaft. Wenn aber jemand meint, man könne noch nicht von einer Depression sprechen, sondern erst von einer Krise, soll er meinetwegen Recht haben. Ich ziehe dann meinen Gedanken zurück und denke bei dem Wort »Depression« an Schwermut. Hätte dieses Wort aber nicht jene doppelte Bedeutung (es hat andere auch noch), würde ich es überhaupt in Ruhe lassen.

Die Literatur, meine ich, ist in Schwermut gefallen. Aber nicht nur sie. Und es sind nicht nur Autoren, die heutzutage einen aufs Maul bekommen, wenn sie sich äußern, und denen auch dann noch auf die Finger geklopft wird, nachdem sie sich bereits verängstigt zurückgezogen haben.

Bei Autoren aber fällt so etwas eher auf. Man war von ihnen gewohnt, daß sie Wörter abklopfen - nun werden sie zum allgemeinen Erstaunen selbst abgeklopft. Zudem hat man ihnen nur eine kurze Frist eingeräumt, um sich von ihrer demokratisch-fortschrittlichen Position zurückzuziehen. Und wer keine Anstalten trifft, seine Sachen für den Rückzug zu packen, kommt unverzüglich an den Pranger. Hauptschauplatz derartiger kultureller Aufmerksamkeiten ist zur Zeit die Bundesrepublik Deutschland.

In meinem Land, in Österreich, hat es Tradition, daß Künstler und Intellektuelle zusammengestaucht werden. Österreich galt ja auch, was das offizielle Klima betraf, lange genug als geistiger Kältepol Mitteleuropas. Das hat sich etwas geändert. Jedenfalls können Kulturreisende, die aus der BRD zurückkehren, beim besten Willen nicht mehr so tun, als wären sie im sonnigen Süden gewesen.

Sollte es in Österreich zur Zeit wirklich liberaler zugehen als in der Bundesrepublik, so wird diese Klimaverschiebung, fürchte ich, nur einen historischen Augenblick lang anhalten. Die österreichische Reaktion, ökonomisch von bescheidenerem Zuschnitt als die westdeutsche, wartet auf gesicherte Ergebnisse des tüchtigen Nachbarn, ehe sie ihrerseits (wieder einmal) zur rechten Offensive bläst. Irgendeinen Vorsprung hatte die BRD ja immer; nun demonstriert sie uns, wie man die Krise der Wirtschaft gerechterweise ausweitet auf alle gesellschaftlichen Bereiche.

Auch der Feldzug gegen die Literatur begann mit Rationalisierungen. Das Teuflische an solchen Maßnahmen ist, daß zuerst nur am Fettpolster geknabbert wird. Während sich die Leute noch darüber streiten, ob dieser Schein von Vernunft nicht doch vernünftig sei, haben sich die Maßnahmen auch schon bis zum Fleisch durchgefressen. Wo nicht viel Fett vorhanden ist - wie bei der Literatur -,ist das Fleisch auch bald weg. Das nächste sind die Knochen.

Das bißchen Fett, das die Literatur während der Hochkonjunktur ansetzen konnte, waren die Literatur-Debatten. Ich meine nicht das zeitlose Wispern des literarischen Feuilletons, sondern jene lautstarken Auseinandersetzungen, in denen Zusammenhänge zwischen Literatur und Gesellschaft behauptet, bewiesen, gefunden, aber auch erfunden, konstruiert und geleugnet wurden.

Diese Debatten waren das erste, was wegrationalisiert wurde. Das vollzog sich ziemlich reibungslos, denn von vielen Thesen, die in Umlauf waren, gab es nur wenige, mit denen der einzelne etwas anzufangen wußte. Es fehlte deshalb jedem nur wenig. Ich erinnere mich noch gut meiner Schadenfreude: Das Literaturgeschwätz schien an eine Grenze gestoßen zu sein.

In Wirklichkeit handelte es sich um einen Stoß gegen die ganze fortschrittliche Literatur. Man hatte sie an ihrer schwächsten Stelle gepackt - was sie sich nicht ungern gefallen ließ. Nur löste sich der Griff nicht mehr. Die Klugscheißer, denen er zu gelten schien, hatten ihn auch schon verkraftet, da merkten die anderen erst, daß der Anschlag ihnen galt.

Die relativ breite Szene der fortschrittlichen Literatur zerfiel rasch in ihre natürlichen Bestandteile: Die Klugscheißer bewarben sich bei jener Firma, die unter dem Kennwort »Tendenzwende« inserierte und bei besonderem Fleiß eine Lebensstellung versprach - seitdem scheißen sie nicht nur klug, sondern auch fleißig. Die Klugen aber setzten sich in den Schmollwinkel und jammerten darüber, daß die Gesellschaft nun wirklich so geworden ist, wie sie es befürchtet hatten. Das einzig Überraschende an der ganzen Entwicklung besteht darin, daß die Wirklichkeit die Theorie eingeholt hat. Für die Betroffenen ist es Überraschung genug. Den Teufel malt bald wer an die Wand. Ihm dann aber auch gegenüberzusitzen, ist nicht jedermanns Sache. Unsere Sache wird es wohl oder übel sein müssen.

Über zu viel Behaglichkeit hatte die linke Intelligenz ja nie zu klagen. Während der Studentenbewegung zu einigermaßen geschlossener Aktivität erwacht, fühlte sie sich nach dem Ende dieser Bewegung schon wieder als verlorener Haufen. Aus

Angst, sich in Nichts aufzulösen, suchte sie Unterschlupf oder Anlehnung bei Parteien; oder sie probierte es mit eigenen Organisationen. Ihre Arbeitsmöglichkeit und Öffentlichkeit hatte sie nach wie vor außerhalb dieser Organisationen.

Die Linke hatte und hat ja keine nennenswerten Produktionsmittel in der Hand. Sie reflektierte das auch, reflektierte sogar, daß es bei der Reflexion nicht bleiben darf, und es kam tatsächlich zu einigen Versuchen, sich im Kulturbereich so weit zu verankern, daß man nicht über Nacht abserviert werden kann. Man darf der Linken also nicht generell Weltfremdheit vorwerfen, weder in ihrer Analyse, noch in ihrer Praxis. Sie sollte deshalb auch nun, wo sie aufs schwerste bedroht ist, nicht weltfremd werden.

Unsere Stärke, und die Stärke unserer Tradition, war doch immer der Realismus: in der Politik, in der Philosophie, in der Kunst. Vielleicht haben wir dabei etwas außer acht gelassen: Daß die Voraussetzung von alldem der Realismus im Leben ist. Wir sind immer dafür eingetreten, daß sich die Verhältnisse zum Besseren wenden. Wenn die Verhältnisse nun unter der Hand schlechter werden, darf sich deshalb unser Verhältnis zur Realität nicht verschlechtern, im Gegenteil, es sollte leidenschaftlicher werden. Wir brauchen jene tausend Einfälle, welche von der Leidenschaft gerade dann produziert werden, wenn sich ihr Hindernisse in den Weg stellen.

Die Flinte ins Korn zu werfen, wäre Unfug. Denn die Flinte sind wir selbst. Wir würden uns selbst ins Korn werfen. Und was dann passiert, sehen wir ja an denen, dies bereits getan haben: Der Mähdrescher ist über sie hinweggefahren, und sie sind als gepreßtes Stroh billig zu haben - die Eierköpfe als Quadratschädel. Ich will die Vorteile dieser geistigen Wandlung nicht verschweigen: Köpfe in handlicher Form kommen leichter ins Sonderangebot der Medien.

Dennoch: Mit dem Hohn auf die Tendenzwendler ist nichts (jedenfalls nicht alles) getan. Es ist nun einmal so, daß viele von uns einen massiven rechten Kulturkampf zum ersten Mal erleben. Theoretisch war jedem klar, daß der Kapitalismus, sobald er in die Krise kommt, den Überlebenskampf auch als Kulturkampf führen muß. Klar ist auch, daß uns der Kapitalismus schonte, so lange es ihm zuträglich war. Wer nicht unter die Räder komme, so kalkulierte man nicht zu Unrecht, dessen Kapitalismuskritik bleibe schal.

Nun aber, da wir direkt betroffen sind, muß damit gerechnet werden, daß unsere Kritik konkret wird, geprägt von Erfahrung und strotzend vor jener Überzeugungskraft, die uns in Theorie und Literatur mitunter fehlte. Das ist der Grund, warum unsere Arbeiten von vornherein in die Nähe des Hochverrats gerückt werden.

Wer gegen uns brutal vorgeht, bringt sich freilich in ein Dilemma: Er stellt uns wider Willen günstige Trainingsmöglichkeiten zur Verfügung. Deshalb möchte er mit allen Mitteln verhindern, daß wir in den Ring steigen. Dieser Angriff auf unsere Arbeitsmöglichkeiten, so schockierend er auf den einzelnen wirken mag, darf uns nicht im Schock erstarren lassen.

Mit zitternder Hand kann man weder Widerstand leisten, noch mit Anstand überleben. Es ist zur Selbstberuhigung vielleicht ganz gut, auch den tragikomischen Aspekt der Sache zu sehen: Wollten wir nicht immer gesellschaftliche Relevanz? War es nicht diese bis zum Kotzen beschworene Relevanz, die uns an der Kunst und der Kultur so abging? - Jetzt haben wir sie; anders freilich, als wir sie wollten. Wiewohl ja die Art und Weise, wie wir sie wollten, auch nicht immer ganz klar war.

Wir artikulierten unser Demokratie- und Fortschrittsbedürfnis von unserem Arbeitsbereich aus - was auch in Ordnung ist. Nur mißdeuteten wir den Umstand, daß man uns reden ließ, schon als gesellschaftlichen Vorstoß. Da wir unbehelligt von Widerstand und Resonanz dahinmarschierten, mußten wir über kurz oder lang zu schwärmen beginnen: von der gesellschaftlichen Verbindlichkeit, von der Produktivkraft Phantasie. Jetzt haben wir, wie gesagt, die eine; und brauchen die andere, aber nicht mehr als Begriff. Wir brauchen die Phantasie wie einen Bissen Brot.

Karl Kraus schrieb, gemünzt auf den listigen Nestroy, wenn jemand von der Zensur erwischt werde, sei das nicht nur dem Zensor, sondern auch dem Zensurierten anzulasten. Mit anderen Worten: Wer jetzt noch von der Phantasie träumt, anstatt sie zu haben und einzusetzen, der wird verdursten. Denn unsere frühere Spielwiese ist zur Wüste gemacht worden.

Wer sich wie wir so lange im Vorfeld der Gesellschaft tummelt, ohne dessen imaginären Charakter zu erkennen, der darf sich nicht wundern, wenn er eines Tages an den Arsch der Gesellschaft zwangsversetzt Wird. Und wer sich jahrelang an der Krise des Erzählens begeht, anstatt von der Wirklichkeit zu erzählen, so gut er es eben kann, der darf sich nicht wundern, in der Wirklichkeit so wenig verankert zu sein, daß andere aus der Krise des Erzählens eine Krise der Erzähler machen können.

Aus dem Spiel mit der Literatur ist ein riskanter Job geworden. Warum auch hätte die Literatur bewahrt bleiben sollen vor der allgemeinen Atmosphäre der Angst, des Mißtrauens und der Mißgunst? Zweifellos haben wir dem einiges entgegenzustellen; aber auch hier macht sich ein Fehler von früher unangenehm bemerkbar: die permanente Selbstkrönung jedes einzelnen zum linken Kaiser.

Linkssein wurde mitunter zu etwas, das nicht verwachsen war mit dem Leben und der Arbeit, politisches Bewußtsein für manche der Hut auf dem Kopf. Deshalb kennt sich heute keiner aus: Hat der, den man gestern ohne Hut traf, den Hut

verkauft, weggeworfen, oder hat er ihn nur daheim gelassen, weil er zu einer beruflichen Besprechung mußte? Und hatte der, den man heute mit Hut traf, diesen deshalb so tief im Gesicht, um seine finstere Entschlossenheit zu demonstrieren oder um nicht erkannt zu werden?

Eine Möglichkeit der Entwirrung wäre, sich an den Köpfen und nicht an den Hüten zu orientieren. Auf die Literatur bezogen, hieße das, nicht mehr den Behauptungen über Literatur, sondern der Literatur selbst das erste Augenmerk zu schenken. Die Voraussetzung dazu wäre freilich, daß die Literatur das auch will; daß sie denen abwinkt, die ständig Anträge an sie stellen. Kurzum, daß sie die Zwangsehe mit der Politik auflöst und mit dem Engagement eine Liebesbeziehung eingeht.

Es ist nämlich nicht so, daß aus dem Spiegel, den man der Politik vorhält, die politische Literatur herausschaut. Auch gibt es keine Garantie dafür, daß Literatur, nur weil sie von Politik handelt, bereits politische Literatur ist. Ebensowenig ist die Literatur der Arbeitswelt allein durch die Wahl ihres Gegenstands schon aufschlußreich.

Die Literatur sollte sich nicht von einem menschenfeindlichen politischen Klima ihrerseits in Menschenfeindlichkeit hineintreiben lassen, sie sollte den Opfern rücksichtsloser Machtausübung nicht rücksichtslos ins Gesicht fahren. Schlimm genug, daß ein Teil der Literatur sich bereits dafür hergibt: Die Tendenzwendler gönnen, aus Angst um die eigene Haut, den Menschen gerade noch die Seele. Das darf die anderen Autoren aber nicht so in Rage bringen, daß in ihren Geschichten nur noch das politische Bewußtsein liebt und säuft. Die Ergänzung, zum abstrakten Gefühl einerseits, zum abstrakten Verstand andererseits, liefert die Unterhaltungsindustrie mit ihrer abstrakten Sinnlichkeit - und so spielt jeder den ihm zugewiesenen Part.

Die Gefahr besteht, daß die fortschrittliche Literatur, von den Machtverhältnissen an die Wand gedrückt, sich in die zugewiesene Rolle verbeißt, anstatt sich von ihr zu lösen. Das wäre politisch ebenso wie literarisch verhängnisvoll. Jede neue Entwicklung, und sei sie noch so negativ, nötigt auch die Literatur - falls sie wirklichen Widerstand leisten will -,neue Möglichkeiten zu finden.

Würde das Erzählen von Geschichten sonst nichts sein, es ist auf jeden Fall das Schreiben von Geschichte. Diese Art von Geschichtsschreibung ist immer eine der treffendsten und entlarvendsten gewesen. Und sie hat Mut gemacht. Der Mut, den der Autor vor sich selbst beweist, ist also nicht der allein selig machende.

In einer Zeit, in der die Dinge nicht mehr einfach beim Namen benannt werden dürfen, lockt der kräftige Hauptsatz die Schergen herbei, währenddessen sich die vielen listigen Nebensätze zu den Menschen durchschwindeln: Die Leser reiben sich die Hände, die Schergen haben keine Handhabe.

Es wäre schade, wenn die Schriftsteller meinten, schlechte politische Zeiten seien automatisch schlechte Zeiten für die Literatur. Sitzen und warten, bis vielleicht der Kopf vom Schreibtisch rollt, ist masochistisch. Sollte sich der Masochist auch noch mit einem aufrechten Kämpfer verwechseln und diejenigen verdammen, die weder aufgeben noch sich fangen lassen, dann hätten wir wieder einmal das schönste linke Durcheinander.

Wir stecken in der Scheiße, gewiß. Aber nicht in unserer eigenen. Wem dieser Unterschied nicht Mut macht, der wird auf seiner Schwermut sitzen bleiben, anstatt sie als Trampolin auszuprobieren.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 9

Erika Runge

Die betonierte Fantasie

Erika Runge beschreibt ihre Schwierigkeiten, Gefühle einzubringen in die Arbeit. Inzwischen scheint ihr, als nähme sie ihre »Wehwehchen« übermäßig wichtig. Sie schlägt daher vor, Anfang und Schluß des Artikels zu überlesen und den Rest als Diskussionsbeitrag zum Thema »Gefühl« zu verstehen.

Als mir Freunde von der AutorenEdition vorschlugen: »Schreib auch einen Roman!«, dachte ich: Vielleicht ist's einfach ... Ich habe eine Handlung entworfen, habe Vertrag und Vorschuß bekommen und angefangen, Material zusammenzutragen (möglichst viel, um meine Ängste zu ersticken). Ging's nicht darum klarzustellen, »ich schreibe für die Arbeiterklasse« oder »ich schreibe für mich« und dann fleißig zu sein?

Doch auf ungeahnte Weise wurde ich mit mir konfrontiert. So wie angeblicher Selbstlosigkeit Kraft fehlt, ist's einem Menschen mit meiner politischen Haltung kaum möglich draufloszutippen.

War's zu verantworten, so viel Zeit für ein Buch (eins von zigtausend, die jedes Jahr auf der Buchmesse vorgestellt werden) aufzuwenden? Sollte ich sie nicht nutzen, um Geld für die Befreiungsbewegung in Südafrika zusammenzubringen, mehr für die hungernden Kinder in Chile zu tun? Andererseits: mein Vorhaben hat politischen Anspruch. Dieses Buch mußte gut werden, sollte wirksam sein ...! - Ich kam nicht zurecht, nichts gelang mir. Zweifellos, es lag an den »Verhältnissen« (ein Terminauftrag, politische Verpflichtungen, das Privatleben, Umzug - jedes ungeschriebene Buch ist das beste).

Wie auch immer: ich konnte nicht zurück. Der Vorschuß war ausgegeben, meine Freunde warteten, ein Mitbestimmungsmodell wie das der AutorenEdition brauchte Unterstützung durch Bücher! Ich mußte es schaffen. Und war nicht die Linie klar? Wenn ich erzählte, wovon der Roman handeln wird, traf ich auf Nicken, Vergnügen, Zustimmung.

Also fing ich an. Zunächst habe ich mich überlistet, habe den Lesern mitgeteilt, daß ich das Buch nicht schreiben kann und was in dem - nicht geschriebenen - Buch hätte drinstehen können. Auf diese Weise gelang mir, zum »ich« der Erzählfigur vorzudringen, ohne mich, wie befürchtet, aufzulösen. Wie ein braver Schüler, der beweisen will, daß er gut gelernt und die Aufgaben (des Lebens, unserer Epoche) verstanden hat, setzte ich die Fakten in Handlung um. Aber: noch einmal aussprechen, was andere schon gesagt haben? Wären Protokolle in dem Fall nicht sinnvoller? Meine Fantasie schien durchsetzt vom Beton, den die Mühen des Erkennens hinterlassen hatten ... Ich mußte meinen Anspruch klären, mein Verhältnis zur Welt, die Beziehungen zwischen ICH und DIE ANDEREN (was auch heißt, die von anderen mitgeteilten Erfahrungen vielleicht als Material benutzen).

Dabei wurde mir bewußt: Arbeitsschwierigkeiten sind - u.a. - Schwierigkeiten, Gefühle einzubringen (Gefühle machen schutzlos). Wie sollte ich zwischen Nebensächlichem und Dringlichem unterscheiden? Das Gefühl bekam für mich die Bedeutung eines Magneten, durch den ich aus der Fülle von Tatsachen auswählen konnte. Aber stand mein Versuch, mich auf Gefühle einzulassen, nicht im Gegensatz zur Forderung nach kritischer Analyse, die eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung verlangt?

Gefühle zurückzudrängen, sie abzuwerten zugunsten des Verstandes, nützt der Reaktion! Ich weiß: in einer kapitalistischen Gesellschaft ist's lebensnotwendig, alle Denk- und Erkenntnisfähigkeiten einzusetzen, um die Verhältnisse zu erfassen und Wege aufzutun. Dennoch: der Fließbandarbeiter, der die Wiederholung einer scheinbar sinnlosen Tätigkeit als entwürdigend empfindet, der Erschöpfung und Wut runterschluckt, bis sie sich im Krach mit Frau und Kindern oder auf dem Fußballplatz Bahn brechen, braucht Hilfen bei der Formulierung von Gefühl genauso wie der Arbeitslose, der Aufheiterung durch Operettenmusik sucht oder seine Verzweiflung im Alkohol ertränkt. Auch Verzweiflung kann soziale Fähigkeiten mobilisieren! Die Linke braucht die Gefühle: Wut und Empörung brauchen wir genauso wie Stolz und Freude, wie Zärtlichkeit und Güte. Das zu fordern ist einfach, Gefühle zuzulassen, ist schwer. Für mich wurde es zur Arbeitsnotwendigkeit.

Wie sollte ich auch nur »kalte Füße«, »Aufwachen« oder »eine Blume« erfassen, wenn ich mich den Gefühlen, die dadurch hervorgerufen werden, nicht aussetze? Seit ich an dem Buch arbeite, lebe ich gründlicher. Obgleich ich die Wohnung kaum verlasse, mache ich mehr Erfahrungen als in einem Urlaub, denn ich muß mir die Zeit nehmen zum genauen Hinsehen und Empfinden.

Ein Leben ohne Entfremdung also, nur weil irgendein Konzern mir Vorschuß gegeben hat? In gewisser Weise: ja. Andererseits komme ich ohne solchen »Luxus« nicht aus, wenn ich Menschen beschreiben will, deren Erlebnisse ich nicht haben konnte, weil ich weder als Arbeiterin oder Bäuerin aufgewachsen bin noch je Schauspielerin war. Ich muß mir meine Erfahrungen so umfassend wie möglich erschließen, um die anderer (die ich aus Erzählungen, aus Untersuchungen kenne) zu durchdringen und sie lebendig, d.h. nachfühlbar zu machen.

Natürlich können Gefühle auch den Arbeitsablauf stören. Ich habe z.B. die Handlungslinie des Romans skizziert, Ereignissen, die in einer bestimmten Reihenfolge ablaufen müssen, kommt dabei Bedeutung zu. Wenn ich an einem Tag matt bin, an dem ich erzählen müßte, wie die Studentin auf Polizisten losgeht, die sie mit anderen aus einer Vollversammlung holen, und ich Empörung nicht nachvollziehen kann, kann ich nicht weiterschreiben. Deshalb gehe ich (zur Zeit) vor wie bei einem Puzzle-Spiel: ich schreibe jeweils die Szene,. die meinen Gefühlen entspricht und fülle so allmählich das Ganze. Erlebnisse meines Alltags (der für die Handlung keine Bedeutung hat) werden auf diese Weise einbezogen, irgendeine Beobachtung oder neue Bekanntschaften bekommen Einfluß auf die Handlung, verändern Figuren, machen andere unwichtig. Und an manchen Tagen muß ich mir erst den Kopf freischreiben, um an die Arbeit zu kommen (wenn mich z. B. ärgert, daß die Versammlung vom Vorabend endlos dauerte, weil einer sich an Regeln festhielt und ein anderer durch Rumzetern Beachtung finden wollte).

Schreiben ist eine einsame Tätigkeit, das war mir bisher kaum bewußt, doch möchte ich (im Augenblick) nichts anderes tun. Schreiben ist schwierig, ist lustig, quälend -und befriedigend: als würde ich mich selbst gebären. Ich kann nicht zurück (sonst gehe ich drauf).

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 10

Irmtraud Morgner

Philosophie für Nichtfachleute

Rede über Jakob Böhme, eine personifizierte Pferdezucht und die Literatur, gehalten von Irmtraud Morgner auf dem 8. Schriftstellerkongreß in Berlin (DDR)

Das Arbeitsmotto unseres Kongresses hat mich an eine Begegnung erinnert, von der ich Ihnen erzählen möchte:

In diesem Jahr führte der Aufbau-Verlag seine Autoren zur Woche des Buches im Bezirk Schwerin aus. Am B. Mai veranstaltete Aufbau im Thronsaal des Schweriner Schlosses eine Lesung, zu der fünf Autoren aufgeboten wurden. Die Autoren saßen unter einem Baldachin von Stuck. Der Saal war geheizt. Die Besucher tappten vorsichtig übers blanke Parkett. Nachdem die Entfernung zwischen Portal und Polstergestühl überwunden war, meist auf kürzestem Wege, wurde vom sicheren Grunde des Sitzplatzes aus der Zierat ins Auge gefaßt. Wandstücke ohne Ziemt konnten nicht entdeckt werden. Ich war auch sogleich ins Schnörkelwerk verstrickt. Und als mich der Leiter der Veranstaltung aufrief, hatte ich Mühe, von der in einem nackten Weibe personifizierten Pferdezucht ab auf mein Manuskript zu sehen.

Als ich heruntergelesen hatte und mein Blick wieder von der personifizierten Pferdezucht angezogen wurde, wunderte ich mich, daß unter dem Publikum der Görlitzer Schuhmacher und Philosoph Jakob Böhme fehlte. Als Personifikation. Plötzlich fiel mir auf, daß er seit langem unter uns sein Wesen treibt.

Jakob Böhme ist 1624 gestorben. Hegel bezeichnete ihn hintersinnig als »ersten deutschen Philosophen« und hatte also viel an ihm auszusetzen. Unter anderem gerade das, was, glaube ich, im Prinzip bei uns sein Wesen treibt und mir rühmenswert erscheint.

Böhme war als Philosoph Autodidakt. Einschlägige Stellen seines Werkes zeigen ihn gegenüber dem Stand der zeitgenössischen Naturerkenntnis weit zurückgeblieben.

Woraus erwuchs ihm seine dialektische Weisheit?

Aus Unwissen und Genie, fand ich in Büchern zu lesen; auf der theoretischen Basis der seinerzeitigen einzelwissenschaftlichen Erkenntnis wäre Jakob Böhme eine dialektische Weltanschauung nicht möglich gewesen.

Keine Angst, ich will keineswegs mit unseren Philosophen rechten oder mich gar mit ihnen anlegen. Ich will keinen philosophiehistorischen Gegenstand auf einen Schriftstellerkongreß zerren. Für mich ist dieser Gegenstand ein poetischer, ein poetisch zu erforschender, großer für sozialistische Literatur. Und nicht nur für sie.

Allerdings: Der Gegenstand ist direkt nicht sichtbar, und wir sind an ihn gewöhnt. Weshalb erst eine personifizierte Pferdezucht inmitten einer Leserversammlung mich ernstlich für ihn aufmerksam machte. Die Thronsaal-Versammlung war selbstverständlich nicht aus Berufsgelehrten gebildet, nicht aus »Berufsdenkern«, grob gesagt. Praktischer Werktag hatte die meisten der neugierigen Gesichter mit Müdigkeit gezeichnet. Wer sich werktags zu später Stunde noch aufmacht zu einer derartigen Veranstaltung, den muß ein Amt oder leidenschaftliches Interesse treiben.

Ein leidenschaftlicher Leser von Belletristik ist einer, der grübelt über die Geheimnisse des Lebens und der Welt. Gegenüber dem Stand unserer zeitgenössischen Naturerkenntnis waren wohl die meisten Besucher zurück. Sie waren »Laiendenker«, grob gesagt. War ihr Grübeln von Unwissen beflügelt?

Das Wissen der Gelehrten seiner Zeit war Böhme wie gesagt nur teilweise aus Büchern geläufig. Gewiß. Aber gibt es nicht auch Wissen, das nicht aus Büchern zu entnehmen ist? Böhme verfügte über Kenntnisse, die die traditionelle Arbeitsteilung dem normalen Gelehrten gemeinhin versagte. Er war also nicht nur in der Sphäre geistiger Arbeit bewandert; sein Handwerk, praktische Pflichten und Notlagen hatten ihn außerdem mit genauen Kenntnissen der anderen, materiellen Sphäre des Lebens ausgestattet. Durch Erfahrung war ihm das Fundament aller geistigen Arbeit, diese mühsam herzustellende leibliche, organisatorische und atmosphärische Gegebenheit unvergeßlich. Dieses für einen Denker außergewöhnliche Sein mußte natürlich sein Bewußtsein prägen, seine Sprache.

Hegel vermißt an Jakob Böhme die allgemein verbindliche, mit abstrakten Begriffen operierende Wissenschaftssprache und urteilt also, daß dem Philosophen »die Form des Gedankens« fehle. Er schreibt: »Die Formen, die er gebraucht, sind keine Gedankenbestimmungen. Es sind sinnliche Bestimmungen ... so Qualität, Herbe, Süß, Bitter, Grimmig; Empfindungen, Zorn, Liebe; Tinktur, Blitz, Essenz, Salniter, Merkurius. Diese sinnlichen Formen behalten bei ihm nicht eigentümliche sinnliche Bedeutung; er gebraucht sie zu Gedankenbestimmungen.« Dennoch kann Hegel nicht umhin »die ungeheure barbarische Kraft« zu bewundern, »die Wirklichkeit als Begriff zu gebrauchen«.

Jakob Böhme, den Marx zu den Großen der Philosophie zählt, war also, glaube ich, keineswegs nur von Unwissen beflügelt, das geniale Kurzschlüsse ermöglicht. Er war gegenüber dem normalen Gelehrten seiner Zeit nicht nur im Nachteil. Er war auch im Vorteil. Er verfügte über Kenntnisse, Erfahrungen, die gewohnheitsmäßig als geistiger Arbeit

hinderlich empfunden wurden und wohl auch noch werden. Er war gelehrt und ungelehrt bewandert. Gleichzeitig. Im Spannungsfeld der traditionell als unvereinbar empfundenen, auch praktisch schwer verträglichen Sphären arbeitete sein Genie. Im Spannungsfeld: im Widerspruch. War vielleicht der alltäglich durchlebte, also lebensprägende Widerspruch zwischen geistiger und körperlicher Arbeit das produktive Element, das ihn zu dialektischer Weisheit beflügelte?

Ich glaube, Jakob Böhme treibt unter uns sein Wesen als poetische Personifikation einer Produktion, die längst zur materiellen Gewalt geworden ist. Die Schauplätze sozialistischer Produktion befinden sich doch keineswegs nur in Betrieben, auf Großbaustellen. Was in den Köpfen produziert wird, ist im Sozialismus nicht weniger gesellschaftsbildend. Sozialistische Länder zeichnen sich gegenüber kapitalistischen unter anderem durch einen wesentlich höheren Anteil lesender Bevölkerung aus. Natürlicherweise. Die herrschende Klasse der Arbeiter und Bauern und ihre Verbündeten nehmen nicht nur die materiellen Reichtümer in Besitz, sie wollen sich auch die geistigen aneignen. Ja. Aber wie machen sie das? Was widerfährt ihnen bei ihren Expedition? Was geht ihnen auf?

Der Marxismus ist eine junge Wissenschaft. Er hat vorerst noch alle Hände voll zu tun mit politischen und gesellschaftlichen Gegenständen im engeren Sinne. Auch habe ich den Eindruck, daß unsere Philosophen solche Gegenstände bevorzugen, die die Klassiker schon mal angefaßt oder doch wenigstens berührt haben; und daß Philosophie für Fachleute geschrieben wird von Fachleuten, von »Berufsdenkern«.

Aber wir brauchen auch Philosophie oder etwas, wofür ich bisher keinen Namen gefunden habe, für Nichtfachleute. Über lebenswichtige Gegenstände, die bisher hauptsächlich die Religion befaßte. Über täglich zu bewältigende, unabweisbare, elementare Lebensereignisse als da sind Tod, Krankheit, Zufall, Glück, Unglück. Daß diese Gegenstände außer von Literatur kaum öffentlich verhandelt werden, heißt ja nicht, daß sie nur von Schriftstellern bedacht werden. Kein Mensch kann leben, ohne diese Gegenstände irgendwie zu bewältigen. Irgendwie. Ja. Ich möchte wissen, wie dieses »irgendwie« aussieht, wie, erstmals in der Geschichte der Menschheit, Leute, deren Leben von körperlicher Arbeit und von dem Bewußtsein, zur herrschenden Klasse zu gehören, geprägt ist, das Problem Leben bedenken. Zum Beispiel angeregt durch Literatur. Ist vielleicht der von ihnen täglich durchlebte Widerspruch zwischen körperlicher und geistiger Arbeit ein produktives Element, das zu Weisheiten beflügelt, zu denen den von Arbeitsteilung geprägten Fachleuten, den »Berufsdenkern«, der Schlüssel fehlt? Ist vielleicht im Prinzip schon längst allgemein jene »ungeheure Kraft« am Werke - von dem Idealisten Hegel »barbarisch« genannt -, »die Wirklichkeit als Begriff gebrauchte?

Jedenfalls sind schöpferische Kräfte am Werk, von denen eine Denkungsart begründet wird, die sich von der bisherigen Tradition geistiger Arbeit prinzipiell unterscheidet.

Schöpferische Kräfte sind Reichtümer. Sind uns Reichtümer gleichgültig? Sind wir neugierig auf sie, sind wir begierig, die Schätze zu heben?

Seit einiger Zeit werden protokollarische Lebensbeschreibungen mit Frauen-Sujets angefertigt. Frauen, das sind Wesen, die auch im Sozialismus bei geistiger Berufsarbeit von den Gefahren strikter Arbeitsteilung verschont bleiben. Die Sitten sorgen dafür, daß ihnen der Widerspruch zwischen körperlicher und geistiger Arbeit als Spannungsfeld ihres Lebens erhalten bleibt. Den weiblichen Wesen gegenüber wird die Haltung des Erkundens allgemein als angemessen anerkannt. Weil allgemein empfunden wird, daß über sie als Objekte wenig, als Subjekte noch so gut wie nichts genau ermittelt ist. Dieser Sachverhalt trifft doch aber nicht nur auf das weibliche Geschlecht zu. Er trifft auf alle einfachen Leute zu, die bisher Objekte der Geschichte waren, auf die Arbeiter also auch, auf die Bauern.

Maxie Wander hat uns in ihrer Sammlung protokollarischer Lebensbeschreibungen von Frauen, »Guten Morgen, du Schöne« (1), erstaunliche Nachrichtung von der Menschwerdung geschenkt. Großartig darin die Vielfalt der Welt-Bilder, die Originalität der Gedanken und Ansichten. Maxie Wander mußte »nur« mit der Kunst des Fragens den Kittel der Alltagsverständigung abstreifen, um bedeutende Persönlichkeiten sichtbar zu machen. Der Sozialismus hat diese Frauen aus der Nivellierung, die Unterdrückung herstellt, entlassen und ihnen eine Chance gegeben, ihre Charaktere auszubilden und eigenartige Gedanken. Eigenständige, unersetzbare, unverwechselbar aus sozialistischer Existenzform gewachsen. In keinem Roman der letzten Zeit fand ich solche Reichtümer.

Und Maxie Wander hat das Phänomen durchschaut und folglich auch eine Sammlung protokollarischer Lebensbeschreibungen von Männern vorbereitet. Der Tod hinderte sie, diese Arbeit zu vollenden. Wir haben ein außerordentliches Talent verloren, bevor wir Zeit hatten, seine Eigenart recht zu begreifen und zu bestaunen. Dichterische Fähigkeit erweist sich ja nicht nur in der Kunst des Erfindens, sondern auch in der Kunst des Findens. In Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche, da neue gesellschaftliche Zustände nicht nur hergestellt und verteidigt, sondern auch denkerisch, sittlich bewältigt werden müssen, erscheint mir die Kunst des Findens besonders wichtig und produktiv. Nicht allein für die Literatur. Für den geistigen Stoffwechsel einer Gesellschaft überhaupt, der selbstverständlich auch materielle Konsequenzen hat, auch politische.

Maxie Wander hat der journalistischen Arbeitsform der Recherche dichterisches Gewicht gegeben. Ihre Protokolle sind gesammelte Poesie: Literatur. Und sie erscheinen mir nicht zuletzt deshalb so rühmenswert, weil der Schuster und Philosoph Jakob Böhme darin sein Wesen treibt.

Talente wie das von Maxie Wander sind selten. Aber das Handwerk der Kunst des Fragens und Befragens, des Erkundens, des Findens läßt sich entwickeln. Wenn man will. Zuerst journalistisch: Es wäre schön, wenn z.B. unsere Presseorgane neben Aufträgen für Reportagen von Schauplätzen der materiellen Produktion auch Aufträge für Reportagen über die geistige Produktion der herrschenden Klasse unseres Staates erteilten, statt den Schriftstellern eifrig mit Vorwürfen wegen zu sporadischer Gestaltung »des Arbeiters« in den Ohren zu liegen.

Vielleicht sollte man mit Leserinterviews beginnen von der Art, da das Interview ausführliches Kennenlernen nicht eröffnet, sondern vorläufig abschließt. Ein gutes Buch ist auch mit einer gründlichen Rezension nicht abgetan. Und wer einen anstrengenden Arbeitstag hinter sich hat, findet kaum noch Kraft, Leserzuschriften für Zeitungen anzufertigen. Die meisten Leser sind wohl auch zu bescheiden und ungeübt für solche Unternehmungen. Aber gerade diese Eigenschaften lassen hoffen, daß Interessantes, nicht Routiniertes zu erfragen ist. Von Lesern mehr darüber in Erfahrung zu bringen, was ihnen beim Lesen für Gedanken kommen, wie sie sich, inspiriert durch ein Buch etwa, aufmachen zu neuen Standorten in sich und außer sich, um die Wechselfälle des Lebens, die Gewißheit des Todes, Glück, Unglück und natürlich die Anstrengungen des Berufs und die Ereignisse der Politik zu bewältigen, wäre nicht nur für Schriftsteller, sondern für die ganze Gesellschaft hochinteressant und anregend für die Wahrheitsfindung, für die gesellschaftliche Produktion von Sitten, für die Festigung der sozialistischen Gesellschaftsordnung, für die Entwicklung zum Kommunismus.

Allerdings: Man kann nichts erkunden, wenn vor Arbeitsbeginn festliegt, was man finden will. Und man sollte nichts Erkundetes lesen, wenn man nicht neugierig ist oder wenn man glaubt, unangenehme Realitäten verschwänden, wenn man die Augen schließt. Bei solchen Erkundungen wird gewiß viel Unerwartetes und nicht immer Angenehmes zutage kommen. Und außer guten oder geglückten Erkundungen wird es auch schlechte oder ungeglückte geben. »Wer nicht arbeitet, macht auch keine Fehler«, sagt Lenin. Ich verstehe z.B. nicht, weshalb ein Stück Arbeitsprotokoll für Dreharbeiten zu einem Dokumentarfilm über Wutstock, abgedruckt im »Temperamenten Heft 2/77, Aufregung gemacht hat. Das Protokoll will keine Literatur sein. Es gibt ein Stück Nachricht zum Bedenken, die nicht rosig ist. Aber auch nicht nur trist, wenn man genau liest. Und interessant ist jedenfalls, was der Protokollant und Dokumentarfilmregisseur Volker Koepp in der Nachbemerkung dazu schreibt: »Der Zuschauer reagiert genau. Er hat seine Erlebnisbereiche. Insofern waren die Diskussionen mit den Wutstock-Filmen für uns sehr aufregend. In Wittstock selbst, in anderen Betrieben, bei Filmforen. Denn es zeigte sich, daß das von uns im Film umgesetzte Erlebnis Wutstock die Betrachter dazu brachte, ihre eigene Haltung vorzutragen - nicht nur dem Film gegenüber -,sie abstrahierten auch und sprachen von ihren Problemen, von ihrem Leben. Manche von diesen Diskussionen habe ich auf Bändern. Neue Dokumente ...«

Ich glaube, wir brauchen solche Dokumente. Und wenn ein echtes Dokument unangenehm ist, muß nicht das Dokument, sondern die Realität, über die es berichtet, geändert werden. Von den Blicken unserer Gegner sollten wir uns bei der Erkundungsarbeit nicht stören lassen. Im Gegenteil. Unsere Gegner bekämpfen den realen Sozialismus ja nicht, weil er hoch Mängel hat. Sie bekämpfen ihn umso heftiger, je weniger Mängel er hat.

Kurzum: Das Arbeitsmotto unseres Kongresses, eine Lesung in einem stuckstarrenden Thronsaal mit personifizierter Pferdezucht und Jakob Böhme haben mich veranlaßt, eine besondere Art dokumentarischer Literatur als förderungswert zu preisen, die Maxie Wander in ihrem Buch »Guten Morgen, Du Schöne« vorbildlich vorgestellt hat.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 13

Peter-Paul Zahl

Utopie und Widerstand

Über den konsequenten Lebenslauf der Revolutionärin Ilona Duczynska

Schon bei der Lektüre der Einleitung ihres großartigen und wichtigen Buches »Der Demokrat Bolschewik« begann ich, sie zu bewundern und sie zu verehren. Als ich ihren ersten Brief an mich gelesen hatte, liebte ich sie.

Ich habe sie nie getroffen, gehört, gesehen. Ein Foto von ihr bekam ich erst nach ihrem Tode zu Gesicht.

Sie wohnte in einem winzigen Häuschen in einer Kleinstadt am Rand der Welt; hatte eine lange Reise nach Europa hinter sich, war in London, Wien, Budapest und Westberlin bei Freunden und Genossen gewesen, neugierig, aufmerksam, lebendig wie nur eine ganz junge Genossin, klug, zärtlich, kämpferisch; hatte sich mit einem großen Stapel Lektüre versorgt (darunter die ersten Bände der großartigen Hölderlin-Ausgabe des Verlags Roter Stern); noch einen Aufsatz über E. Szabo veröffentlicht, den Anarchosyndikalisten und »Vater des ungarischen Marxismus«; war heimgekehrt, mit dem Auto in die Stadt gefahren, ohne Führerschein (»Man kann auch ohne fahren«), hatte »zwei Hosen und ein Bücherregal gekauft«, wollte dieses noch anbringen, die neu erworbenen Schätze aus dem alten Europa in ihm unterzubringen. Fiel um. War tot. Und obwohl ihr. Tod sanft war und schnell und schön und nur zu natürlich, bin ich wütend über ihn. Warum sie, die Jüngste von uns allen, warum nicht eine oder einer der Zehntausende Blutjunger, die, sind sie nicht schon mit einem weißen Bart auf die Welt gekommen, in den ersten zwei, drei Lebensjahrzehnten vergreisen!

Ilona Duczynska, eine der, wie es im Anhang ihres Buches lapidar heißt:»letzten noch lebenden Persönlichkeiten des klassischen europäischen Sozialismus«, geboren 1897 in Niederösterreich, starb, 81-jährig, am 23. April 1978 in Brantford, Ontario. Ein Nachruf nur erschien in der ungarischen Illustrierten Üj Tükör: 1 kleines Foto, ein schwarzer Kasten, 25 Zeilen Text.

I.

Geboren 1897, studierte sie Physik und Mathematik in Wien und Zürich, lernte in der Schweiz im Exil lebende osteuropäische Revolutionäre (damals hießen sie noch: Sozialdemokraten) kennen, darunter Angelika Balabanoff, Sekretärin der Internationalen Sozialistischen Kommission.

1917 ging Ilona Duczynska nach Budapest und beteiligte sich mit einigen militanten Studenten aus dem »Galilei-Kreise und revolutionären Obleuten der Kriegsbetriebe an der Organisation von Antikriegsdemonstrationen, Streiks und antimilitaristischer Propaganda in den Kasernen, wurde verhaftet, wegen des »Verbrechens der Zersetzung der Heeresmacht« vors Kriegsgericht gestellt - eine 20jährige Frau! Im September 1918 zu zwei Jahren schweren Kerkers verurteilt, wurde sie von revolutionären Arbeitern aus dem Militärgefängnis befreit. Nahm an der Gründung der KP Ungarns teil, arbeitete in der Räterepublik (unter Béla Kun) im Volkskommissariat fürs Auswärtige und wurde im Mai 1919, der konterrevolutionären Propaganda entgegenzuwirken, ins Ausland geschickt.

Die österreichische Sozialdemokratie aber bedauerte, hielt still - und ließ zu, daß die ungarische Räterepublik, wie die bayerische, in Blut erstickt wurde. Ilona Duczynska lebte im Untergrund und ging 1920 ins sowjetische Exil, wo sie in Moskau im Sekretariat von Karl Radek arbeitete, der damals Sekretär der Komintern war und ihren II. Weltkongreß vorbereitete.

Als der Kronstädter Aufstand von der jungen »Sowjetmacht«, in der die Sowjets durch die Bolschewiken entmachtet wurden, niedergeschlagen wurde, ging Ilona Duczynska als Kurier der ungarischen KP nach Wien, wurde als »Luxemburgistin« aus der Partei ausgeschlossen und wurde - nie war sie »freischwebende Intellektuellen - von Mitte der 20er Jahre bis 1934 Mitglied der österreichischen Sozialdemokratie unter Otto Bauer. Während der Februarkämpfe des Schutzbundes organisierte sie eine Technikergruppe für den Funkdienst auf Mittelwelle (Propagandasendungen) und auf Kurzwellen (Verbindungsdienst); wegen des Versagens der Leitung der SPÖ wurde sie Mitglied der illegalen KPÖ und beteiligte sich an dem im Untergrund wirkenden Autonomen Schutzbund. Im Februar 1936 emigrierte sie nach London und wurde 1937, zur Zeit der Moskauer Prozesse, ohne Angabe von Gründen aus der KPÖ ausgeschlossen. Als aktive Antifaschistin beteiligte sie sich während des z. Weltkriegs zusammen mit ihrem Mann, dem bekannten Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Karl Polanyi (1886-1964) an Projekten der englischen Luftfahrtforschung. In der Periode des beginnenden Kalten Kriegs gab sie diese Tätigkeit konsequent auf und zog nach Kanada, wo sie, von längeren Reisen nach Europa abgesehen, bis zu ihrem Tode mit diversen Arbeiten zu zeitgeschichtlichen Themen beschäftigt war.

Ein konsequenter Lebenslauf einer konsequenten Revolutionärin, von der »kriminellen Vereinigung, 1917« (so sie, spöttisch) bis zum Ende. Wer das Glück besaß, sie noch kennenzulernen, kennt ihr gegenüber nur Bewunderung,

Anerkennung, Liebe.

II.

In der Partei hat es vordem immer geheißen, daß die Partei zweierlei Waffen habe, die eigentlichen Waffen und die geistigen Waffen. Als jetzt die Polizei und die Heimwehrler zuschlugen, sagten sie immer wieder: »Da habt ihr eure geistigen Waffen!«

(Hugh Gaitskell, Augenzeuge der Niederschlagung des Februaraufstandes, Wien, 1934)

Wie traten sie ihr gegenüber, die Häuptlinge der ungarischen und österreichischen Arbeiterparteien von heute, die Kadars und Kreiskys, die von der Duczynska noch gekannt, da sie in kurzen Hosen herumliefen? Wie traten sie ihr gegenüber? Wagten sie es, ihr unbefangen unter die Augen zu kommen, sie, die an Vergessen interessiert sind oder an Heiligenbildern, SP- oder KP-Ikonografien, nicht an der Wahrheit? Wie traten sie ihr unter die Augen im Wissen, daß Ilona Duczynskas Kampfgefährten, die von 1917 aus dem »Galilei-Kreis« und die Arbeiter von 1934, abgeschlachtet, ausgerottet, wenn schon nicht von den Nationalsozialisten, dann von den Stalinisten verfolgt und ausgelöscht wurden? Wie schaut eine Frau zurück, die acht Jahrzehnte nahezu überblickt an fehlgeschlagenen Revolten und Revolutionen des proletarischen Lagers, an Massakern die Menge, Versagen und Verrat, angefangen 1918 in Budapest und Wien und aufgehört noch lange nicht in Santiago, Chile, 1973?

Die Duczynska zitierte E.-H. Carr:

Der Historiker gewinnt aus den Erfahrungen der Vergangenheit den Extrakt, der ihm zur rationalen Auslegung und Auswertung geeignet erscheint, und zieht Schlußfolgerungen, die als Richtschnur zum Handeln dienen können

und machte sich im hohen Alter an die Aufgabe, denen ein Denkmal zu setzen, die dies wahrscheinlich verdienen und - vergessen sind, »aufständische Arbeiter, Matrosen, Soldaten schreiben nicht - sie kämpfen.« So gab sie souverän »dem Volk etwas von der Würde und Tradition wieder, die ihm zu Recht zuzuschreiben sind« und verfaßte ein Buch über »den Kampf der österreichischen Schutzbündler«, der »der erste bewaffnete Widerstand gegen den Faschismus war, das Vorgefecht des spanischen Bürgerkriegs« (in dem 1.200 Schutzbündler auf Seiten der Republik kämpften). In glasklarer, wunderschöner, ungeheuer reichhaltiger und vielfältiger Sprache, von keinerlei Akademikeridiom versaut, mit Gedankengängen und Sätzen, die wie Degen in der Sonne aufblitzen und das Herz im Leibe lachen lassen, nüchtern, enorm genau, aber auch das Pathetisch-Heroische nicht scheuend, wenn es am Platze war, schrieb die Duczynska ein Werk, dessen Titel schon - im Deutschen: »Der demokratische Bolschewik«, im Amerikanischen: »Workers in Arms« - die Spannweite ihrer Arbeit zeigt, die Ideengeschichte und Geschichtsschreibung von unten für unten miteinander verknüpft.

Als 20- und als 81-jährige trat sie für den demokratischen Basissozialismus ein, und noch 15 Tage vor ihrem Tod galt ihre Verachtung und ihr Haß, wie ihrem vorletzten Brief an mich zu entnehmen ist, beiden, den Verantwortlich-Untätigen der Arbeiterbewegung und den »Revolutionsphraseuren« (Th.Körner): »B. war kein Intimfeind, sondern ganz einfach ein Feind der Basis, ein Feind der Aktion gegen den noch schwächlichen Faschismus, wo Massenaktion durchaus noch möglich war, ein Super-Autoritärer der Bewegung, ein Liquidator ihrer spontan entstandenen Untergrundorgane«. Das Experiment der Volkseinheit unter Allende in Chile, das blutig gescheitert ist, alle Experimente einer auf Basisdemokratie hinzielenden revolutionären sozialistischen Bewegung lassen sich am »Modell Wien, Februar 1934« erhellen: schwankende, vor der Rechten zurückweichende politische Führungen, gespaltene, versagende Kampfleitungen, Blauäugigkeit, Beharren auf Legalität, wenn der Gegner diese schon längst hinter sich gelassen hat... Und die Duczynska zitiert Karl Liebknecht: *Die Verantwortung für die Tat steht gegenüber die Verantwortung für die Untätigkeit.*

Als »demokratischer Bolschewik« hatte sich Theodor Körner selbst bezeichnet; als ehemaliger General von der Isonzo-Front entwickelte er für die SPÖ, für den bewaffneten Arm der österreichischen Arbeiterklasse, den Schutzbund, anhand der Lektüre der Schriften von Clausewitz (wie vor ihm Marx, Engels und Trotzki und nach ihm Mao, Giap und Che Guevara) das Konzept des Guerilla-Krieges. Wie Guevara sah er diesen Krieg als Krieg zur Verteidigung der Volksrechte innerhalb der Legalität.

Che: Wo *eine Regierung im Wege irgendwelcher Abstimmung des Volkes zur Macht gekommen ist,... und wo sie zumindest einen Schein von konstitutioneller Legalität bewahrt, kann der Ausbruch des Guerillakampfes nicht gefördert werden, weil die Möglichkeiten des friedlichen Kampfes noch nicht erschöpft worden sind.*

Theodor Körner: *Ein Bürgerkrieg kommt nur in Betracht, wenn die Sozialdemokratische Partei die Mehrheit erobert hätte und die bürgerliche Minderheit unter Bruch der Verfassungsgesetze weiterzuregieren versucht.* -

also Situationen, die in dieser oder ähnlicher Form zum Ausbruch der spanische Revolution - und zum Massaker an der chilenischen Volksfront, 1973, führten.

Ein Th. Körner wurde in der z. Österreichischen Republik (als der Guerillatheoretiker, der er war) Präsident; die Bonner Republik dagegen fing mit dem Präsidenten an, der 1933 noch den Ermächtigungsgesetzen zugestimmt hatte... Anläßlich der Machtübernahme der Nazis in Deutschland und des völligen Versagens der deutschen Arbeiterparteien schrieb Körner an Renner: *Wer vom Kampf bis auf das Äußerste redet, ohne sich über Ziel und Weg des Kampfes bis zum Äußersten klar zu sein, der ist für mich ein Revolutionsphraseur.*

Ihre und ihrer Gruppe Rolle 1917 sah die Duczynska als »Stichflamme - und rund- um die leicht entzündbaren Massen des vierten Kriegsjahres«; revolutionäres Selbst-Bewußtsein paarte sich bei ihr mit Bescheidenheit (ihre eigene Tätigkeit während des 1934er Aufstandes taucht -in einer Fußnote auf, Seite 286). Die »subjektive Brücke« zur Generation der Enkel, der von 1968 in Berkeley, Prag, Berlin, Paris, sah sie sehr wohl, »aber wenn es zum objektiven Brückenschlagen kommt, habe ich meine begründeten Bedenken«(9.4.78).

Auf Drängen ihres Verlegers machte sie sich noch daran, das Eingreifen der »kriminellen Vereinigung, 1917« in ein Buch einzubringen - der Tod erst beendete ihr diese Arbeit. Zu den Bedenken in bezug auf das »objektive Brückenschlagen« gehörte bei ihr die Einsicht, daß der (hierzulande leider nur aus den Polemiken der Bolschewiken gegen ihn bekannte) Austromarxismus unwiederbringlich dahin ist. Daß selbst heute im »Roten Bologna« jene Breite von sozialistischer Arbeiterkultur nicht vorhanden ist, wie sie im »Roten Wien« der 20er Jahre anzutreffen war. Daß selbst die eurokommunistischen Parteien bei weitem verbürgerlichter sind, als es die SPÖ damals war, die, zu Recht, nie an einen historischen Kompromiß dachte, auch dann, wenn sie, wider den Willen der Basis, viel zu kompromißbereit war. Und daß schließlich das Klassenbewußtsein österreichischer Arbeiter dermaßen solide war, daß z.B. in den Wahlen von 1923 unter ihnen die Wahlbeteiligung (zugunsten der Sozialistischen Partei) höher war als in jener vergleichbaren sozialen und beruflichen Gruppe, die »internierten Nonnen einmal ausgenommen« (Hobsbawm), daß, in einem Wort, die Identität zwischen Klasse und Partei praktisch 100%ig war, was es seither wohl kaum wieder gegeben hat.

Die Bedürfnisse, Phantasien und Hoffnungen der Einzelnen, vor und nach dem Februar 1934, im Schutzbund, zusammengebracht mit der sozialistischen Strategie eines Theodor Körner, die, dies war für diese alten Genossen eine Selbstverständlichkeit, das Politisch-Militärische, die Bewaffnung der Klasse beinhaltete: Autonomie, auf den Begriff gebracht - auf diese Kraft setzte Ilona Duczynska, 1917, zusammen mit Studenten und Arbeitern in der revolutionären Arbeit gegen den imperialistischen Krieg, bis hin zu ihrem Tod, 1978.

Resignation nannte sie »eine Todsünde«; was sie sich bis zuletzt wünschte, war die »Kraft, das Material« für »peinlichsachliche Analysen« zu bewältigen. Sie, und da traf sie sich eben mit ihren ideologischen Enkeln, in Ost und West, denen der 68er Generation, unterstützte jede Aktion, die das Selbstvertrauen, die Autonomie, die Initiative, die Teilnahme, die Solidarität, die egalitären Tendenzen und die Eigenaktivitäten der Individuen, der Basiskollektive, der Ausgebeuteten und Erniedrigten vergrößerten. Es *wird schon langen,* schrieb sie sechs Tage vor ihrem Tod an mich, *»bin ja nicht allein, und auch zum langfristigen Tauwetter des Pessimismus. Da bin ich mit Herz und Seele dabei. Utopie? So what? Ohne Utopie leben? Doch nun zu einem anderen Thema...*

Ilona Duczynska, 81 Jahre, geboren in Niederösterreich, Revolutionärin ihr langes Leben lang, gestorben in Brantford, Ontario, Kanada.

III.

Ihr Buch »Der demokratische Bolschewik«, List Verlag, 1975, wurde verramscht.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 16

Hermann L. Gremliza

Tabu Biermann

Wo bleibt die Kritik der Genossen, wenn der preußische Ikarus aller Welts Daedalus spielen will?

Als ob wir nicht die Freiheit hätten zu behaupten, Heinrich Böll schreibe schlechte Romane! In diesem unserem freiheitlichsten Land in der deutschen Geschichte! Aber hätten wir auch die Freiheit zu behaupten, die Prosa des Reiner Kunze tauge nichts? Oder zöge, der das behaupten wollte, nicht jene literarisch-politische Vendetta auf sich, die keine Grenzen kennt außer der Zonengrenze? Und keine Kritiker, sondern bloß »Parteikommunisten« und andere Agenten?

Der blinde Eifer, der die Feuilletons der Bürgerpresse mit den Genossen der Osteuropa-Komitees verbindet, mag dem dürftigen Dissidenten nutzen. Dem Künstler schadet er. Er stärkt seine Schwächen und schwächt seine Stärken. Nicht der Beifall von der falschen Seite, der Beifall an der falschen Stelle bringt den Sänger aus dem Text.

Solchen Beifall scheint es bei Wolf Biermann in der Chausseestraße selten gegeben zu haben. Peinlichkeiten wie die Verse

Genosse Nixon bummst Breschnew von hinten/

Mit Weizen und blauen Bohnen,

gibt's im ersten Teil des »Preußischen Ikarus«, der noch drüben entstanden ist, nur wenige. Selbstbewußte Freunde, nicht durch Furcht vor falschem Verdacht an literarischer wie politischer Kritik gehindert, konnten dort mit ihrem Genossen Biermann reden. Sie brauchten nicht sein Wohlwollen, sondern seine Lieder.

Sie suchten auch nicht den Vorsänger einer Fraktion. Den aber suchen sie hier, seit dem Tag, als er in Köln angekommen ist. Sie zerren ihn mit *dem* Lied auf das Podium, damit er es *jenen* gebe. (Der Autor hat einmal mitgezerrt, auf Bitten anderer zwar, aber doch. Er hätte es nicht tun sollen.) Sie zwingen den politischen Dichter in den Leitartikel. Sie wollen den reimenden Politiker.

Und das geht schief. Denn Wolf Biermann ist kein Politiker, wenn Politik mehr heißt, als das Herz auf dem rechten Fleck zu haben. In seinen »Vorworten«, die zwischen den Liedern, die drüben, und denen, die hüben entstanden, eingeklinkt sind, schreibt er:

Warum wurde Ikarus so viel berühmter als sein Vater? Warum ist nicht der Vater tiefer eingekerbt in unser Gedächtnis, der es doch geschafft hat? Daedalus hatte den guten Einfall mit den künstlichen Flügeln, Daedalus baute sie aus Adlerfedern und Bienenwachs. Und Daedalus war klug, er flog nicht zu tief am Wasser, nicht zu hoch an der Sonne und schaffte so die Flucht von der Insel Kreta über das Meer, in dem der Sohn ertrank. Dummkopf, der auf den Vater nicht hören wollte. Oder was?

Daedalus hieß auch Lenin, Ulbricht, Mao, Castro. Biermann, der preußische Ikarus, verehrt die Ikarusse Liebknecht, Trotzki, Che Guevara. Nicht weil Biermann Trotzkist ist, , sondern weil Trotzki »ertrank«. Der Erfolg, erkämpft durch Klugheit, Taktik und Disziplin, ist nicht der Stoff, aus dem Biermanns Lieder sind. Er hat es bedacht, er hat aus ein paar Zeilen des Liedes »We are the folk Song armyu von Tom Lehrer diese gegriffen: »Remember the war against Franco, that's the kind where each of us belongs, though he may haue won all the battles, we had all the good Songs« und daraus dies »Bedenklied« gemacht:

Bedenkt auch beim Krieg gegen Franco

Wenn ihr debattiert im Salon:

Das Schwein gewann all seine Schlachten -

und was haben wir? Wir haben Lieder

Die schönen Lieder

Die traurigen Lieder

Und wir haben Lieder davon -

die Lieder davon

Biermanns Lieder. Und an anderer Stelle, im »Kameramann«:

Ach, Macht kommt aus den Fäusten
Nicht nur aus dem guten Gesicht
Aus Mündungen kommt die Macht ja
Und nur aus den Mündern nicht!
...
Das ist die kostbare Wahrheit!
der UNIDAD POPULAR

Die, an dieser Stelle des Liedes, gerade von Pinochet zerschlagen wird, wie zuvor die Interbrigaden von Francos Faschisten niedergemetzelt wurden. Heißt diese kostbare Wahrheit nicht Daedalus? Und gilt das etwa nur nach der verlorenen Schlacht?

Fragen, die sich leicht beantworten ließen von einem, der in einem sozialistischen Land roter Träumer und Treiber war. Der (in »Acht Argumente für die Beibehaltung des Namens Stalinallee für die Stalinallee«) eine Zeit kommen sah, die den sozialistischen Ikarus neben dem sozialistischen Daedalus rehabilitieren, deren »Lenin-Alleen sich mit einer »Biermann-Straße« kreuzen könnte. Weil dort die Schlacht, die am Rio Jarama geschlagen wurde, gewonnen ist.

Wo Biermann jetzt lebt, ist sie auch gewonnen - von der andern Partei. Er hat auch das bedacht und das Lied geschrieben, dessen Schluß »Kommen bin ich vom Regen in die Jauche« er in den »Vorworten« rechtfertigt:

Ich habe das Wort von der Jauche nicht des Reimes wegen hingeschrieben, es ist ein ungerechtes Wort, und ich werde es nicht zurücknehmen, denn ich bin kein Gerechter. Ich will nicht und kann nicht gerecht sein, wenn ich in ein Land komme, in dem Dünkel und Selbstgerechtigkeit gegen die DDR um die Wette stinken.

Er wollte »bloß kein Berufs-Dissident werden! Bloß sich nicht herumreichen lassen im Westen als Ost-Experte«. Aber war das zu vermeiden? Konnte das einer, der den Klassenkampf, der hier gegen die DDR geführt wird, als Dünkel und Selbstgerechtigkeit harmlos macht. Und ist das, drei Seiten später, nicht der Ost-Experte, der übers SED-Politbüro spricht:

Ich denke, sie haben wieder einmal alles falsch gemacht, auch im eigenen Interesse falsch! Und sie werden auch in Zukunft von Sieg zu Sieg wie in Fallen stürzen, die Geschichte ist gegen sie und die Menschen sowieso.

Reicht das nicht schon an die prognostische Kraft des »Spiegel«-Ostbüros heran.? Und was wir dann alles in Prosa von Biermann über die DDR erfahren, ist so unpolitisch, weil unkonkret, wie wir es aus jedem besseren Leitartikel kennen, bloß daß Biermann auch die BRD nicht mag. Da geht es »um dieses zerrissene Deutschland mit seinen öd-ernsten Wichtigkeiten«, da macht die »deutsche Einheit schlimme Fortschritte. Die deutschen Staaten lernen voneinander. In der DDR zersetzen Intershop-Metastasen den zerschundenen Körper der Gesellschaft. Westdeutschland marschiert mit forschem Schritt in den modernen Polizeistaat«. Ja, ja, da ist was dran.

Ist der Bedarf an Leitartikeln einer Dissidenten-UZ so groß, daß Biermann sich so verbrauchen darf? Und ist auch der gleich wieder Agent, der den, dem Unrecht widerfuhr, an Proportionen erinnert? Der das Andenken von hunderttausend Erwürgten und Totgeschlagenen geschmälert sieht, wenn er die Leiden des Robert Havemann, den Hausarrest nicht an Rundfahrten durch Berlin, Interviews und Artikeln für die Westpresse hindert, so geschildert bekommt:

Die Garotte um den Hals meines Freundes im Luxusknast Burgwallstraße wurde in diesen Tagen wieder ein Stück zugedreht ... Die Herrschenden in der DDR werden noch manchen Kommunisten einsperren und aussperren. Und weil sie ihre Macht so gründlich mißverstehen als Macht des Volkes, werden sie jedes kleine Verbrechen begehen und jeden Völkermord, wenn sie sich bedroht fühlen ... Ist für Robert Havemann der Arrest in seinem Haus schlimmer als damals die Todeszelle im Zuchthaus Brandenburg?

Todeszelle, Völkermord - wem fällt dazu noch was ein? Das ist wie frei arbeiten und gut wohnen in einer Stadt, die man liebt, hundert Meter von der Elbchaussee (Scheiß-Vorwurf - natürlich soll er das!), aber solche Verse:

Ja, ich singe und rede und gehöre dazu
Und muß ja nun leben, hier
Von rechts winkt noch müde das große Geld
Und links winkt das Ghetto mir.

Dann gibt's aber verdammt viel Ghetto auf der Welt. Gegen falsche Tränen wehrt sich die Sprache mit schlechten Versen. Ich kenn' einen, der hat mal viel verdient als Journalist, konnte diesen Lügenjob nicht mehr ertragen, hat umgeschult auf Lehrer, ist jetzt vierzig, hat Familie, Kinder und Berufsverbot. Wenn der das liest und dann dies:

Und wir lecken die Wunde Berufsverbot
Und die Welt ist ja sooo gemein!

Oder dies:

Ach an den Leiden aus zweiter Hand
wie ihr euch daran labt!
Ihr schmückt euch mit den Wunden,
Die ihr gar nicht habt

Ob er sich dann daran erinnert, daß er damals gegen Biermanns Ausbürgerung aus der DDR protestiert hat?

Ich denke daran. Und klarer als wir damals fürchten konnten, sehen wir nun, welch grausame Waffe diese Ausbürgerung war. Noch jetzt, bald zwei Jahre danach. Sein Lied über die Leiden aus zweiter Hand ist ein großes Lied, wäre ein noch größeres für die DDR. Bloß der Schluß, der ist so westdeutsch-links-linkisch, wie er in der Chausseestraße sicher nicht geschrieben worden wäre:

Nun aber schlagen zwei Staaten im Namen des Kommunismus aufeinander ein: Vietnam und Kambodscha, wieder liegen die Berge aufgeschichteter Kinderleichen herum in unseren Tageszeitungen ... dargereicht von der Bürgerpresse. Seht! jetzt schlagen sie sich gegenseitig tot. Und liefern so das moralische Rückzugsgefecht für die US-Mörderbande.

Da hätten die Genossen in der Chausseestraße vielleicht doch gefragt: Wer wen? Und: Woher weißt du? Und so hätte er über die Leiden aus zweiter Hand vielleicht nicht mit Informationen aus dritter Hand hinübergedichtet.

Ach, ich fürchte, was heißt: ich hoffe, er weiß und spürt vieles selber:

Was ist das: Exil
Ich will dir zu viel
Nicht klagen
Will lieber sagen
Die Wahrheit:
Scheißselbstmitleid

Wie schön, wenn das fehlt, wie in den wunderschönen, klaren, ehrlichen, intelligenten »Gedanken beim Flug von Berlin nach Hamburg«:

das kann man schön sehn von oben:
im kleineren Deutschland

die großen Felder,
die kleineren Felder im größeren. Jungs!
so einfach
ist die Fliegerei!

Wenn Ikarus nicht aller Welts Daedalus spielen will.

Wolf Biermann:
Preußischer Ikarus
Kiepenheuer und Witsch, 227 Seiten

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 20

Ingrid Kolb

Gebenedeite Gattinnen

Der Ruhm gehört den Dichterfürsten. Nach dem Verdienst der Mägde und ihrem Verbleib forschte Ingrid Kolb

Der arme Poet, wie Spitzweg ihn malte, hatte keine Frau. Sonst wäre das Loch in der Decke repariert, das Zimmer geheizt und eine Tasse Kaffee auf einem der Bücherstapel bereitgestellt gewesen. Die Frau selbst wäre freilich nicht auf der Bildfläche erschienen.

Was typische Dichterfrauen am meisten kennzeichnet, ist ihre Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. In seinen Erinnerungen an den belgischen Dichter Emile Verhaeren, schreibt Stefan Zweig über dessen Frau Marthe: »Nur wer ins Haus kam, hat sie gekannt, und von diesen wirklich nur die Vertrauten, so bescheiden, so schattenhaft trat sie hinter ihm selbst zurück.«

Zweig erwähnt, daß Marthe als Mädchen Malerin gewesen war - »und eine von seltener Begabung«. Nach der Heirat habe sie jedoch die Staffelei in die Ecke gestellt. Ihr »einziger Ehrgeiz« sei es nunmehr gewesen, »wohltätig wirkend, die dichterische Kraft ihres Gatten sich ganz entfalten zu lassen.«

Dazu gehörte eben auch, daß sie - »die Leuchtkraft seines Lebens« - im rechten Moment die Erleuchteten unter sich ließ. »Man saß bei Tisch im Gespräch, zu zweit, zu dritt, der schwarze Kaffee wurde serviert, und mit einem Male, ohne Abschied, war sie verschwunden. Sie wollte die Männer im Gespräch mit ihm lassen, sie wußte ... wie überflüssig, wie drückend im Niveau die meisten Künstlerfrauen sind.«

Märchenhaft. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Ich zitiere aus einem Brief aus dem Jahr 1976, in dem der Besuch bei einem Frankfurter Schriftsteller geschildert wird: »... Seine Frau versteckte er, so lange wir da waren, mehrere Stunden in der Küche. Sie durfte wie eine Haushälterin nur Kaffee und Sonstiges servieren, und das hat er ihr vor der Tür abgenommen; als ich fragte, ob er sie nicht dazu ... fauchte er mich an: Willst du sie ficken? Aber sonst ist er ganz profiliert und gut.«

Der Schriftsteller, von dem die Rede ist, könnte in einer Diskussion sehr gut begründen, warum eine Fabrik den Arbeitern gehören muß, die darin schuften, und nicht dem Unternehmer, der sie geerbt hat. Traditionell »weibliche« Frauen, die ihre Kräfte und Fähigkeiten nicht für sich selbst verbrauchen, sondern in einen Mann hineinpumpen - zum Beispiel, indem sie ihn davon befreien, die gemeinsamen Kinder großzuziehen -,sind die Fabriken, die das Patriarchat zu vererben hat.

Dichter, überhaupt Künstler, treten dieses Erbe mit besonderer Selbstverständlichkeit an. Da sie selbst der Allgemeinheit etwas geben - davon sind sie zumindest überzeugt -, dürfen sie auch hemmungslos nehmen. Wer ihnen dient, dient der Menschheit. Wer ihnen beischläft, ist gebenedeit unter den Weibern, eine auserkorene Magd.

Heinrich Heine holte sich eine Schuhverkäuferin ins Haus, »rund, drall, ewig heiter«. Georg Christoph Lichtenberg zog ein zwölfjähriges Blumenmädchen an Land, »ein Muster an Schönheit und Sanftmut«. Als sie starb, ersetzte er sie durch eine 23jährige Erdbeerverkäuferin. Jean-Jaques Rousseau entschied sich für ein »gefühlvolles, schlichtes und jeglicher Gefallsucht bares Mädchen«, das weder lesen noch schreiben konnte. Die fünf Kinder, die sie von ihm bekam, brachte er alle - gegen ihren Willen - ins Findelhaus.

Noch begehrter als die problemlose Geliebte (die findet sich allemal nebenbei), ist bei Dichtern die selbstlose Mutter: Sie tippt seine Manuskripte, packt seine Koffer, wimmelt lästige Besucher ab, verströmt Baldrianwirkung wenn er einen Brief nicht wiederfindet, den er soeben noch in der Hand hielt, läßt ihn sexuell an der langen Leine, bucht, borgt und sorgt für ihn.

Wenn sie tapfer durchhält, bis ihn das Alter ruhiger macht, verläßt er sie nicht. »Du warst und bist für mich ein Stück von mir selbst«, schrieb der 42jährige Alfred Döblin seiner Frau Erna, während er mit seiner 21jährigen Geliebten, der Fotografin Yolla Niclas, auf Lesereise ging. tierhart Hauptmann lobte in seinen Tagebüchern an seiner Frau Margarete »das feine und letzte Eingehen, das Einssein der innersten Seelen«, während er ein Verhältnis mit der jungen Schauspielerin Ida Orloff hatte. An der Geliebten störte ihn ihr Wille: »Ausgesprochener, unbeugsamer Eigensinn.«

»O, ihr mütterlichen Frauen«, schwärmte Tolstoj in einem Aufruf, » in euren Händen ruht das Heil der Welt!« Seines war auch nicht schlecht darin aufgehoben. Sonja Tolstoj hat »Krieg und Frieden« schätzungsweise siebenmal abgeschrieben. Er veränderte die Reinschriften immer wieder, bis er sie gut genug fand. Sie selbst bezeichnete sich als »echte Schriftstellersfrau«, und Tolstoj notierte: »Noch nie habe ich den Eindruck gehabt, daß mir meine sittlichen und intellektuellen Kräfte so uneingeschränkt zur Verfügung stehen, so bereit zur Arbeit.«

Wenn Frank Wedekind auf Reisen ging, überreichte er seiner Frau Tilly einen Ring, auf den er vielfarbige, gelochte Zelluloidplättchen aufgezogen hatte, die jene Stücke seiner Garderobe und Kostüme kennzeichneten, die er mitnehmen wollte. Tilly in ihren Memoiren: » So konnte ich, ohne ihn zu fragen, seine Koffer packen. Das war sehr bequem für ihn und sehr anstrengend für mich.« In der Monografie des Dichters ist wohlwollend vermerkt: »Mit Umsicht und Nachdruck schirmt Tilly Alltagskleinigkeiten von Wedekind ab.«

Tilly war 22 Jahre jünger als Wedekind, aber schon eine berühmte Schauspielerin, als er sie kennenlernte. Groß auf der Bühne, klein in der Ehe, so wollte Wedekind sie haben. Tilly: »Er hatte mir in jahrelangem Umgang die Überzeugung beigebracht, daß ich nichts und er alles sei.«

Frauen stolpern in die Ich-Suche ohne weibliche Vorbilder im Kopf. In ihren Jungmädchenbüchern, Schulbüchern und Geschichtsbüchern gibt es keine Heldinnen, die groß, einsam und unbeirrbar ihren Weg gehen, aber viele Männer, für die es sich lohnt, die Steine aus dem Weg zu räumen. Eine Kärrnerarbeit, die durch das Wort » Liebe« so eingenebelt wird wie Schweißgeruch durch ein teures Parfum.

Über das » weibliche Genie« lese ich in einem »Brevier für Weltleute« aus dem Jahr 1911: »So hübsch auch hie und da ein weibliches Buch anmutet, noch besser wäre immer gewesen, die Verfasserin hätte einem klugen Knaben oder liebenswerten Mädchen das Leben geschenkt.«

Ein alter Hut? Längst überwunden?

Martin Walser, Ehekritiker (»Zimmerschlacht«), Ehemann und Vater, erklärte im September 1978 in einem Interview mit einer Frauenzeitschrift: »Wenn eine Frau Karriere versäumt, weil sie Kinder hat, kann das für sie schlimm sein. Aber nach meinem Verständnis hat sie das Wichtigere geleistet.« Achso. Warum hat sich wohl Walser selbst mit dem Zweitwichtigeren - dem Schreiben -begnügt, statt seine vier Töchter aufzuziehen?

Welche Aufgabe für einen Menschen wichtig ist, das hängt ab von seiner Begabung, seiner Zielvorstellung, seiner Besessenheit - und nicht von seiner Geschlechtszugehörigkeit. Daß Frauen immer noch am Kreuz ihrer »wichtigeren« Bestimmung (wer bestimmt?) festgenagelt werden, hat die kreativsten unter ihnen in den Selbstmord und in den Wahnsinn getrieben.

Sylvia Plath (»Die Glasglocke«), verheiratet mit dem englischen Schriftsteller Ted Hughes, kümmerte sich tagsüber um ihre beiden Kinder und um den Haushalt. Abends fiel sie todmüde ins Bett. Um überhaupt schreiben zu können, stand sie im Morgengrauen auf. In den Stunden zwischen Nacht und Tag entstanden ihre Gedichte. Sie schrieb, bis die Kinder wach wurden und die Hausfrau die Dichterin verschluckte. Sind solche Arbeitsbedingungen für einen Mann vorstellbar? Sylvia Plath nahm sich im Alter von 33 Jahren das Leben.

»Vielleicht wäre sie ein Genie geworden, wenn sie mir nie begegnet wäre«, schrieb der Amerikaner Scott Fitzgerald über seine Frau Zelda an den Psychiater, der sie auf Grund ihrer beginnenden, schweren Nervenkrise behandelte. Scott hatte ständig Zeldas Tagebücher und Briefe für seine eigene Arbeit ausgebeutet. Kurzgeschichten von ihr waren teilweise unter seinem Namen erschienen. Als sie sich selbst an einen Roman setzte, begann ein gespenstischer Kampf um den Stoff, bei dem Scott die volle Autorität des bereits arrivierten Dichters und des Geldverdieners ausspielte.

Hier einige Argumente von Scott Fitzgerald aus einem Gespräch mit Zelda, das in der Klinik protokolliert wurde: »Alles, was wir getan haben, ist meine ... ich bin der professionelle Romancier und ich zahle für deinen Lebensunterhalt. Das ist alles mein Material.« »Ich möchte, daß du an meine Interessen denkst. Das ist deine Hauptaufgabe, weil ich derjenige bin, der den Kurs steuert, der Lotse.« »Ich möchte, daß du aufhörst, Romane zu schreiben.«

Zelda schrieb trotzdem, aber es war zu spät. Ihr Zustand verschlimmerte sich ständig. 1948 verbrannte sie im Highland-Krankenhaus in North Carolina, als dort ein Feuer ausbrach.

»Natürlich starb sie an oder durch mich, wie man sagt«, schrieb Gottfried Benn, als sich 1929 seine Freundin, die Schauspielerin Lili Breda, aus dem Fenster stürzte. »Sie war mir nicht gewachsen als Ganzes oder vielmehr: sie wollte mir in Dingen und an Stellen gewachsen sein oder über sein, wo sie es nicht konnte und als Frau nicht zu sein brauchte.«

»Als Frau nicht zu sein brauchte ...« -hinter dieser arroganten Abgrenzung sind Frauen eingesperrt, noch ehe sie überhaupt entscheiden können, ob sie eigenem Lorbeer nachjagen wollen, oder damit lieber den Sauerbraten für einen schriftstellernden Gatten würzen möchten.

Als junges Talent war Benn in Else Lasker-Schüler verliebt. Doch nicht die Dichterin prägte sein Frauenbild, sondern die Frauen, die er sich an der Seite von Dichtern wünschte. Die geschiedene Lasker-Schüler war für ihn keine Frau zum Heiraten, sondern eine aus der Art geschlagene Märchenfigur: »Sie nahm sich die großartige und rücksichtslose Freiheit, über sich allein zu verfügen, ohne die es ja Kunst nicht gibt.«

Muß Kreativität auf immer ein Freibrief sein für Ausbeutung, Rücksichtslosigkeit und Egoismus? Wenn die literarischen Gipfelstürmer weiterhin ihre Sherpas finden, bestimmt.

Spitzwegs Poet war arm dran, weil er sich keine Frau leisten konnte. Die Frauen von heute verdienen gut genug, um sich einen Poeten leisten zu können. Unter Feministinnen kursiert ein böser Witz, der lautet: Ach, Schriftsteller ist er - von welcher Frau lebt er denn?

»Die Frau, die mich hat, verdient das Geld, das ich für meine Arbeit nicht kriege«, schreibt Ludwig Fels, Jahrgang 1946, »sie hält mich am Leben, indem sie für mich jobbt.« Immerhin verlangt sie dafür von ihm, daß er kocht, wäscht, bügelt, staubsaugt, putzt. Er tut es. Seither fühlt er sich »irgendwie verweiblicht, geradezu als Vertreterin einer Gattung, für deren Befreiung Frauen kämpfen.«

Neue Formen des Zusammenlebens, neue Erfahrungen, ein neuer Frauentyp - daraus kann nicht mehr der alte Männerbrei gekocht werden, der angeblich ohnehin keinem mehr schmeckt. Die Etablierten, zu denen auch Walser gehört, mischen da nicht mehr mit. Sie haben ein anderes Jahrhundert in den Knochen. Aus der mittleren Generation machen einige schon vieles anders. Und für die Jungen spricht - vielleicht -Ludwig Fels: »Ich gehöre nirgends mehr dazu. Ich bin meine eigene Rasse geworden.«

Wenn Dichter, Künstler, sich ändern sollen, dürfen auch die Frauen nicht mehr die Rasse bleiben, die sie gewesen sind; eine Rasse, die mehr klagt als wagt.

Ich selbst lebe seit fünf Jahren mit einem Schriftsteller zusammen. Wir teilen Tisch, Bett und die Haushaltspflichten. Ich »teile« aber nicht sein Leben. Ich würde auch nicht wollen, daß mein Leben jemand »teilt«.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 22

Monika Sperr

Ein radikaler Rebell

Hans Frick, 48, unbekannt. Seine Bücher verdienen Aufmerksamkeit.

Im Jahre 1905 wird in Bad Homburg ein Mädchen geboren, Tochter des Taglöhners Vincenz Frick und seiner Frau Elisabeth, einer Wäscherin. Nach dem frühen Tod des Vaters zieht dieses Mädchen, weil sich in der Großstadt eher Arbeit finden läßt als auf dem Land, nach Frankfurt, wo es erst zu »besseren Leute« waschen und bügeln geht, dann in die Fabrik als Arbeiterin. Zur Zeit der weltweiten Wirtschaftskrise in den chaotischen 20er Jahren wird das zur jungen Frau heranwachsende Mädchen arbeitslos und findet erst nach Jahren größten Elends wieder eine feste Stellung, diesmal als Kolbenringkontrollarbeiterin in der Frankfurter Maschinenfabrik Alfred Teves. Dort rackert Eva Magdalene Frick, bis auf eine kurze Unterbrechung beim Zusammenbruch des Dritten Reiches 20 Jahre lang. Für diese harte Fabrikarbeit bekommt sie in den letzten Monaten ihres Lebens, als sie todkrank ausscheiden muß aus dem Betrieb, monatlich 137 Mark Rente.

Diese Frau, eine von Millionen Arbeiterinnen, auf deren Rücken die pathetisch verkündeten »großen deutschen Schicksalszeiten« immer besonders schwer lasten, lernt mit 23 Jahren den ersten und einzigen Mann ihres Lebens kennen: den in Budapest geborenen jüdischen Kunsthändler Josef Agay-Altstädter. Als sie schwanger wird, verläßt der Mann sie, ohne seiner Unterhaltspflicht nachzukommen. Ihr verzweifelter Selbstmordversuch mißlingt. Danach leidet Eva Frick, ihr Leben lang, sich selbst und ihrem Sohn gegenüber unter einem Schuldgefühl.

Dieser Sohn, unehelich, Halbjude, 1930, kurz vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten geboren, muß früh lernen, mit der Angst seiner Mutter, die ihn vor den Nazis retten will und dabei selbst dem faschistischen Mob völlig wehrlos ausgeliefert ist, umzugehen und zu leben. Anonyme Drohbriefe aus der Nachbarschaft und ständig befürchtete Denunziationen bringen die leidende Frau wiederholt an den Rand des Wahnsinns: »Am meisten mußte sie in jenen Jahren darunter gelitten haben, daß es außer ihrer Mutter keinen Menschen gab, mit dem sie sprechen konnte. Ein Volk, ein Reich, ein Führer: sie aber stand außerhalb und wußte in ihrer Hilflosigkeit nicht, wie sie sich verhalten sollte. Es kam vor., daß wir uns am Tisch gegenüber saßen, sie mich lange ansah und dann plötzlich hinausging, um sich in einem der beiden kleinen Zimmer einzuschließen. Depressionen, Gallenkoliken und ständige starke Kopfschmerzen bewirkten, daß sie oft tagelang nicht ansprechbar war«, schreibt der Sohn später.

Trotz aller Gefährdungen überstehen Mutter und Sohn den Krieg und die mörderische Nazizeit, doch ist und bleibt Eva Frick eine schwerkranke Frau, physisch und psychisch. Ende der 50er Jahre, nur 53 Jahre alt geworden, stirbt die Arbeiterin Eva Magdalena Frick, wie sie gelebt hat: ohne zu klagen nach einem langen schmerzensreichen Sterben. »Ausgesteuert« aus dem Krankenhaus, in ohnmächtiger Wut umsorgt von ihrem Sohn, der im letzten Moment die Kaution für eine 3-Zimmer-Wohnung mit Bad auftreibt, die er sich eigentlich nicht leisten kann, die er trotzdem nimmt, weil es seine Mutter glücklich macht, und es das letzte ist, was er für sie tun kann. Für Eva Frick, ein Leben lang in düsteren Wohnlöchern zuhause, war eine geräumige Wohnung mit Bad das sichtbarste Zeichen eines Wohlstands, den sie nur vom Hörensagen kannte. Eine solche Wohnung bedeutete für sie, daß es einer zu was gebracht hatte. So starb sie getröstet; aus ihrem Hans war ein Wohnungsbesitzer, also »was Anständiges« geworden.

18 Jahre nach dem Tod seiner Mutter geht Hans Frick in seinem dokumentarischen Roman »Die Blaue Stunde« den Spuren in seinem Innern nach. Nicht aus Sentimentalität, schon gar nicht aus »nostalgischen« Gründen, sondern weil er mehr wissen will über sich und sein Leben, das mit dem Leben der Mutter so eng verbunden war.

Als ich vor etwa einem Jahr Hans Frickes behutsame und doch unerbittliche Selbstbefragung las, war das für mich eine der eindringlichsten Begegnungen, die ich je mit einem Schriftsteller hatte. Was mich beim Lesen sofort überwältigte, war die radikale Wirklichkeitsnähe dieses Buches. War das strenge Bemühen um äußerste Knappheit und Wahrhaftigkeit, die dieses Buch, das eigentlich nur bittere Erfahrungen beschwört, zum ergreifenden Dokument eines proletarischen Frauenschicksals werden läßt.

Spontan beschloß ich, darüber zu schreiben. Spontan reagierte Hans Frick darauf. Ihm imponierte mein Einsatz für eine » verlorene Sache«, womit er sich als Schriftsteller meinte. Ich kannte ihn durch »Die Blaue Stunde« gut genug, um seine Entmutigung nicht als vorübergehende Krise, sondern als ein grundsätzliches Problem zu verstehen. Da schreibt sich einer ein Leben lang die Seele aus dem Leib, ohne das Echo zu finden, das er braucht: Leser, denen Wahrheit wichtiger ist als eine gut gebaute Story, radikale Ehrlichkeit wesentlicher als raffinierte Fabulierkünste. Für Hans Frick ist ehrliches Schreiben nicht von der eigenen Person zu trennen, was heißt: ein Schriftsteller muß mit seinen eigenen Erfahrungen, Hoffnungen, Ängsten, Träumen und Erkenntnissen, kurz mit seinem eigenem Leben für das einstehen, was er schreibt. Tut er das nicht, lügt er. Daß Lügen gefährlicher sein können als Bomben, weil sie das menschliche Leben auf unsichtbare, kaum aufzuspürende. Weise vergiften und zerstören, mußte Hans Frick, schutzlos den vernichtenden Hetzparolen der Nazis ausgeliefert, viel zu früh und zu gründlich begreifen, als daß er danach zur üblichen Tagesordnung der Binsen-, Viertel-,

Halb- und Scheinwahrheiten hätte zurückfinden wollen oder können. Im Gegensatz zu den meisten Deutschen war er auch nicht dazu bereit, das große Beschwichtigungstuch des Vergessens über das Geschehene zu breiten. Was er gesehen, gehört, erlebt hatte, das blieb in ihm lebendig bis auf den heutigen Tag. Zwar versuchte er nach dem Krieg zurückzufinden ins sogenannte normale Leben, lernte Kaufmann, heiratete, wurde Vater, schlug sich als Hilfsarbeiter, Möbelträger, Büroangestellter, Vertreter für Seifen und Waschmittel, Schnäpse, Miederwaren und Hörgeräte durch den Dschungel der Nachkriegszeit, doch tat er das alles wie abwesend. Wirklich lebendig fühlte er sich nur, wenn er schrieb.

Sein erster Roman, eine grimmige, schonungslose Abrechnung mit der Nazizeit, voll apokalyptischer Bilder und beängstigenden Visionen, erschien 1965 im Verlag Rütten und Loening: »Breinitzer oder die andere Schuld«.

Vom Standpunkt der Verkäuflichkeit aus gesehen, war dieser Roman der pure Wahnsinn. Hans Frick, der » Judenlümmel«, eines der wenigen Opfer, die die Nazi-Barbarei und die systematische Ausrottung der jüdischen Bevölkerung überlebten, schildert in seinem Romanerstling einen ehemaligen KZ-Arzt, der 20 Jahre nach seinen schauderhaften Untaten um die Anerkennung seiner Schuld kämpft, gejagt von den Schreckensbildern in seinem Innern. Das Buch, nach dem in Polen ein großer Spielfilm gedreht wurde, erwies sich in der Bundesrepublik als nahezu unverkäuflich. Da nützte auch der unerschrockene Einsatz von Erich Maria Remarque nicht viel, der in seiner »Spiegel«Rezension damals schrieb: »Man wird an Büchners Woyzeck erinnert, an Dylan Thomas, Brendan Behan und auch an den jungen Fritz von Unruh.« Eine stolze Ahnenkette für einen rebellischen Autor und typisch, daß sie alle in Deutschland nie die Beachtung fanden, die sie verdienen.

Seinen Breinitzer-Roman hat Hans Frick, stur wie tausend Maulesel auf einmal, nach der Filbinger-Affäre und der dabei erneut so bitter deutlich gewordenen Selbstgerechtigkeit der »guten Deutschen« in unserem Lande neu geschrieben. Der Münchner Verlag Rogner und Bernhard wird das Buch, .das Georg Lukács in einem Brief an den Autor »ein wirklich ehrliches« nannte, im nächsten Frühjahr herausbringen.

Neu gestartet werden soll auch »Die Blaue Stunde«, diesmal mit allem Einsatz eines Verlages, der an diesen Autor glaubt, auch wenn er keine Bestsellerauflagen verspricht. Darüber hinaus sollen in halbjährlichem Abstand auch alle anderen Frick-Bücher neu erscheinen, darunter »Henri«, »Mulligans Rückkehr«, »Tagebuch einer Entziehung«.

Ebenso wie »Die Blaue Stunde« sind »Henri« und »Tagebuch einer Entziehung«, trotz der Verwandlung von purer Wirklichkeit in literarische Wahrheit, sehr persönliche Dokumente von Hans Frick. »Henri« ist der erinnerungsschwere, schmerzliche Abschied eines Vaters von seinem Sohn: Am 14. Juni 1968 wurde Henri Frick, zehn Jahre jung, auf einem Zebrastreifen in Frankfurt von einem Auto angefahren und schwer verletzt. Er verblutete auf der Straße, weil der Rettungswagen durch den starken Verkehr behindert, zu spät am Unfallort eintraf. Das Buch, in dem Hans Frick seinen Schmerz in Worte zu fassen versucht, ist Klage und Anklage zugleich. Für den Vater, der anfangs überhaupt nicht begreift, daß der Sohn nicht mehr lebt, der deshalb nicht aufhört, nach ihm zu suchen, bis er endlich versteht, daß er den Jungen nur noch in seinem Gedächtnis finden kann, ist dieser Tod kein Zufall. Er klagt die Rücksichtslosigkeit einer Gesellschaft an, in der es normal, ja tugendhaft ist, sich auf Kosten anderer durchzusetzen. Die Opfer der täglichen Gewalt werden wie selbstverständlich hingenommen: Seit dem Jahr 1953, dem Beginn der Unfallstatistik, sind im Straßenverkehr mehr als eine Million Kinder unter die Räder gekommen - fast 36.000 von ihnen starben wie Henri Frick. Henri, wird in der Grabrede gesagt, »starb an uns«.

Eine Zeitlang scheint es, als würde Henris Tod auch für Hans Frick das Ende bedeuten. Er trinkt, zwei, drei Flaschen Schnaps täglich, wobei er sich selbst erbarmungslos beobachtet, bis er sich plötzlich, nach einem der unvermeidlichen Zusammenbrüche, den nächsten Schluck verbietet und nüchtern bleibt. 181 Tage und Nächte lang, von Mai bis November 1970, protokolliert er mit schärfster Genauigkeit, was mit ihm passiert. Auch dieses Tagebuch geht weit über den Rahmen einer Autobiografie und des persönlichen Bekenntnisses hinaus. Selbst hier, wo Frick ausschließlich über Frick schreibt, bleibt er radikal ehrlich. Ein zutiefst Verzweifelter, der trotzdem sieht, daß er für seine Umwelt eine Zumutung ist, ganz besonders für die Frau, die zu ihm hält, weil sie ihn liebt. Seine erste Ehe ist längst kaputt, der Kontakt zur Tochter abgerissen, sämtliche sozialen Kontakte sind, sofern noch vorhanden, im höchsten Grade gefährdet. Mit kolossaler Willensanstrengung gewinnt der Alkoholiker die Kontrolle über sich zurück, gerade soviel, wie er braucht, um ins Leben und zum Schreiben zurückzufinden.

Leicht wird Hans Frick, der von frühster Kindheit an durch eine Hölle ging, die uns Nachgeborenen hoffentlich erspart bleibt, es sich selbst und seinen Freunden auch in Zukunft nicht machen.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 24

Verlage Verleger Verlegtes

Die Frankfurter Rundschau, deren anerkannt breites Spektrum nach links nur ein dunkles Loch aufweist, wenn DKP-Positionen zu würdigen sind, veröffentlicht in unregelmäßiger Folge Verlagsportraits. Nach dem rührigen Verlag Association und dem Karin Kramer Verlag stellte einer der sympathischsten Verächter des realen Sozialismus, Thomas Rothschild , nun den Verlag Olle & Wolter vor. Sein PR-Beitrag über diesen trotzkistisch orientierten Verlag (der jegliche Publizität durchaus verdient) betont dessen Unabhängigkeit im Gegensatz zu den Unternehmen der »straff organisierten Gruppen«. Ein paar Zeilen später jedoch schreibt Rothschild: »Auch der Verlag Olle & Wolter kommt um die Frage nicht herum, wo der Ausgangspunkt für die Verunstaltung des sozialistischen Experimentes in der Sowjetunion liegt. Er sieht ihn in der Niederschlagung der linken Opposition.«

Wo bleibt da die Unabhängigkeit, wenn ein Verlag gar für alle seine Autoren sieht? Das wagt nicht einmal Pahl-Rugenstein (DKP) von sich zu behaupten. Einen Vorteil immerhin hat das Verfahren, es erleichtert die Darstellung wissenschaftlicher Diskussionen: Suhrkamp von Rowohlt widerlegt, während EVA auf ihrer Position beharrt

*

Wußten Sie schon, daß 1817 Henry Stendhal »seinen eigentlichen Namen Henri Beyle nach Touristen-Unsitte an die Mauer des Isis-Tempels eingeritzt« hat? Nein? Das kommt davon, wenn man meint, auf die Lektüre der FAZ verzichten zu können!

*

Alfred Döblin wäre am 10.8.1978 100 .fahre alt geworden. Während der Walter Verlag anläßlich dieses Jubiläums eine siebenbändige Sonderausgabe für DM 134,00 herausbrachte und dtv die Roman-Chronik 'November 1918' in einer vierbändigen Ausgabe wieder zugänglich machte (49,00 DM), ignorierten Radikalenjäger Gscheidle (für seinen Namen kann der Mensch freilich nichts) und die Deutsche Bundespost Döblins Geburtstag. Die DDR-Postverwaltung hingegen gab einen 15-Pfennig-Wert zu Ehren des Schriftstellers heraus; aber das sind wir ja schon gewohnt, diese unverschämte Inbesitznahme deutscher Kultur durch die Kommunisten ...

*

In einem Magazin für Kunden des Buchhandels verriet Bundespräsident Scheel seine abendlichen Lesegewohnheiten: »Ich habe neben meinem Bett nicht nur ein Nachtkästchen stehen, auf dem das draufsteht, was man, wenn man im Bett liegt, notwendigerweise braucht; da liegt auf dem Boden ausgebreitet immer auch noch das, was ich, wenn ich im Bett liege, lesen will, lesen möchte und manchmal auch lese.«

Was das ist, was man notwendigerweise braucht, wenn man im Bett liegt, wissen wir leider nicht; uns ist jedoch bekannt, was da bei Scheels neben anderem auf dem Boden liegt: Werke von Heinz G. Konsalik ('Der Arzt von Stalingrad` und achtzig weitere Titel, Weltauflage 25 Millionen Exemplare; K. schreibt zuerst Exposés, die fremdsprachigen Lizenzpartnern vorgelegt werden, um deren spezielle Wünsche bei der Gestaltung seiner Romane berücksichtigen zu können.)

Konsalik, dessen Romane u.a. im Goldenen Blatt vorabgedruckt werden, wurde von seinem Verehrer Walter Scheel zu einem Abendessen in die Villa Hammerschmidt eingeladen. 'Buchreport' wußte zu berichten, daß dabei Zigarren-Raucher Konsalik vom Zigarren-Raucher Scheel mit einer Havanna bedacht wurde, »die Scheel eigens aus der Klimakammer seines Büros geholt hatte«.

Von Zigarren versteht der Mann etwas.

*

Einen Tag Gefängnis für Sprachkritik erhielt die Filmemacherin Margarethe von Trotta in München. Die eigenwillige Interpretation einer Aussage des Angeklagten durch den Staatsanwalt hatte Frau Trotta als Zuhörerin mit der Bemerkung

kommentiert: »Das ist ein schlechtes Verständnis der deutschen Sprache.« Daraufhin durfte sie nur ihres Kindes wegen noch eine Verwandte anrufen, danach sperrte man sie ein. Ihrem Anwalt wurde ein Besuch in der Haftanstalt verwehrt, »weil angeblich kein Personal zur Überwachung der Verteidigergespräche da war«.

*

Die Liquidation fand nicht statt

Bei Bertelsmann-Verlagsleiter Beckmann blieb keiner. Beim C. Bertelsmann Verlag blieb einer: Franz Josef Degenhardt. Und zurück zum Luchterhand Verlag ging Max von der Grün.

Allen anderen - darunter Autoren wie Engelmann, Kipphardt, Chotjewitz, Kühn, Heym, Timm, Fuchs, Hey, Thenior, Friesel, Wandrey - hielten zu ihrer AutorenEdition, als die »Buchstabenfabrik« Bertelsmann (Fritz J. Raddatz) unter Beratung ausgerechnet des seinerzeitigen Justitziars des Schriftstellerverbandes Gerhardt den Roman »Die Herren des Morgengrauens« von Peter O. Chotjewitz politisch zu zensieren versuchte und - als die Herausgeber an die Öffentlichkeit gingen - das Statut der AutorenEdition kündigte.

Denn die Hoffnung, die unbequemen Herausgeber Fuchs, Kipphardt und Timm loswerden, die Autoren aber behalten zu können und gleichzeitig ein in der Buchverlagsbranche einmaliges Modell von Autoren-Mitbestimmung liquidieren zu können, trog. Unter dem Dach der Wissenschafts-Verlagsgruppe Athenäum arbeitet die AutorenEdition seit dem 15. September weiter. Seit nämlich die Autorenversammlung ein verbessertes, die Mitbestimmung der Autoren wieder stärkendes Statut beschloß. In München richtete die AutorenEdition sogar ein eigenes Büro ein (Tel.: 98 79 05) mit Roman Ritter als verantwortlichem Lektor. Und auf der Buchmesse wird sie mit einem eigenen Stand vertreten sein.

Denn trotz der erheblichen Behinderungen durch die Kündigung wird ein Herbstprogramm mit Büchern von Fuchs, Heym und Kühn ausgeliefert. Für das Frühjahr sind Bücher von Peter O. Chotjewitz, Gustav Ernst, Richard Hey, Roland Lang, Curt Meyer-Clason, Konjetzky-Botterbusch zu erwarten. Wichtige Werke ausländischer Schriftsteller und eine Reihe mit Neudrucken werden in Zukunft auf dem Programm stehen. Doch vor allem will die AutorenEdition weiter das tun, was von Anfang an eine ihrer Hauptabsichten war: neue Talente aus dem gesamten deutschen Sprachraum fördern.

*

Wer in Österreich lebt, ist schon arm dran, auch wenn er es gar nicht merkt. Arm ärmsten freilich sind jene Künstler und Schriftsteller, deren Werke weniger den Gefühlen, möglichst schmerzlichen, als dem Intellekt, gar dem radikalen, verpflichtet sind. Meist bleibt ihnen nur die Emigration in die auch nicht fortschrittlichere BRD. Allerdings gibt es hier einige Alternativverlage, -preise und somit Hoffnung.

Ein Schimmer dieser Hoffnung glimmt neuerdings in der österreichischen Steiermark. Dort vergab in diesem Frühjahr die 'Walter Buchebner Gesellschaft' ihre ersten Förderungspreise, darunter den mit 50.00(1 Schilling dotierten BuchebnerPreis an Heinz R. Unger für seinen Lyrikzyklus 'Das Lied des Skorpions'.

Österreichische Schriftsteller und Maler können und sollten Ausschreibungsunterlagen für 1979 anfordern bei Robert Lotter, Hammerpark 1, 8680 Märzzuschlag, jedoch nur - und das macht dieses Unternehmen so beachtenswert - wenn ihre Arbeiten 'überindividuell verbindlichen, gesellschaftlich relevanten Charakter haben'.

*

Eine charmante Idee hatte wieder einmal die Waschmittelkönigin Gabriele Henkel. Während Schriftsteller häufig jobben müssen für's tägliche Essen, stiftete sie einen 5000-DM-Preis für den 'Schönsten Buchtitel des Jahres'. Die Juroren Thomas Bernhard und Carl Friedrich von Weizsäcker vergaben den Preis an Peter Handke für seinen Titel 'Die Trauer der Lüge Paris'.

*

In Jugoslawien, einem Land 'mit hohen Buchpreisen und niedrigen Autorenhonoraren vergleichbar mit der BRD griffen 16 Schriftsteller zur Selbsthilfe. Vor einem Jahr gründeten sie die Gruppe 'Zapis'. Inzwischen gehören ihr über 100 Autoren an.

Ziel der Gruppe ist es, durch die direkte Zusammenarbeit von Schriftstellern mit Druckereibetrieben Bücher billiger herzustellen, neue Lesergeschichten zu gewinnen und gleichzeitig höhere Autorenhonorare zu ermöglichen. Die Druckereien investieren bei dieser Zusammenarbeit Papier und Arbeit, die Autoren ihre Manuskripte. Der Erlös aus dem Verkauf dieser Bücher (ca. 25 Titel pro Jahr mit einer Startautlage von jeweils 5.000 Exemplaren) wird je zur Hälfte geteilt. 1007o des Autorenanteils wird für die weitere Arbeit einbehalten, bis zu 400Jo des Verkaufspreises erhalten die Urheber der Bücher, die ihre Werke freilich selbst verkaufen müssen bei Autorenlesungen in Betrieben, an Firmenbibliotheken und über die Gewerkschaftsorganisationen. Häufig ist schon vor dem Druck eines Buches die erste Auflage durch Verträge an die Belegschaft großer Betriebe verkauft.

Die Titelauswahl besorgt eine von der Autorenversammlung gewählte Redaktion. .Jedes Manuskript wird von zwei Redakteuren beurteilt. Weichen ihre Gutachten voneinander ab, wird ein dritter Redakteur beauftragt, dessen Stimme den Ausschlag gibt. Steht dann ein positives Urteil gegen zwei negative, kann der Autor auf der jährlichen Hauptversammlung verlangen, daß die Prüfung seines Manuskripts wiederholt wird. Die Autorenversammlung bestimmt dann in geheimer Wahl die Redakteure der zweiten Prozedur.

*

Sie wurde »1902 in Berlin geboren, studierte Malerei und war danach Tänzerin und Schauspielerin und ist heute eine der bedeutendsten Filmregisseurinnen unserer Zeit«.

Biografische Angaben des List-Verlages zur Neuerscheinung eines Buches seiner Starautorin Leni Riefenstahl.

*

Was uns Kunden künftig in computerisierten Buchhandlungen erwartet, beschrieb Frank J. Heinemann in der FR. Während der Darmstädter Buchhändlertagebelauschte er das Gespräch eines Computerverkäufers mit einer Buchhändlerin: »Der Vertreter führte ihr vor, wie auf einen Tastendruck auf dem Bildschirm der Anlage alle verfügbaren Titel zu einem bestimmten Thema erscheinen. 'Und da sind auch die Rabatte der einzelnen Verlage aufgeführt', erklärte er. 'Wenn Sie also dem Kunden einen Titel empfehlen wollen, nehmen Sie natürlich ...' 'den mit dem höchsten Rabatt', fiel ihm die Buchhändlerin folgerichtig ins Wort.«

*

Wie profitabel Naturkatastrophen sein können, weiß fast jeder Dachdeckermeister und Glaser, neuerdings auch die Deutsche Verlagsanstalt. Ein Erdbeben, das im Südwesten der Schwäbischen Alb nicht nur den Stammsitz der Hohenzollern beschädigte, sondern viele und meist ausländische Menschen obdachlos machte, inspirierte - kaum daß die Erdstöße abgeklungen waren -den dva-Werbeleiter Willy Kolkhorst: »In der Nacht zum Montag ist uns die Idee gekommen, aufgrund der frischen Erdbeben-Erfahrungen dem Sortiment einen Frühjahrstitel ins Gedächtnis zurückzurufen.«

Bereits am Dienstag verschickte der Verlag an rund 200 Buchhändler in Baden-Württemberg ein Streifenplakat, das für das Buch des Berliner Grundlagenforschers Helmut Tributsch wirbt, 'Wenn die Schlangen erwachen'. Tributsch beschreibt, wie aufgrund von Tierverhalten auf ein bevorstehendes Erdbeben geschlossen werden kann. Sortimenter, die den Titel per Telefon und Schnellpaket orderten, erhielten die Kosten vom Verlag ersetzt.

Das System ist ausbaufähig: Mit Unterstützung durch Polizei und Krankenhauspersonal ließe sich der Direktverkauf aktivieren: an die vergewaltigte Frau ein Buch über Selbstverteidigung, an Verkehrsopfer die Broschüre 'Sicher auf unseren Straßen' und bei hoffnungslosen Fällen die Kurzfassung von 'Gibt es ein Leben nach dem Tod?'.

*

Kaum hat Fritz J. Raddatz einer staunenden Öffentlichkeit den wahren Marx enthüllt, droht eine noch wahrere Wahrheitsfindung. Richard Friedenthal, dessen Goethebiografie allein in deutscher Sprache über 500.000 Käufer fand, schreibt an einer Marxbiografie, die im nächsten Jahr erscheinen soll. In einem 'Buchreport'-Interview plauderte er erste Arbeitsergebnisse aus: »Da heißt es immer, Marx habe in Berlin Philosophie studiert. Doch mit dem Studium war nicht viel

los, und seinen Hegel hat er keineswegs so gründlich gelesen, wie er später renommiert hat ... Ein Mann, der sich kindlich-wichtig nahm und der wie gedruckt log.«

Friedenthal will nachweisen, daß die großen Marx-Worte gar nicht von Marx stammen, weder die Feststellung, daß Religion Opium für das Volk sei, noch die Aufforderung an die Proletarier aller Länder, sich zu vereinigen. Damit nicht genug: »Es ist ja doch bemerkenswert, daß Marx keine Fabrik und keine Bank von innen gesehen hat; gekannt hat er nur die Pfandleiher. Wie es den Arbeitern wirklich ging, hat er aus den Büchern der Fabrikinspektion erfahren, die er im Britischen Museum gelesen hat. Aufgrund dieser Berichte wurden Sozialgesetze gemacht, und nicht weil Marx diese Berichte ausgewertet hat.«

Kurz: Dieser Marx und sein Ismus ist ein einziger Schwindel. Quod erat demonstrandum. Pecunia non olet.

*

Es soll Leute geben die glauben, Theo Sommer sei eine Kunstfigur, eine Erfindung des KONKRET-Herausgebers Hermann L. Gremliza. Doch kann andererseits nicht geleugnet werden, daß in einem bemühten Hamburger Wochenblatt regelmäßig ein Theo Sommer tiefschlürfend über historische Ereignisse - hin und wieder gar über sich selbst - berichtet, jüngst über seine Urlaubslektüre:

»Sobald nach der ersten Freude am Nichtstun die Lust am Lesen erwacht, knöpfe ich mir zwei Romane aus dem Genre politisches Science-fiction vor: 'Crash 79' von Paul Erdmann (deutsch 'Crash 81 ' -der große Schock), und 'On the Brink` von Herb Stein - wilde Geschichten über Weltwirtschaftskrise und Weltkrieg III, aber so hart an denkbaren Wirklichkeiten entlanggeschrieben, daß einem der Atem stockt; auch der Bundeskanzler hat sie gelesen.«

Nicht nur das 'Vorknöpfen' des 'Entlanggeschriebenen' verrät den wortgewaltigen Schelm, mehr noch überzeugt der dezente und doch urkomische Hinweis auf den Bundeskanzler, eine gekonnte Abwandlung des bekannten Hausmeisteraussprüchs 'Ich und der Herr Direktor ...`, daß es sich bei dem Autor nur um einen handeln kann, nämlich Hermann L. Gremliza selbst. Als Theo Sommer schafft er sich die Vorlagen, die er für sein KONKRET-express braucht.

Freilich weiß der KONKRET-Herausgeber seine Identität mit Theo Sommer geschickt zu tarnen durch Irreführungen. In dem zitierten Urlaubslektüre-Beitrag erwähnte er neben weiteren Büchern auch einen Band 'Windsurfen für Fortgeschrittene', » damit es endlich mit body-dip, head-dip und trick-surfen einwandfrei klappt«.

Diese Irreführung freilich ist allzu leicht als Finte zu durchschauen, weiß doch jeder, der Gremliza schon einmal begegnet ist, daß ein Windsurfer für ihn erst noch konstruiert werden müßte ...

*

In der Zeit vom 21. April 1978 rezensierte Fritz J. Raddatz das Literaturmagazin 8. Zu einem Beitrag Hartmut Gründlers schrieb Raddatz, der Autor sei der »sprachlichen Verpackung der Atomenergie in seinem Aufsatz 'Aus dem Wörterbuch des Zwiedenkens' überzeugend auf die Schliche gekommen. Ein Entpackungskünstler« Gründler hatte sich am Buß- und Bettag 1977 öffentlich selbst verbrannt (LITERATUR KONKRET II berichtete darüber). Ihn einen 'Entpackungskünstler` zu nennen, entlarvt den Feuilletonisten. Zwar mag Raddatz von der Selbstverbrennung nicht gehört oder gelesen haben. Aber auch das entlarvt den Feuilletonisten.

*

Goldmanns Lyrik-Anthologie 'Mit gemischten Gefühlen', wegen Titelauseinandersetzungen mit der dva umbenannt in 'Lyrik-Katalog Bundesrepublik', ist mehr wert als die DM 12,80, die das Taschenbuch kostet. Zu verdanken ist das den Herausgebern Jan Hans, Uwe Herms und Ralf Thenior, von deren Lyrik-Auswahl sich Goldmann in einem Nachwort distanzierte: »Diese Dokumentation enthält auch Gedichte, mit deren Inhalt sich der Verlag durchaus nicht identifizieren kann.« Um derartige Peinlichkeiten künftig zu vermeiden, schlägt LITERATUR KONKRET vor, daß die Auswahl kommender Goldmann-Lyriker-Anthologien gleich der Geschäftsführer des Verlages, Gert Frederking, besorgt. Frederking selbst ist ein Dichter und zwar ein solcher:

» Komm, sing mir die Goldmann

Melodie

sie ist so voller Fantasie!

Komm, sing mir die Goldmann
Melodie
die voll Glück und zarter Poesie.

Komm, sing mir, ich lieb die kleinen Bücher,
die so schmiegsam sind,
die ein jeder von uns liebt,
schön ist's, daß es Goldmann gibt!

Preiswert und gut -
Goldmann hat Mut

Goldmann-Buch ist mein Buch
Goldmann-Buch ist Dein Buch,
unser Buch! Euer Buch!
Goldmann!«

Davon braucht sich nicht einmal Co-Geschäftsführer Olaf Paeschke zu distanzieren.

*

Für folgende und 90 weitere Leser von LITERATUR KONKRET hat sich die Rücksendung des Fragebogens in Heft II gelohnt:

Heide Michel, Buxtehude (1. Preis), Rolf Hagedorn, Göttingen (2. Preis), Jochen Abeling, Braunschweig (3. Preis). Je fünf Schallplatten erhielten Helga Jacobson, Reckendorf; Joachim Gohr, Witzenhausen; Petra Herbertz, Wuppertal; Johannes Roether, Frankfurt; Bertram Weber, Hamburg; Harald Mönch, Berlin; Peter Kaiser, Nürnberg.

Den Gewinnern und vor allem jenen eintausendachthundertundzwölf Menschen, die wieder einmal leer ausgingen, danken wir fürs Mitmachen.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 26

Bibliothek der verbrannten Bücher

1945 war nicht das Ende. Ungebrochen und längst wieder schamlos hat der nationalsozialistische Führungsnachwuchs von damals die Führung übernommen in vielen Bereichen der Politik, Wirtschaft, Publizistik. Unverändert blieben in diesem Lande die Verhältnisse, die den Faschismusgebaren, unverändert auch wesentliche Elemente seiner Ideologie.

Nicht 1945 wurde ein Bruch vollzogen, sondern 12 Jahre früher. Was damals von nationalsozialistischen Schergen zerstört, verbrannt, vertrieben wurde, blieb ausgelöscht bis in unsere Tage.

In einer 'Bibliothek der verbrannten Bücher' will der neugegründete Konkret Literatur Verlag die bedeutendsten der vergessen gemachten Werke antifaschistischer deutscher Emigranten wieder zugänglich machen. Zwei Bände erscheinen bereits zur Frankfurter Buchmesse: Konrad Merz` autobiografischer Bericht 'Ein Mensch fällt aus Deutschland' und Theodor Plieviers Roman 'Der Kaiser ging, die Generäle blieben'.

Merz, Jude, 1908 in Berlin geboren, war Arbeiter, später Konservenvertreter. 1934 gelang ihm die Flucht nach Holland. 'Ein Mensch fällt aus Deutschland', bisher nur 1936 im Amsterdamer Exilverlag 'Querido' veröffentlicht, ist ein ungewöhnliches Buch - nicht nur seiner kraftvollen, witzigen, mutigen Sprache wegen. Meist waren es die Begüterten, Erfolgreichen, die ihre - auch dann noch bitteren, entwürdigenden - Erfahrungen mit den Behörden der Gastländer, mit anderen, nicht immer kollegialen Schriftstellerkollegen veröffentlichen konnten. Merz hingegen war auch in literarischen Zirkeln völlig unbekannt. Er erlebte das Schicksal des namenlosen Flüchtlings, dessen Hilflosigkeit, Ausgeliefertsein, aber auch die Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft proletarischer Arbeitskollegen.

Nach Plieviers ebenso berühmten wie ungelesenen Roman über die nicht stattgefundene deutsche Revolution wird die 'Bibliothek' ab dem Frühjahr 1979 jährlich ca. sechs Bände herausbringen. Vorgesehen sind unter anderem Heinz Liepmanns Tatsachenroman aus Hitlerdeutschland, 'Das Vaterland' (der Verfasser bekam wegen dieses Buches, das 1933 in der ersten und einzigen Auflage in Amsterdam erschienen ist, einen Prozeß wegen Beleidigung eines 'befreundeten' Staatsoberhauptes namens Hindenburg); die Neuveröffentlichung von Alfred Kerrs 'Die Diktatur des Hausknechts'; ein Roman von Karl Otten, 'Torquemadas Schatten'; die Autobiografie (gleichzeitig ein Werkkatalog) des Grafikers Gerd Arntz und ein George-Grosz-Kalender für das Jahr 1980, der erstund einmalig 1919 in der Zeitschrift 'Wieland' erschienen ist. Alfred Kantorowicz schließlich überarbeitet und ergänzt sein 'Spanisches Kriegstagebuch' für die 'Bibliothek der verbrannten Bücher'. Alle Bände, herausgegeben von Hein Kohn und Werner Schartel, werden ausführliche Angaben zu der Person des Autors, seinem Werk und der Entstehungszeit enthalten.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 29

Erich Fried

Nicht umkehrbar

Die Tatsache
daß ein Dichter
der unbekümmert
um alle Tatsachen
ein Revolutionär sein will
ein Reaktionär ist

beweist noch nicht
daß ein Dichter
der unbekümmert
um alle Tatsachen
kein Revolutionär sein will
kein Reaktionär ist

– -

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 30

Hartmut Schulze

Für MRR – in Klassen-Liebe

Der Kritiker wurde kritisiert, und wieder gab es Krach. Warum Marcel Reich-Ranicki immer noch ein Thema ist, erklärt Hartmut Schulze

Die Sache ist etwas kompliziert: ein mittlerer Großkritiker, Joachim Kaiser, kritisiert, daß die Fachzeitschrift seiner Branche, das Mitteilungsblatt der Hersteller und Verteiler der Ware, mit derer befaßt ist, das »Börsenblatt« nämlich, die Kritik eines größeren Mittelkritikers an dem absoluten Großkritiker, die zunächst im »Spiegel« erschienen war, nachgedruckt hat. Die Rede ist von Christian Schultz-Gersteins Auseinandersetzung mit Marcel Reich-Ranicki.

Die Sache wurde deshalb so kompliziert, weil es sich Schultz-Gerstein nicht einfach genug gemacht hatte (denn das Einfache ist schwer im »Spiegel« unterzubringen), weil er sich ein weiteres Mal mit der Person und nicht mit der Funktion MRR auseinandersetzen mußte. Die Person, die 58 Jahre alt ist, die jüdisch ist, eine Brille trägt und lispelt, sollte nicht interessieren. Und die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Großkritiker (der sich von diesem Etikett geschmeichelt fühlt) sollte wirklich -da hat Uwe Johnson in seinem Leserbrief an den »Spiegel« schon recht - seit der Schriftsteller-Widmung »für Marcel Reich-Ranicki, in Liebe« abgeschlossen sein.

Die Frage nach der Funktion jedoch beantwortet die Frage, warum dieser Mann immer noch und trotz allem ein Thema ist.

Christian Schultz-Gerstein nannte den Literatur-Chef der »Frankfurter Allgemeinen« einen »furchtbaren Kunst-Richter«, und die getroffenen Hunde bellten. Marcel Reich-Ranicki bellte nicht. Als einzige Reaktion auf den Vorwurf, er sei immer häufiger dazu übergegangen, »Schriftsteller nur mehr auf ihre Verfassungstreue zu überprüfen«, rückte er mit der ihm eigenen Chuzpe zwei Tage nach der »Spiegel«-Veröffentlichung kommentarlos ein Gedicht in die erste Seite seines Feuilletons: ein Gedicht von Peter Schütt, dem reimenden Parteivorstandsmitglied der DKP, ausgerechnet.

Reich-Ranickis Credo ist die Ablehnung eines »ermäßigten Tarifs« für Literatur, »die einem aus ideologischen oder thematischen Gründen willkommen« ist. Damit man ihm das glaubt, fährt er ausnahmsweise auch mal zum Nulltarif. (»Wer wird wohlwollender besprochen als Wallraff«, fragt Seine Scheinheiligkeit und weiß doch ganz genau, daß er selbst einen Wallraff-Beitrag von Peter Schneider aus seinem Blatt hinauszensiert hat.)

Einer hatte es gewagt, die Kompetenz des Kunstrichters, dessen Urteile im Wortsinn vernichtend sein können. anzuzweifeln, hatte es gewagt, seinerseits den ermäßigten Tarif für das jüdische Opfer faschistischer Gewalt abzulehnen. Und nun: Volk von Meinungsverwaltern steh auf, Sturm brich los!

Am lautesten bellten die getroffenen Verleger: Matthias Wegner (Rowohlt), Ulrich Frank-Planitz (Deutsche Verlagsanstalt) und Siegfried Unseld (Suhrkamp) überboten sich gegenseitig in Briefen an das »Börsenblatt«, das Schultz-Gersteins Artikel über Reich-Ranicki mit der Einleitung »Das Beste zum Thema« nachgedruckt hatte, als wollten sie das Goldene Sportabzeichen im Dreckschleudern gewinnen. »Unreflektiert, billig und infam« überschrieb das »Börsenblatt« die Briefe in seiner »Dialog«-Spalte - vielleicht die letzte kritische Äußerung, die sich (wenn auch wohl ungewollt, aber immerhin ohne Anführungsstriche) der Chefredakteur der Buchhändler- und Verleger-Zeitschrift leisten konnte. Denn am Ende dieses »Dialogs« von Tiraden erschien der redaktionelle Kotau: Bitte, bitte, lieber Marcel, sei nicht böse, wir wollen es ganz bestimmt nicht wieder tun. Oder wörtlich: »Durch die im Vorspann getroffenen Feststellungen, die wir nicht mehr aufrecht erhalten und die wir zutiefst bedauern, mußte die Veröffentlichung - von der die Redaktion auch inhaltlich abrückt - in einer Weise verstanden werden, die nicht beabsichtigt war.« (Ob »Börsenblatt«Chefredakteur Hanns-Lothar Schütz entlassen wird, stand bei Redaktionsschluß von LITERATUR KONKRET noch nicht fest.)

Die Verleger wissen eben, was sie an ihrem MRR haben. Vor allem die Verleger der »FAZ«, die den überfälligen Kritiker 1973 von der »Zeit«, wo er nur mehr so wenig ernst genommen wurde wie damals sein Blatt, in ihr »steinernes Zeughaus der Reaktion« (Alfred Andersch) holten. Nachdem Karlheinz Bohrer mit seinem moderaten APO-Verständnis nach London abgeschoben wurde, war - Zeit der Tendenzwende - nun Reich-Ranicki in diesem Zeughaus zuständig für die bunten Kostüme (aber keine roten) und für die Musik (wenn es sein muß, und es mußte jetzt häufiger sein, für die Marschmusik).

Reich-Ranicki im Zentralorgan der Großbourgeoisie ist also das, was Günther Noris in der Bundeswehr ist. Bei dem fragt keiner nach der Glaubensgemeinschaft. Als Antwort auf Großkritiker-Kritik aber ersetzt der Hinweis auf das Judentum des Kritisierten noch jedes Argument. Macht nichts, der Jude wird geschont. Seltsam nur, daß dieser Mechanismus immer nur bei den Reich-Ranicki und Löwenthal funktioniert, nie aber bei den Fried, Cohn-Bendit oder Biermann. Das muß wohl doch etwas mit gesellschaftlicher Machtstellung zu tun haben.

Und die nutzt Reich-Ranicki wie kein zweiter. Hemmungslos schlug er zum Beispiel vor gut zwei Jahren auf Martin Walser ein, den »geistigen Bajazzo der revolutionären Linken in der Bundesrepublik Deutschland« - das war Reich-Ranickis Kritik an Walsers »Jenseits der Liebe«; und auch: »Ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman. Es lohnt sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen«. Kaum jemand widersprach. Einer, der es doch gewagt hatte, bekam die Folgen zu spüren. Hermann L. Gremliza schrieb damals in KONKRET: »Jetzt reicht's Ranicki« und fand, daß der »seinen Anspruch auf bloß literarische Befassung« verloren habe: »Fragen der Hygiene verlangen nach anderen Antworten«.

Die Antworten gaben - damals wie heute - andere. Robert Held in der »FAZ«: »... jeder Gangster nächstens seine Drohungen in Zeitschriftenauflage verbreiten kann ...«, Matthias Walden in der »Welt«: »... Wesensmerkmale des 'roten Faschismus' ...« und Hans Heigert in der »Süddeutschen«: »Ihn (Reich-Ranicki) zu beseitigen, so hieße es aus Literatenmund, sei eine Frage der 'Hygiene'«.

Trotz solcher perfider Solidarität muß Reich-Ranicki begriffen haben, daß er sich in Sachen Walser vergriffen hat. Und zu welch gnadenloser Objektivität er fähig ist, bewies er, als er Walsers nächstes Buch, das »Fliehende Pferd«, lobte, obwohl es gut ist. Dem Scharlatan gereichte auch dies nicht zum beruflichen Ende. Statt dessen wird ihm bescheinigt (natürlich von einem Verleger), das »FAZ«-Feuilleton habe sich »zum mit Abstand besten innerhalb der deutschen Presselandschaft entwickelt« (Wegner). Das mag ja sein, aber was besagt das? Nehmen wir eine x-beliebige Kultur-Seite aus der »FAZ«. Auf meinem Zeitungsstapel liegt oben das Feuilleton vom 15. August. Der Aufmacher-Artikel behandelt auf fünf (von sechs) Spalten die Luisenburg-Festspiele in Wunsiedel. Fast den gesamten Rest der Seite nimmt dann noch das Jahrestreffen der American Orchestra League in Chicago ein.

Gut, mag man einwenden, dafür kann Marcel Reich-Ranicki nichts, verantwortlich für das »FAZ«-Feuilleton ist nicht er, sondern Günther Rühle. Stimmt, und verantwortlich für Günther Rühle sind die Zeughaus-Verwalter um den Hitler-Biographen. Reden wir also besser von denen - und von denen, die ihre Waffen in dieses Zeughaus schicken. Die Befassung mit Reich-Ranicki lohnt nicht, solange nur der Sack geschlagen und der Esel nicht einmal gemeint wird.

Reich-Ranickis Stärke ist die Schwäche der Linken in diesem Land. Nicht die Schwäche der linken Intelligenz, die so wenig auf sich selbst bauen kann, daß sogar sie sich immer mal wieder mit ihm einläßt, sondern die Schwäche der demokratischen Bewegung insgesamt. Oder kann sich jemand einen Marcel Reich-Ranicki als Literatur-Kritiker beim »Corriere della Sera« oder bei » Le Monde« vorstellen?

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 32

Georg Biron

Herr Heine...

Heinrich Heine erwägt seine Auswanderung. Exklusiv für Literatur Konkret sprach mit dem Dichter Georg Biron. (Originalzitate)

KONKRET: Herr Heine, vor kurzem haben Sie auf einer Pressekonferenz erklärt, daß Sie das Land verlassen werden. Warum?

Heine: Ich bin dieses Guerillakrieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben kann.

KONKRET: Haben Sie schon irgendwelche konkreten Vorstellungen davon, wohin Sie gehen werden, oder ist das noch unklar?

Heine: Wenn ich nur wüßte, wo ich mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der Tat - wo soll ich hin? Soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich schmerzlicher drücken würden als zu Hause?

Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte.

Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christentum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott.

Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Sehnsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrertum, das alle europäischen Begriffe übersteigt ...

Ich bin müde und lechze nach Ruhe.

KONKRET: Ein weiterer Beweggrund für ihre Auswanderung dürften materielle Erwägungen sein. Immerhin hat man Ihnen die Anstellung im öffentlichen Dienst verwehrt, mit der Begründung, daß Sie Kommunist seien ...

Heine: Ja, diese Überbleibsel oder Nachfahren der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes ultradeutsches Narrenkostüm modernisiert haben und sich ein wenig die Ohren haben stutzen lassen - mein ganzes Leben lang habe ich sie verabscheut und bekämpft, und jetzt fühle ich mich getröstet durch die Überzeugung, daß der Kommunismus ihnen den Gnadenstoß versetzen wird.

Aus Haß gegen die Parteigänger des Nationalismus könnte ich den Kommunisten fast meine Liebe zuwenden. Wenigstens sind sie keine Heuchler, die immer die Religion und das Christentum im Munde führen. Kommunisten haben allerdings keine Religion, die Kommunisten sind sogar Atheisten, aber als Hauptdogma bekennen sie sich zum unbedingtesten Weltbürgertum, zu einer weltumspannenden Liebe zu allen Völkern, dergestalt, daß dem Geist und der Wahrheit nach die Kommunisten sehr viel christlicher sind als unsere sogenannten germanischen Patrioten, jene beschränkten Verfechter einer exklusiven Nationalität.

KONKRET: Auf der Pressekonferenz haben Sie öfters betont, daß Sie nicht glauben, daß eine Alternative von bürgerlicher Seite geboten werden könne. Warum nicht?

Heine: Sie denken mehr an die Interessen ihrer Kapitalien als an die Interessen der Menschheit. Sie lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meer gegen die Wellen kämpft; oder sie erkriechen mit klebrigster Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeistertums oder der Präsidentschaft ihrer Klubs und dabei erzählen sie vielleicht: daß sie selber in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt seien, daß sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten, denn die Wand sei das Gesetzte, das an und für sich Seiende, das, weil es ist, auch vernünftig ist, weshalb auch derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, unwidersprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht ertragen will. Nach den Gütern dieser Erde greifen alle um die Wette, und das ist ein ewges Raufen und ein jeder stiehlt für sich. Ja, das Erbe der Gesamtheit wird dem einzelnen zur Beute, und von Rechten des Besitzes spricht er dann, von Eigentum.

Freiheit, du bist ein böser Traum!

KONKRET: Welche Aufgaben werden in der Zukunft auf Sie warten?

Heine: Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen sich die Völker nicht mehr zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die Heilige Allianz der Nationen kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen Hunderttausenden Mördern mehr zu füttern, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet habe. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen.

KONKRET: Jetzt bleibt nur zu hoffen, daß man in Deutschland nicht auf den Gedanken verfällt, ihre Bücher verbrennen zu wollen, wie man das vor einiger Zeit mit den Gedichten von Erich Fried vorgehabt hat.

Heine: Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen. Ich rede zuviel, jedenfalls mehr, als mir die Vorsicht und das Halsleiden, von dem ich gerade befallen bin, gestatten ...

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 33

»Warum sind Sie nur Leser? Schreiben Sie doch!«

Diese Aufforderung habe ich leichtfertig gestellt. Mit den 54 eingesandten Beiträgen hätte ich dieses Heft füllen können. Die Auswahl der hier abgedruckten Stellungnahmen wurde mehr durch deren Umfang als durch ihre Qualität bestimmt: Zehnseitige Manuskripte können wir - zumindest im Rahmen dieser Zeitschrift - nicht veröffentlichen. Wir sollten über einen anderen Rahmen nachdenken.
Karl W. Pawek

Was ist ein brennendes Buch
gemessen an dem Apfel
der einem Hungrigen fehlt?
Bücher haben doch nur die
die genug zu essen haben
Wo Äpfel geplant verfaulen
da verkümmern brennende Bücher
zu einer lächerlichen Farce

Und doch ertappe ich mich
bei dem unmoralischen Gedanken:
die Flammen aus dem Bücherberg
sind des Nachdenkens eher wert

Wer Bücher ungeschrieben macht
hat noch ganz anderes im Sinn
diese Flammen sind nur Auftakt
der Feuersturm kommt später

Es sind die gleichen
die brennende Seiten feiern
und später selber verbrennen
im heiligen Vaterlandskrieg

Ist das nicht der Beweis
für die beschworene Gefährlichkeit
von Worten, Sätzen, Büchern?
Hätte das unverkohlte Papier
nicht den Widerstand provoziert
gegen verblendetes Kriegsgeschrei?

Und doch:
Wieviel selbstverständlicher verfaulen
die Berge von Lebensmitteln:
Vernichtung ohne gröhlenden Haß
lautlos und ohne Fragezeichen

Die zur Kenntnis genommene Alltäglichkeit
die unmenschliche Absatzkorrektur
den einen bedeutet sie Hunger
den anderen gesicherte Verfettung
ist sie nicht viel barbarischer
als der groteske Versuch
die Köpfe der Menschen leerzufegen?

Die Herren haben dazugelernt
Krisen löst man heute anders
der faulende Obstberg entpuppt sich
als grausam-logische Potenzierung
der Un-Ordnung von damals

Fast möchte ich sagen:
Harmlos, die archaische Bücherverbrennung
gemessen an der perfekten Organisierung
der leeren und vollen Bäuche.

Helmut Schäufele

Asche zu Asche

Es ist spät oder früh, nachts. Noch traut sich der neue Tag nicht durchs Fenster. Jetzt werd ich doch schreiben, und es ist mir egal, wie mir morgen zumute sein wird.

Ich mag die Bilder in dieser Fragestellung nicht. Problemstellung in der heißen Küche der Auswahltests; nun schreibt mal schön, der beste Beitrag wird prämiert. Also schon gefangen in den Bildern unserer neuen, alten, faschistischen Wegwerfgesellschaft? Mich erreicht der hohe Anspruch großer Worte - ich bin zugekleistert mit der Terminologie literarischer Großmannssucht: In musilscher Sensibilität möglichst kafkaeske Parallelen buttisch erwalsern?

Nein, die Zufälligkeiten zufällig in Dimensionen zu erheben - ich werd den Teufel tun! Mich auslassen, zum millionsten Male; »wo Bücher verbrannt werden, da werden auch...!«? Oder die stumme Verbeugung vor Kisch, die packende story, als ergreifende Selbsterfahrung, wenn es geht noch von einem Litera-Laien (auf dem Heringsdampfer in der eisigen Nordsee, von einäugigen Seebär-Originalen umzingelt)? Oh, Scheiß! Heiliger Bukowski hilf, zeig diesen Heinis das wahre Gesicht der »open pussy« ! Laßt mich Euch endlich sagen, daß ich mir meinen Arm wegen Eurer Blasen im Kopf nicht ausrenken werde - dennoch, laßt es mich sagen).

Nee, nee mein Freund, darauf fahre ich nicht ab. Weißt Du, was ich brauch? Um loszulegen - ich meine so richtig? Hör zu: Ich brauch, den Tritt, die Enttäuschung, das Glück, ich muß gebissen werden, es muß mich umhauen, ich muß auf die Schnauze fliegen - und nicht nur so lala. Die Potenz, das Ausmaß, das Kaliber, der Verrücktheitsgrad muß stimmen, gewaltig sein! Hast Du mich? - Also: Der Hund, der vor mir in aller Gemütsruhe dahindackelt, das Bein hebt, an den Laternenpfahl pinkelt und das Licht geht aus -das ist die Unmittelbarkeit, das ist das, was mich anfaßt (symbolisch gesprochen). Ich kann nicht stundenlang über die Küchenmagd bei der Zubereitung des speziellen Schweinebratens in Danzig oder über Herrn Oberstudienrat-Doktor mitsamt Ehefrau und Freunden am Bodensee lamentieren.

Gut, gut: - Bücher verbrennen, Faschismus, Zensur, Neo-Faschismus, Wurzeln, Verbindungen, juchhe; Südamerika (!),nun noch direkter; Argentinien (!), jau, jau; die Fußballer und das ignorierte Leid (!), amnesty (!), usw. usw.

Na, wie schmeckt das? Klar, kann man ne Menge drüber schreiben - bloß, dann hättet Ihr für mich auch ne Rolle Klopapier fotografieren können, ich hätt über den Durchfall der Nationalmannschaft in Argentinien geschrieben und wär wieder beim

Thema. Siehst Du - und das mag ich nicht (dafür ist das alles auch zu wichtig).
Also schreib ich lieber über meine Impotenz zu diesen Bildern. In diesem Sinne: Asche zu Asche.

Bernd Rainer Siebecke
Leonberg, Mai 1978

Feurio

Als die Bücher verbrannt
wurden stieg ihr Rauch in den Äther
und breitete sich aus -

Hier stinkt's,
sagten naserümpfend die Binden.

Eberhardt Schmidt

1.

Doch wodurch unterscheidet sich eigentlich
eine Bücherverbrennung von der
Lebensmittelvernichtung?
fragt die Zeitschrift für Literatur
scheinbar
konkret
Die Antwort sei Literatur
(dies ist Literatur)
aber
KONKRET
Gib einem Hungernden ein Buch
er wird sterben
ein Buch für einen Hungernden
(das ist der Schraubenschlüssel für Karl Pawek)

Gib einem Hungernden einen
Apfel
eine Birne,
eine Tomate, gib ihm
Ananas, Kaviar und Bier
oder auch nur ein Brot
er wird leben

Ein Brot für den Hungernden!
(Das sind steigende Verkaufszahlen für H. Gremliza)
Verbrenne ein Buch: niemand stirbt
Zerstampfe eine Tomate: du machst Dich schuldig
des Todes eines
Menschen

2.

Doch es sei
Der Unterschied
nicht so einfach gemacht
und gelebt
Die Bücher verbrennen
zerstampfen auch die Tomate (den Apfel, die Birne)
Sie töten nicht nur das Wort
auch den
der es spricht

3.

Der Hungernde sehe
daß er satt werde

(Karl Pawek sehe daß er den Schraubenschlüssel bedienen lerne)

Friedrich Gerlach

auf daß der Satte sorge
das Wort zu erhalten

auf daß Pawek sorge
für die Wahrheit seiner Worte
(indem er die Schrauben anzieht!)

Friedrich Gerlach

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 35

Helga M. Novak

Victor Serge und die Rose zu Füßen der Guillotine

Rezension

Viktor Serge

Die eroberte Stadt. Freie

Gesellschaft. DM 12,00

Viktor Serge

Leo Trotzki - Leben und Tod.

Europaverlag, DM 34,00

Mit zwanzig wird er Zeuge, wie das Messer der Guillotine 'auf ein rasendes Haupt niederfällt'. Am nächsten Morgen besucht er, zusammen mit Ferrer, noch einmal den Platz, wo inzwischen Kies über das Blut gestreut wurde. Irgendjemand hat eine Rose auf das sandige Viereck geworfen. Ein Polizist geht hin und zertritt die Rose, -langsame, sorgfältige 60-Grad-Drehungen mit dem Absatz. Der Zwanzigjährige kann sich nicht losreißen von dem Schuh auf der Rose zu Füßen der Guillotine. Sein Freund reibt sich sanft die Hände, 'was für eine Schweinerei - diese Gesellschaft!'

Viktor Serge, damals noch Kibaltschitsch, nennt sich seitdem einen leidenschaftlichen Gegner der Todesstrafe. Revolutionär, russischer Revolutionär, und gegen die Todesstrafe, geht das? Wir werden ja sehen.

Schmächtig, empfindsam, jähzornig -wächst er in Belgien als Kind russischer Emigranten heran. Der Onkel in Rußland wegen Verschwörung gehängt, der Vater wegen Verschwörung gesucht und emigriert, die Haushaltskasse meistens leer. Viktor liest viel, geht beizeiten arbeiten, hegt aufrührerische Gedanken. Arbeit, Bücher, Hunger sind das Dreigestirn seiner Jugend.

Er zieht nach Paris und redigiert die »Anarchie«, just als draußen La bande à Bonnot Autos klaut und in Läden und Banken ihre »Wiederaneignung« praktiziert. Kassenboten, Polizisten, Passanten pflastern ihren Weg und bleiben liegen. Kibaltschitsch hält nichts vom blutigen Straßenraub, er ist kein Aktionist, sondern schreibt, schreibt, schreibt.

Als die Bonnot-Bande auffliegt - einige nach Guyana geschickt, einige unters Fallbeil - wird auch Kibaltschitsch verhaftet. Der den Anarchisten ins Gewissen redete, schweigt nun. Weder denunzieren noch distanzieren! Fünf Jahre hat er dafür gekriegt.

Raymond Callemin, zum Tod verurteilt und Viktors Freund aus Kindertagen, 'bemerkt vor der Guillotine die Gruppe von Reportern und ruft ihnen zu: Schön, wie?` Das war 1912.

Viktor Serge im Gefängnis. Die Jugend ist um, die Rose nicht vergessen.

Sieben Jahre später - nach Gefängnis, Aufstand in Barcelona und wieder Gefängnis - betritt Serge an der finnischrussischen Grenze das Land seiner Eltern. 1919, und er begibt sich nach Petersburg. Der Roman, den er später über die Verteidigung und den Alltag an der Newa schreibt, heißt »Eroberte Stadt«. Die von der Revolution eroberte Stadt, die täglich verlorengehen kann. Ganz Europa ist angetreten. Weiße und ausländische Armeen tummeln sich von der Ukraine bis nach Sibirien, von Litauen bis zur Krim. Und in der eroberten Stadt unbeugsamer Verteidigungswille und Hunger, Epidemien und Exekutionen.

'Ich betrachte die Errichtung der Tscheka als einen der schwersten, der unbegreiflichsten Fehler.'

Niemand wußte und wenige glaubten daran, daß die Bolschewiki das Jahr 1919 überlebten, die weißen Truppen des Generals Judenitsch Petersburg nicht überrennen würden. Und so liest sich das in der »Eroberten Stadt«: »In den stillgelegten Fabriken fordern die Arbeiter Speck und klauen Metall, Werkzeuge, Zaunbretter, Bleche, Stricke, Kabel ...regenschwere Wolken bringen Gerüchte von Verrat, Brandstiftungen, Niederlagen und Exekutionen... -

Sie hängen alle Juden und Kommunisten auf, bis zum letzten Mann! -

Nach Schulschluß werden Rachel und Sahra plötzlich von Kindern umringt. -

Judchers, Judchers, bald werdet ihr massakriert! - -

Die Kinder auch? - erkundigt sich Magdalena mit den blonden Zöpfen. –

Alle! Alle! -

Sich an der Hand haltend, gehen die kleinen Jüdinnen davon. Der kommende Schrecken umgibt sie bereits mit einer gespenstischen Leere. - Was ist den das, massakrieren? -fragt Rachel ihre ältere Schwester. Aber die ältere Schwester ist kurz vorm Heulen und beschleunigt ihre Schritte. -

Sei still! Du verstehst aber auch gar nichts. -«

Viktor Serge arbeitet als Übersetzer für die Internationale, betreut ausländische Delegierte, ist Kommissar für die Archive der zaristischen Geheimpolizei, ist Soldat des kommunistischen Bataillons des II. Bezirks, sitzt in Kommissionen, gehört zum Verteidigungsstab, wo er sich mit dem Schmuggel mit Finnland befaßt. » Wir kauften bei ehrlichen Kaufleuten in Helsinki ausgezeichnete Waffen. Um diese wertvollen Einkäufe zu bezahlen, druckten wir kistenweise 500-Rubel-Scheine mit dem Bild der Großen Katharina und unterzeichnet von einem Bankdirektor, der ebenso tot war wie seine Bank.«

Serge hat genug Funktionen, doch keine Macht der Welt verführt ihn zur Macht. Er sitzt über den Dossiers der Ochrana und hört unterm Fenster die Pelotons Geiseln erschießen, doch er hat die Rose vor der Guillotine nicht vergessen. Er schreibt alles auf.

'Rjasanow forderte unermüdlich die Abschaffung der Todesstrafe. Die Tscheka war unpopulär.'

Petersburg fällt nicht Judenitsch in die Hände. Arbeiter, Matrosen, Bauern, Kommunisten, Baschkiren - alle zusammen jagen ihn in die Flucht. Nicht nötig, die einschmeichelnden Bilder der Führer aus den Büros, Komitees, Vereinslokalen oder von den öffentlichen Plätzen zu entfernen.

Ach ja, Führer sein, bedeutet auch, über die Fassade der Autorität spotten zu dürfen. Ein Dialog darüber steht in der »Eroberten Stadt« und bezieht sich auf Trotzki und Lenin.

»Einmal, als diese beiden nach einem großen Erfolg bei der Nationalisierung der Kohlebergwerke guter Laune waren, haben sie über jene Ikonografie sarkastische Bemerkungen getauscht. -

Ein enormer Konsum von Porträts, meinen Sie nicht auch? Glauben Sie nicht, daß man etwas übertreibt? - -

Das ist die Kehrseite der Popularität, mein Freund. Streber und Dummköpfe lassen so etwas sprießen. - -

Wenn wir nun lange genug leben, um den Eindruck, den sie machen aufzuheben. - -

Ja, wollen wir hoffen, daß wir lange genug leben, um nicht seliggesprochen zu werden. -«

Einem von ihnen ist dieser Wunsch ganz und gar nicht in Erfüllung gegangen.

Siege und Niederlagen lösen einander ab, Kronstadt, Dürre, Kriegskommunismus, Hunger, die N.E.P., Komintern, Opposition, - Lenin ist noch nicht tot, da gehts schon los. Die Todesstrafe wird abgeschafft. Die Todesstrafe wird wieder eingeführt. Die Tscheka wird nicht beseitigt, sondern umbenannt in G.P.U., - Lenin ist noch nicht tot, da hat sich schon das Triumvirat gebildet. Sinowjew, Kamenjew und Stalin (Generalsekretär der Partei) nehmen die Zügel in die Hand..

Viktor Serge - nicht einzuspannen für undurchschaubares, nicht bestechlich, nicht korrumpierbar, auf keine Generallinie einzuschwören - schreibt über die erste Opposition von 1923 in seiner Trotzki-Biografie: «Trotzki stellt in seiner Broschüre 'Der neue Kurs' fest ‚...eine zeitlang war es notwendig, die Diktatur der alten bolschewistischen Garde aufrechtzuerhalten; jetzt muß die neue Generation - die aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen ist - das Wort ergreifen. Es ist notwendig, eine Beschneidung der Machtbefugnisse der Komitees und der Sekretäre ins Auge zu fassen. Der bürokratische Parteiapparat, der aus einigen tausend Funktionären besteht, zielt darauf ab, an die Stelle der Partei selber zu treten . ...Um die bürokratische Entartung zu vermeiden, muß man in der Partei eine lebendige und aktive Demokratie verwirklichen.«

Auf diese Broschüre hin wird Trotzki vom Triumvirat unnachahmlich diffamiert und isoliert. Seine Anhänger werden erstmalig als 'Trotzkisten' bezeichnet; und selbst ausländische Parteien werden durch die Internationale gegen Trotzki aufgewiegelt, wobei aus der linken Kritik eine rechte Ideologie fabriziert wird.

Viktor Serge galt in Frankreich als Russe, gilt in der Sowjetunion als französischer Schriftsteller. Er ist ein Funktionär ohne Bürokrat zu sein, ein Marxist, aber kein Dogmatiker. Er kennt die Anarchisten, die Menschewiken, die Sozialrevolutionäre, die Bolschewiki. Jedem neigt er sein Ohr, ohne sich zu verneigen. 1923 geht er für drei Jahre als Kader der Komintern u.a. nach Deutschland; um die Revolution voranzutreiben.

In Rußland wird inzwischen die Hierarchie vervollständigt. Sekretäre ernennen Sekretäre zu Sekretären, die Sekretäre ernennen. Ein Selbstmord jagt den anderen, -Revolutionäre und Dichter und revolutionäre Dichter. 1926 gehen auch Sinowjew und Kamenjew zur Opposition über. Unter den Arbeitern brodelt es. Sie wollen nicht den Krieg gewonnen haben, um die Revolution zu verlieren.

»Im Sommer 1926 beschloß die Opposition, eine Kampagne privater Zusammenkünfte von Parteimitgliedern zu veranstalten, vor allem in den proletarischen Vororten. Theoretisch hatten die Parteimitglieder sehr wohl das Recht, gemeinsam Tee zu trinken und über alles zu diskutieren. Sinowjew, Kamanjew, ' Trotzki, Preobraschenski, Smilga und

noch viele andere sprechen in Arbeiterwohnungen, in kleinen Zimmern in denen sich fünfzig aus der Fabrik gekommene Arbeiter zusammendrängen. Die Führer.' der Partei hatten schon lange nicht mehr diesen direkten Kontakt mit dem Mann von der Straße gehabt. Die Arbeiter, die ihre Führer nur von Bildern kannten, empfingen sie mit; großer Sympathie. Die brennendsten Probleme wurden offen besprochen, -während Studenten den Eingang bewachten. Das war beinahe eine Wiedergeburt der Partei. Ähnliche Versammlungen wurden in Garagen, in Wäldern, auf Friedhöfen abgehalten... Das Politbüro wagte es nicht, die GPU eingreifen zu lassen. Aber es befahl den Komitees Aktivistengarden zu bilden, um die privaten Zusammenkünfte durch Provokationen zu zerstreuen. Lastwagen brachten mit Pfeifen und Knüppeln bewaffnete Trupps von Fanatikern zu den Versammlungen...

Eine Art kaschierter Terror herrscht in der Partei. Wenn Oppositionelle das Wort ergreifen können, dann nur für wenige, genau festgelegte Minuten. Und sie sprechen unter dem Gebrüll der von den Sekretären ausgewählten 'Aktivisten'. Die Kontrollkommissionen sprechen Ausschlüsse wegen Undiszipliniertheit und Fraktionstätigkeit aus. Eine Folge der Ausschlusses ist immer die Arbeitslosigkeit und manchmal die Verhaftung. Andere Opponenten werden zu Hunderten versetzt, das heißt, in die Eis- und Sandwüste geschickt.«

Das war 1927.

Viktor Serge hält zur Opposition. Umgeben von Mißtrauen, Zensur und GPU schreibt er und schreibt und schreibt. Für wen? In der Sowjetunion liegen Manuskripte von ihm, noch und noch. Die rücken sie nicht raus. Auch Papierblumen werden von der Polizei zertreten.

Statt Weltrevolution Faschismus in Mitteleuropa. In Berlin wird Ernst Thälmann verhaftet, in Leningrad Viktor Serge. 1933 in den Ural deportiert, und mit klammen Fingern schreiben, schreiben, schreiben. Keine Kartoffel im Bauch, kein Holz im Ofen, unter der Decke hängt das Damoklesschwert. Briefe, Unterschriften, Petitionen aus Frankreich. Romain Rolland und André Gide betteln ihn frei, es ist höchste Eisenbahn, - und die Boulevards, die Cafés, Schaufenster und Lichterglanz, der Westen hat ihn zurück. Olympiade, und Deutschland wird arisiert. Weltausstellung in Paris. In Spanien wird gleich die Revolution erschossen. Geständnisse und Prozesse in Moskau. Schreiben, schreiben, schreiben, - aber für wen?

Als Renegat verachtet von den Kommunisten, als Bolschewik verschrien bei den Liberalen, vaterlandslos und diffamiert auf den Präfekturen. Ein Verbannter, der sich die Revolution nicht aus dem Kopf schlagen läßt.

Ein Dissident, der auf Freiheit beharrt und Sozialismus dazu.

Ein Schriftsteller, mit dem kein Staat Staat machen kann.

Ein Rebell ohne Parteibuch, der im Hafen von Marseille auf ein Visum nach Mexiko wartet, wo er die Biografie Trotzkis schreiben wird und sterben.

Ja, Paris ist gefallen, Leningrad widersteht der deutschen Belagerung, und Viktor Serge gelingt im letzten Moment die letzte Flucht.

In Europa wirft keiner mehr Rosen auf die Hinrichtungsstätten.

So viele Rosen gibt es gar nicht.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 37

Erich Fried

Sinnlichkeit statt Innerlichkeit

Rezension

Aras Ören

Deutschland, ein türkisches Märchen,

Claassen. DM 12,80

Über diese Gedichte läßt sich vieles sagen: daß sie sich um Menschen und Sinneseindrücke, um Leben und Tod und was dahinter steht, kümmern, und daß sie zugleich unbekümmert drauflos fabulieren und frisch von der Leber weg erzählen können. Manchmal sogar zu unbekümmert, denn es fehlt nicht an sprachlichen Fehlern und Ungenauigkeiten, für die es keineswegs immer einen guten Grund gibt. So wenn es in der *Reise von Berlin ans Mittelmeer* heißt:

Ein paar geckenhafte Jünglinge

zweifelhaften Gewerbes werfen sich

mit den schläfrig unter der Mütze

hervorblinzelnden Wachpolizisten

Redensarten zu.

Da paßt der sorgfältige Stil der ersten zwei Zeilen nur schlecht zum. Wortsalat aus »sich« und »mit den«, aus dem sich jeder nach Belieben herausklauben kann, ob die Polizisten mitwerfen oder dazu nur blinzeln. Schwer zu sagen, ob für solche Schnoddrigkeit die sonst ganz hervorragende Übersetzerin Gisela Kraft oder der Autor oder beide verantwortlich sind; wahrscheinlich beide.

Aber das unbekümmerte Schreiben hat in diesem Band viel mehr Vorzüge als Nachteile. Zwei Zeilen nach den zugeworfenen Redensarten der geckenhaften Jünglinge heißt es:

ich, inmitten eines Schweigens,

verstehe niemanden, und niemand versteht,

daß er mich nicht versteht,

ich bin ein dunkler Typ mit Schnurrbart

wie die von hier.

Ganz und gar überzeugend (bis auf das Komma nach dem letzten »versteht«, das ein Punkt oder Semikolon sein sollte), und ohne Pathos zwischen Sinneseindrücken und Reflexionen hin und her hüpfend, wie das Örens Gedichte so oft tun.

Sinnliche Gedichte, sinnlich nicht um einer betonten, engen Sinnlichkeit willen, sondern, weil der Dichter die Umwelt mit allen Sinnen - und zugleich mit seinem Denken - in sich aufnimmt. Er predigt nicht die Idee der Menschenliebe, sondern er liebt wirkliche Menschen, manchmal tote oder todgeweihte, vor allem aber lebende. Und auch wenn er von den Toten spricht, wie gleich am Anfang in dem für das heutige Westberlin so charakteristischen Gedicht *Frau Kutzers Nachlaß,* ist es Mitleid und Solidarität mit einem toten Menschen im Namen und im Interesse der Lebenden. Dabei kommt es gelegentlich zu etwas gewagten Verallgemeinerungen, wie etwa über den Nachlaß der in der armen Behausung in der Naunynstraße gestorbenen Frau Kutzer:

»Denn das Proletariat kennt keine Erbstreitigkeiten,

Erblasser und Testamentsvollstrecker gibt es nicht,

denn das Proletariat hat nur einen einzigen Erben:

den Staat.«

Das stimmt eigentlich nicht; es gibt genug kleinliche und armselige Erbschaftsprozesse, die von Arbeitern geführt werden. Freilich, es ist eine Entstellung der Wirklichkeit im Interesse der Wahrheit, denn *nennenswerte* Erbschaften gibt es ja wirklich hier nicht, nur weiß das das wirkliche Proletariat in Deutschland genau sowenig wie es weiß, daß es das Proletariat ist. Ein deutschsprachiger Dichter vom Rang Aras Örens wäre durch die vielen Phrasen, die der politische Kampf bei uns

mit sich gebracht hat, wahrscheinlich gewarnt, würde solche verallgemeinernden Feststellungen kaum wagen oder fiele unangenehm auf, wo immer er sie wagte. Es ist merkwürdig, wie wenig störend solche Stellen bei Ören sind. Nicht; weil man seine Gedichte wegen irgendeiner Exotik genießt (und manche seiner Einblicke ins Westberliner Dasein sind wahrlich intim und präzise genug), sondern weil man so oft soviel Nutzen davon hat, daß Ören als von anderswo Kommender alles mit unverbrauchter Neugier und Kritik sieht, daß man gelegentliche Verallgemeinerungen, denkerische oder politische. Naivitäten gerne in Kauf nimmt. Und gar zu naiv ist er nicht. Nein, er ist eigentlich recht illusionslos und gewitzigt, überlegt sich kritiklose Heldenverehrung lieber dreimal als einmal. Aber dabei wird er zwar manchmal bitter und oft traurig, aber nie wirklich zynisch, nie teilnahmslos.

Auch, daß er sich um das, was man in deutschen Gedichten angeblich darf und nicht darf, nur wenig kümmert, ist öfter ein Vorteil als ein Nachteil. Wie-Vergleiche, Genitivmetaphern, Stilmittel mehrerer Arten moderner Lyrik bunt durcheinandergewürfelt, das alles schadet wenig. Höchstens, wenn er von einer Isabella sagt »deinen Schwanenhals« oder wenn er das eine oder andere Mal, gar nicht oft, in eine richtige Dichterpose hineinrutscht, protestieren einige Leser (an denen ich die Texte ausprobiert habe). Etwa:

» Ja, es ist wahr, ich habe geliebt. Am Rand meines Herzens

sind ein paar vertrocknete Tränen hängengeblieben.«

Das ist eine der ganz wenigen wirklich schlechten Stellen des Buches. Wie echt kann die Liebe gewesen sein, die sich nicht scheut, eine so schööööööne Formulierung zu finden!? -

Aber solche Todsünden sind zum Glück selten. Wichtiger ist, daß viele dieser Verse wirklich das sind, was Ören als Untertitel für einen Teil 'seines Bandes gewählt hat, ein »Seismograph meiner Tage«. Daß Ören oft in sich selbst verliebt ist, ist nicht so schlimm. Ein Dichter, der sich selbst haßt, ist weniger vergnüglich zu lesen. Und manchmal hilft die Liebe zu sich selbst auch den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Das gelingt Ören oft, unphatetisch, von wirklichen Einzelheiten ausgehend, mit der Präzision und Gewitzheit eines oftmals gebrannten Kindes. Da wird öfter und besser beschrieben oder ein Garn gesponnen als abstrakt philosophiert, da wird sehr subjektiv berichtet, und dabei wird von diesen Gedichten doch der Begriff der *neuen Subjektivität* oder *neuen Innerlichkeit* in Frage gestellt, ja sogar lächerlich gemacht, ganz unabsichtlich, wahrscheinlich ganz unbewußt, aber desto überzeugender.

Westberlin wird in diesen kritischen Versen lebendiger als in denen vieler gebürtiger lokalpatriotischer Berliner. Politische Querverbindungen zeigen, sich immer wieder, werden aber so gut wie nie gewaltsam herbeigezerrt. Auch in der Politik kennt Ören die bittere Kluft zwischen Theorie und Praxis, und das bewahrt ihn vor manchen Fallstricken, denen viele politische Lyriker unserer Tage nicht entgehen. Und, natürlich, vom Leben türkischer Gastarbeiter und ihrer Frauen und Kinder weiß man nach dem Lesen dieser Gedichte viel mehr als zuvor.

Dabei gerät Örens niemals in ein lehrhaftes » Wir« oder in ein abstraktes »man«, sondern gebraucht, mit Recht ungeniert, die erste Person Einzahl, die das einzige verläßliche Beobachtungs- und Denkinstrument des Dichters ist und bleibt. Ab und zu, in seinen Reiseskizzen, verfällt er der Versuchung der Touristen, zieht voreilige Schlüsse, so daß ein Eindruck oder ein ganzes Bild ein klein wenig schief wird. Das fand ich zum Beispiel als gebürtiger Wiener bei seinen Versen *Wiener Lumpenbourgeoisie.* Aber alles in allem, ist dieser Gedichtband nicht nur interessant, abwechslungsreich, manchmal lustig, manchmal traurig, manchmal deprimiert und manchmal ermutigend, sondern auch fast immer informativ, frisch, interessant und erweitert- das Bewußtsein und das Wissen. Und die besonders guten Gedichte und Stellen aus Gedichten aufzuzählen, würde mehr Raum füllen, als mir hier zur Verfügung steht. Es lohnt sich, diese Gedichte selber zu lesen, nicht nur für den, der sich besonders für die Gedanken und Schicksale in Deutschland lebender Türken interessiert.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 38

Gisela Elsner

Staatsabträgliche Träume eines Rechtsanwalts

Rezension

Peter O. Chotjewitz

Die Herren des Morgengrauens.

Rotbuch, DM 12,00

Wer hierzulande in einem Buch nichts anderes infrage stellt als die Vertrauenswürdigkeit jener Volksvertreter und jener Sachverwalter in Justiz und polizeilichem Vollzug, denen der Schutz des Rechtsstaats neuerdings schier über den Kopf zu wachsen droht, der muß auf heftige Abwehrreaktionen gefaßt sein. Peter Chotjewitz, der sich als Wahlverteidiger von Andreas Baader sowie als Bürger gegen den ein mittlerweile eingestelltes Strafverfahren wegen Aufforderung zu Straftaten anhängig war, auf eigene Erfahrungen mit der Justiz und Polizei berufen kann, hat mit seinem neuesten Roman so etwas wie ein Mißtrauensvotum gegen einen Staat abgegeben, der mit der Bundesrepublik eine frappierende Ähnlichkeit hat.

Um ein unumwundenes Mißtrauensvotum handelt es sich nämlich keineswegs: Peter Chotjewitz macht auch kein Hehl daraus, daß er notgedrungenermaßen ein Blatt vor den Mund genommen hat. Statt in seinem Roman Phantasieprodukte und Erfahrungen fein säuberlich voneinander abzugrenzen, verwischt er nicht allein die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit in aller Offenheit. Die nachdrückliche Art und Weise, in der er darüber hinaus auf den fiktiven Charakter der Schilderung pocht, legt zudem die Vermutung nahe, daß dieses Manöver einzig dazu diene, gewisse Fakten als Fiktion verpackt unter dem Preis an den Mann zu bringen. Aus Gründen, die während der Lektüre des Romans immer begreiflicher werden, scheint ihm allerdings für den Inhalt mancher Kapitel eine einfache Verpackung nicht ausreichend zu sein. Die Vorsicht, mit der dieser Autor von der ihm grundsätzlich gewährleisteten Freiheit der Kunst hier Gebrauch macht, zeigt indirekt und voller Hintergründigkeit, daß er dafür beileibe nicht die Hand ins Feuer legen würde.

Denn auch sein Romanheld, Fritz Buchonia, ein Schriftsteller und Anwalt wie der Autor, gegen den, wie gegen den Autor, ein Strafverfahren wegen Aufforderung zu Straftaten anhängig ist, wagt es nicht recht, mit der Sprache herauszurücken. Vielmehr hält der Chotjewitzsche Romanheld, der im Begriffe ist, seine Erfahrungen mit der Justiz und Polizei niederzuschreiben, an einem bestimmten Punkt seiner Niederschrift angelangt, die Ich-Form für derart riskant, daß er, ehe im Roman von den Vorkommnissen in einer Strafanstalt, die mit der Strafanstalt Stammheim eint frappierende Ähnlichkeit hat, überhaupt die Rede ist, nun seinerseits beschließt, vorsichtshalber einen Romanhelden, den Romanhelden Franz Westphal nämlich, vorzuschieben, der nicht nur ebenfalls Schriftsteller und Anwalt ist und im Begriffe steht, seine Erfahrungen niederzuschreiben. Schon damit er sich - ganz im Gegensatz zu den »Brüdern Karamasow« -auf eine nur haarspalterische Art von seinem Erfinder und wohl auch vom Erfinder seines Erfinders Chotjewitz unterscheidet, dessen Absicht, etwas an Identität Grenzendes hinterrücks wiederherzustellen, spätestens hier unmißverständlich zutage tritt, ist auch gegen den Romanhelden des Romanhelden ein Strafverfahren anhängig.

So redselig wie jene Romanfiguren, die letztlich für die Geschwätzigkeit ihrer Erfinder gradestehen müssen, übernimmt allerdings auch der Romanheld des Romanhelden seinen Part keineswegs. Der zermürbenden Prozedur eines Strafverfahrens aufgrund eines mutmaßlichen Verstoßes gegen einen Paragraphen ausgesetzt, der der Justiz neuerdings hinlänglich Handhabe bietet, auch Fälle zu erfassen, die »dem normalen Menschen,« wie es wörtlich heißt, »strafrechtlich unverdächtig erscheinen«, ist Franz Westphal nurmehr imstande, sich als Ermittlungsobjekt zu betrachten. Das Bewußtsein, daß sich unter den gegebenen Umständen auch die alltäglichste Verhaltensweise ohne weiteres als ein gerissenes Tarnmanöver auslegen läßt, bestimmt sein Denken und Handeln in zunehmenden Maße. Durch schwer nachweisbare Repressalien von behördlicher Seite, durch kaschierte Denunziationen in Form von Pressemeldungen mit Adressenangabe und nicht zuletzt durch die verräterische Katzenfreundlichkeit seiner Nachbarn hellhörig, aber auch kopfscheu geworden, ist er sich zeitweilig sogar im Zweifel, ob er tatsächlich noch immer verfolgt wird oder nicht schon längst unter Verfolgungswahn leidet.

Franz Westphal reagierte auf das Strafverfahren nicht nur ähnlich wie der Kafka-Held Joseph K. auf seinen Prozeß. Der ganze Roman, der übrigens mit Kafka-Zitaten geradezu gespickt ist, liefe, trotz des Selbstbewußtseins, das Peter Chotjewitz zitierend an den Tag legt, möglicherweise Gefahr, einem erstklassigen Kafka-Abklatsch vergleichbar zu werden, wenn der Romanheld des Romanhelden nicht eigens dazu erdacht worden wäre, die Schilderung so gründlich im aktuellen Zeitgeschehen zu verankern, daß sie sich einer metaphysischen Deutung ganz einfach entzieht.

Was das Mißtrauen Franz Westphals gegen den Staat, von jenem absurden Strafverfahren einmal abgesehen, erweckt hat, das sind indes nur zum Teil die befremdenden Vorkommnisse in einer Strafanstalt, in der sich ein inhaftierter Terrorist mit

dem Vornamen Andi befindet, der dem Romanhelden des Romanhelden gegenüber nicht nur die Befürchtung äußert, man hätte vor, ihn bei passender Gelegenheit umzubringen und seinen Tod als Selbstmord hinzustellen, sondern, kaum daß sich eine innenpolitische Situation' ergeben hat, in der sein Tod wie eine Patentlösung anmutet, auch prompt Selbstmord begangen haben soll. Es ist vor allem die Tatsache, daß jeder Terrorist, ob er nun gesucht, festgenommen, zwangsernährt oder beerdigt wird, dem Staat als Vorwand dient, sich der Bevölkerung als bedrohliche, ja, notfall-, gnadenlose Macht zu präsentieren.'

Dies wird zumal durch die Schilderung der Beerdigung Andis und zweier weiterer Terroristen auf eine ebenso eindrucksvolle wie beklemmende Weise deutlich. So arrangiert und inszeniert wie sie es ist, findet diese Beerdigung nicht vorrangig dazu statt, die Toten begraben. Ihr Hauptzweck ist ganz ohne Zweifel der, die Lebenden in Angst und Schrecken zu versetzen. Mithilfe von tiefffliegenden Hubschraubern, von Scheinwerfern und Filmkameras auf den Dächern und Einsatzkommandos mit Maschinenpistolen zu ebener Erde, wird hier von Staats wegen striktestens Sorge dafür getragen, daß keine Träne vergossen, ja, »Trauer an sich als strafbare Handlung betrachtet wird«.

Nach dem Exempel, das da auf einem Friedhof statuiert wurde, hütet sich selbst der Romanheld des Romanhelden, Andis Todesursache betreffend ein Wort zu verlieren. Daß der Terrorist ermordet worden wäre, behauptet nämlich Franz Westphal keineswegs. Er träumt es nur. In dem von ihm als »staatsabträglich« bezeichneten Traum erscheint Franz Westphal nicht nur die Ermordung Andis erwiesen. Diese Traumwahrheit rückt auch miteinemmal das gegen ihn wie seinen Erfinder und den Erfinder seines Erfinders anhängige Strafverfahren wegen nichts und wieder nichts in ein ganz anderes Licht. Es verliert den Anschein des Unfaßlichen restlos und entpuppt sich als ein althergebrachtes, oft genug erprobtes Druckmittel der Staatsmacht, um politische ‚Gegner zum Schweigen zu bringen.

Wer behauptet, er hätte in der Bundesrepublik in letzter Zeit Anzeichen für das Wiedererstehen eines Polizeistaats erkannt, dem kann es passieren, daß man ihn händerringend bittet, doch in Gottesnamen nicht den Teufel an die Wand zu malen. Von einem nicht weniger affektbetonten Verhältnis zum Polizeistaat zeugt auch der Hang mancher Verfasser, sich durch düstere Vorahnungen zu pessimistischen Zukunftsvisionen hinreißen zu lassen, in denen nahezu ausnahmslos der Mitwelt die Unfähigkeit, sich zur Wehr zu setzen, unterstellt wird.

Davon ist Peter Chotjewitz, der seinen Roman nicht zufällig ein Fragment nennt, weit entfernt. Indem er jene alarmierenden, auf eine nur leisetreterische Art bedrohlichen Symptome beschreibt, die die im Nachhinein oft genug als unvoraussehbar bezeichneten Mißstände frühzeitig anzukündigen pflegen, leitet er bereits die ersten Schritte zu ihrer Bekämpfung ein.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 38

Heinar Kipphardt

Angelsbrucker Notizen

BESICHTIGUNG (BUCHENWALD)

Die aus dem Rahmen gerissene Zellentür 16
müßte (ich bilde mir ein)
die Bunkerzelle meines Vaters gewesen sein.
Ich nehme sie auf mit meiner Practica
lasse sie körnig vergrößern
und hänge sie mir an die Wand.
Es ist ein pathetisches Foto.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 39

Birgit Pauch

Frauenleben in Deutschland

Rezension

Ingeborg Drewitz

Gestern war heute. Claassen, DM 29,80

Mit ihrem Roman *»Gestern war heute«* spielt die Autorin Ingeborg Drewitz nicht den raunenden Beschwörer des Imperfekts. Sie bricht die ironisch-distanzierte Sichtung des Gewesenen dialektisch auf. Die Vergangenheit und Zukunft von fünf Generationen von Frauen werden durch den gespannten Bogen der Sprache vereinigt, die konkret bleibt, sich an den sinnlichen Details festhält. Der Terminus Entwicklungsroman, der sich beim Lesen aufdrängt, assoziiert eine falsche Erinnerung. Nicht ein herausgehobenes Einzelschicksal, zu dem die Nebenfiguren nur einen konstrastreichen Hintergrund abgeben, ist die Intention der Autorin, ebensowenig interessiert sie die Objektivität einer Chronik. Das Buch erinnert mich an ein holländisches Gruppenportrait, etwa aus dem 17. Jahrhundert mit seinen differenzierten Beziehungen, die die Dargestellten trennt und verbindet, die sinnliche Schilderung der täglichen Details, seinen Nebenfiguren, der Landschaft und seinen unerklärlichen Lichtgestalten, die eine unvorhergesehene Wende herbeiführen können wie der Tod der kleinen Cornelia im Roman.

Die Phantasie nach vorwärts - aber auch die Wunschträume, die die Realität, die aus Arbeitslosigkeit, auswegloser Familiensituation und Berliner Hinterhöfen besteht, unterlaufen wollen, lassen ein Auskosten der Zuständlichkeiten nicht zu. »Hingerissen von der Phantasie, die in der Welt wirklich ist, vom Paradies des Regengottes Tlaclocon mit all den spielenden, singenden, ruhenden. Tücher und Zweige schwingenden Menschen ... Und niedergezerrt von den engen, muffigen Wohnungen, dem Zwang zur Ordnung gegen die alltäglichen Verwüstungen, dem Zwang zur Arbeit, die unsere phantasiebegabten Hände nicht mehr fordert. Niedergezerrt von den widersprüchlichen Nachrichten, mit denen wir leben, von Gehechel und Verdacht und Denunziation, von trostlosen Schaufenstern, in denen Puppen und leere Flaschen arrangiert sind oder von Schaufenstern, die uns zu Wünschen. verführen.«

In diese Welt der *trostlosen Schaufenster* wird 1923 Gabriele geboren. Die abgeschobene Urgroßmutter spinnt sich in Feuerphantasien ein und kämpft um Anerkennung. Ein neues Kind ist ein neuer Konkurrent, »ein alter Mensch ist zu nichts nutze, sagen sie, hat gelebt, lange genug gelebt, ein unnützer Esser«. Die Phantasien des Großvaters streifen durch seine Vergangenheit, durch das Berlin der Gründerzeit, durch das Elend des Proletariers aus der Provinz, er hat Zeit, »ein Mann ist unnütz, wenn ein Kind geboren wird«. Und »Leben war Unruhe, war Schmutz, war Sorge«. Später beim Militär, im Beruf wurde er gemieden, »weil er vom Vater anderes wußte über Paris, über die Franzosen, über den Aufstand ...« . Schließlich wurde er was *Besseres,* weil er jeden Morgen eine halbe Stunde später als der Vater zur Arbeit gehen mußte, weil er als Buchhalter eine selbstgebügelte Hemdbrust trug. Die musikalische Begabung seiner Tochter Susanne ist in seinen Augen eine Art *Hemdbrust,* ist sparen, später dann die Dreizimmerwohnung in Moabit, damit sie die Polonaisen von Chopin spielen kann.

Gabrieles Vater - während das Kind geboren wird - ist in seine Topographie zwischen Lübeckerstraße und Turmstraße eingesperrt, in seine eigene Vergangenheit, seinen Krieg. Er sieht die Blumen und Paraden von 1914 und die zerfetzten Körper in der Champagne, die ihn vor den Verführungen einer *großen Zeit* bewahren werden - und er sieht sein Reißbrett, er ist Konstrukteur. Der Wunsch, gute Arbeit zu leisten, einen präzis gezeichneten Entwurf zu realisieren, ist ein schon fast umstürzlerisches Unternehmen, ein Aufbegehren gegen die Misere der Zeit, unmöglich gemacht durch die Arbeitslosigkeit. Er tritt in die verhaßte Nazipartei ein, damit seine Pläne nicht Makulatur bleiben.

Die Entfremdung trifft Mann und Frau. Gabrieles Mutter Susanne wird aufgezehrt durch die Armut und die zu große Familie; die vielbeschworene Großfamilie nicht als erlösendes Kollektiv, sondern als Sammelbecken der Armut. Susanne verzichtet auf ihre Laufbahn als Pianistin, ihr Klavier wird später in Lebensmittelkarten umgesetzt -ihr *blaues Klavier* bleibt ein unerfüllter Traum. Die Geburt ihres ersten Kindes, Gabriele, wird auf dem Hintergrund einer Vision, überlieferter Erinnerung, die das Leben ihrer Tochter und Enkelin begleiten wird, beschrieben: Der Sohn der Urgroßmutter Paul studierte in London und Paris das internationale Recht, um das Unrecht im eigenen Land bekämpfen zu können. Er war 1905 in Petersburg zwischen der wartenden Menge, die eine Petition überreichen wollte. Der Zar ließ auf die Menge schießen .. »Über tausend sind auf dem Platz geblieben ...« Die Schreie der Sterbenden scheinen im Kreißsaal wiederzuhallen. Und Gabriele wird geboren, dazu bestimmt, die Kette der Frauen fortzusetzen, die ihre Begabung als Wachtraum realisieren, mit *geöffneten Armen* für die Familie da sind.

Das Kind wächst heran. »Da gibts nur sonntags Fleisch«, und das Mädchen schiebt den Brocken hin und her und speit ihn auf den Sonntagstisch, als möchte es zugleich den schreienden Vater, den Muff der zu kleinen Wohnung, dieses skurrile Familienkollektiv loswerden - aber es gibt auch andere Erfahrungen »zum ersten Mal sagen: Ich« oder ein neues Wort, ein schweres Wort: »Gotzkowskybrücke«. Das Kind weiß noch nicht: Topographie kann Schicksal bedeuten - daß es in die Straßennamen eingesperrt bleiben wird, an Bauten vorbeigehen wird, die ein wissender Traum konstruierte, und die dazu bestimmt sein werden, wie Traumgebilde in den Bombennächten zu vergehen. Als Studentin wird sie die billigen Drucke der Schinkelschen Bauzeichnungen mit sich herumtragen, wie eine Vergewisserung, ein Protest gegen die Zerstörung. Natursehnsucht als Politikum, das ist nur in dieser Stadt möglich ... »Dieser Hunger nach Landschaft in einer Stadt, die von ihrer Umgebung abgeschnitten«. Als Kind stammelt sie »Hellgrün ist schön«, später wird sie ihre Wünsche präziser formulieren: »Einmal da leben, wo keine Geschichte stattfindet. Wo nicht täglich welche alles stehen und liegen lassen und andere nicht über die Stadtgrenze dürfen, um ihren Kindern die Wiesen und Dörfer zu zeigen«. Doch sie wird gegen die verordnete tausendjährige Geschichtslosigkeit ihrer Jugend, dann gegen die repressive Ahnungslosigkeit ihres Mannes, der von der Weimarer Republik nur weiß, daß sie vergangen ist, protestieren, weil sie auch weiß, daß die Natur mißbraucht wird, um die Geschichte der Greuel und Untaten, die Geschäfte mit den Massakern, vergessen zu lassen - »Ich kann nicht ohne Geschichte leben!«

Der Reichstag brennt. Die Eltern sind umgezogen. Gabriele singt in der Schule »nach O-O-stland wollen wir rei-i-ten ...«. Der Vater reiht sich mit seinen Entwurfszeichnungen ein in die Arbeitslosenschlangen. Er verachtet die Nazis - und tritt in die Partei ein. In den Arbeitervierteln wird aus schwarzen Lumpen das Hakenkreuz aufs rote Tuch genäht.

Der Großvater stirbt während der Jubelschauer der Olympiahysterie. Deutschland demonstriert sein Sonntagsgesicht und im international begrüßten Jahrmarkt geht der Tod des kleinen Buchhalters Gustav unter. Die Neue Zeit geht zur Tagesordnung über: Judengesetze, Tötung der Insassen der psychiatrischen Kliniken.

Das erste Erwachen. Gabriele entdeckt ihren Körper. Sie fragt nach Gott, nach ihrem Gesicht und »sie sieht zum ersten Mal, wie erschlafft das Gesicht ihrer Mutter ist«. Sie lernt über ihre Lehrerin einen christlichen Oppositionskreis kennen, sie lernt Nichtanpassung. Keine falsche Spionagefilmatmosphäre, sondern das gewohnte Ambiente der engen Hausflure, der Hinterhöfe und zu engen Zimmer. Die Reden über Gott sind ihr fremd, aber sie nimmt einen Auftrag an und versorgt heimlich eine oppositionelle Arbeiterfamilie mit dem Lebensnotwendigen.

1940 feiert der Gefreite von 14/18 seinen Triumph über Frankreich. Die Begeisterung der frustrierten und aufgepeitschten Massen bebt durch Berlin. Die Hysterie ist wie ein Schutzwall für Gabriele und ihren Freund, den sie in ihrem Widerstandskreis kennengelernt hat. Dieses erste erotische Erlebnis und die Erinnerung an die Natur, an die, Kindheit, sind Maßstäbe, an denen sie den Ehealltag messen wird »Bemerken, daß die eheliche Sexualität zur Gewohnheit wird, daß die sexuelle Phantasie sich an ausprobierten Erregungen steigert ...«

Der Krieg scheint alles zu unterbrechen. Gabriele beginnt ihre Studien zwischen Kriegskrüppeln und Blinden, die den *Faust* auswendig lernen, damit sie Menschen bleiben, statt zu lernen »wie man die Hitlers verhindert«. Die ersten bestätigten Gerüchte über Auschwitz und, die Massenexekutionen. »Die Vorstellung wird nach dem Angriff fortgesetzt, bitte behalten sie die Eintrittskarten«. Später nach dem Krieg wurde alles fortgesetzt, die Filme und Statisten ausgewechselt, damit alles beim alten bleiben konnte - der bekannte Kintopp. Die gehorsame Tochter Gabriele schlüpft in das Hochzeitskleid der Mutter Susanne. Das *blaue Klavier* wird zum zweiten Mal verkauft. Statt Waldsteinsonate nun »Teller mit schmalem Goldrand« und »bestes Leinen von Gebauer« - »Warum kann ich nicht im Atelier wohnen ... wo ich. arbeiten kann, was ich will, schreiben, alles aufschreiben. Worauf läßt sie sich da ein?«

Zuerst - auf die Institution Ehe. Der Mann, die erotische Begegnung, scheint wie ausgespart. Jörg, der Ehemann, einer aus der skeptischen Generation, sieht seine Skepsis bestätigt. Ein in einer idealistischeuphorischen Gruppe projektiertes Zeitschriftenprojekt scheitert an der Währungsreform und der ideologischen Zerfahrenheit. Jörgs *Wirklichkeitssinn* setzt sich in kurzangebundene Imperative um: »Zehn Mark pro Woche, sieh zu, daß du damit zurechtkommst, führe auch Buch! Oder -Lies nicht, das ist Zeitverschwendung. Wir haben noch nichts anschaffen können!« Ein Gefangener seines Labors, seiner kurzfristigen politischen Perspektiven, seiner Sprachlosigkeit, seiner erotischen Brutalität.

Gabriele schließt ihr Studium ab und flieht aus der ehelichen Glasglocke, weil sie es nicht mehr aushält, »immer dieses Sichrechtfertigen, den Beruf verteidigen«. Sie macht Karriere beim Rundfunk und wird zurückgeworfen durch den Unfalltod der Tochter Cornelia. »Bin ich schuld, weil ich ein eigenes Leben haben wollte?« Sie scheint diese Frage zu bejahen, und ihr Ausbruchsversuch verliert sich in einem theologischscholastischen Demutsbegriff »Vom Schmerz verwundet leben zu können.« Das, macht sie 20 Jahre. Kinder, Anstellen beim Metzger, Schulsorgen, Berufssorgen, die nichtigen Erholungen der ausprogrammierten Ferien. »Wenn es ihr gelänge, die Wachträume zu vergessen.« Sie versucht, die Wachträume der Geschichte besser zu begreifen und schreibt vielgehörte Reportagen über den Vormärz, die Schneiderevolution in Berlin. Sie konstruiert eine neue Stadt aus den Trümmern, eine Gegengeschichte, eine verdrängte

Vergangenheit. Aber, »weil sie wie unter einem Glassturz lebt, ohnmächtig den Nachrichten ausgesetzt: Ende des Algerienkriegs, Kuba-Krise ... «, später dann den Aufstand in Berlin, die Studentenrevolution, Prag ... sucht sie nach Antworten, nach einem anderen Ich. Sie scheint eine; Antwort gefunden zu haben: »Keine Frau kann sagen: Ich denke, daher bin ich, weil jede Frau auch immer die mit den ausgebreiteten Armen ist und sorgend erfährt, daß sie ist ...«

Durch ihre Arbeit, durch ihr Engagement, durch 68 und durch das Ausbrechen ihrer Tochter Renate aus der Glaskugel der Familie erfährt Gabriele aber auch: »daß für andere da sein nicht nur geduldig sein heißt«. Die Tochter Renate, die Generation, die 68 zu denken anfängt, stellt der Mutter und Ehefrau unerbittliche Fragen: »Was weißt du eigentlich von uns? Ihr habt doch mitgemacht, noch wenn ihr euch gewehrt habt. Ihr habt euch nicht verweigert«. Familie als Alibi? »Dabei wolltest du dich doch selbst verwirklichen. Oder?« Gabriele stellt sich, sie stellt sich ihrer Vergangenheit, ihrer Grenze: »Der Satz taugt nicht: Sich selbst zu verwirklichen. Denn er setzt voraus, daß uns das Leben eigen wäre, Substanz, an der wir jeder nach seinem Entwurf modeln können. Wie wenige haben je ihr Leben zu eigen gehabt? Und auf wessen Kosten?« Die Mutter lehnt die liberale, individualistische Theorie ab, weil nicht jeder den Marschallstab im Tornister trägt. Sie kennt die gesichtslose Maske der Besseren, Stärkeren, Besserangepaßten. Sie kennt die unterschiedlichen Startbedingungen und weiß, daß das Spiel mit gezinkten Karten gespielt wird. » Sie kann Renate nicht sagen, daß ihr das ICH als Ziel abhanden gekommen ist, weil sich das ICH nicht behaupten kann ohne Hochmut«. Die Mutter bekennt sich zu ihrem ersten Bildungserlebnis, zur Verweigerung der Bekennenden Kirche, zu ihrer alten Lehrerin, die das Zuhören, das Bereitsein für andere, lehrte. Aber die Mutter versteht auch den *Hochmut* der Tochter, der sich in der Verweigerung, im Ausbruch, im kollektiven Kampf gegen die Ungerechtigkeit realisiert. 1978 sieht Gabriele, daß Renate weiterkämpft, nicht nach Indien gepilgert ist. »Als sähe sie in einen Spiegel«, in den Spiegel der Kindheit, der Ring Generationen schließt sich ... » und die Soldaten des Zaren hatten in die Menge geschossen. Über tausend sind auf dem Platz geblieben, aber wie sie gesungen haben ...«

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 40

Erich Fried

LITERATUR

Worte schreiben
nach denen man
nicht mehr weiter
leben kann wie bisher

und dann doch weiterleben
fast wie bisher
Ist das Mut
oder waren das Lügen?

Worte schreiben
an denen man
stirbt
und an ihnen

doch nicht sterben
oder doch nicht sofort
Ist das Lebenskraft
oder ist das Schwäche?

Nichts als Leben und Sterben
nichts als Worte
nichts als Schreiben
Nichts weiter als immer weiter?

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 40

Angelika Mechtel

Alte Wut im Bauch und Kopf

Rezension

Ludwig Fels

Mein Land. Luchterhand. DM 14,00

Fels verhält sich zu Bukowski wie die Bundesrepublik zu den USA: hier hocken auf kleinerem Raum mehr Leute auf einem Haufen, während sich dort notdürftige Exkretion gleichmäßiger verteilt; oder: hier fällt es auf, wenn sich einer die garantierte Freiheit zwischen Gartenzwergen nimmt, dort laßt man ihn solange aus der Hüfte heraus schießen, bis ein Stärkerer kommt; hier arbeitet man im Westentaschen-, dort im Wildwestformat. Wild ist der Westen so oder so. Nichts Neues, könnte man sagen.

Nichts Neues sagen auch die neuen Texte von Fels, die sich mit bundesrepublikanischer und persönlicher Wirklichkeit auseinandersetzen. Der verlegerische Begleittext nennt sie »Geschichten von der alltäglichen Gewalt und dem Wohlwollen, das sie für uns übrig hat« und siedelt sie im bundesrepublikanischen Deutschland Ende der 70er Jahre an: »eine Gegend; in der der Oktober die herrschende Jahreszeit und kein Schritt vorwärts in die rechte Richtung ein Schritt zu viel ist.« (so der Luchterhand Verlag).

Gleich voraus: was hier mit schönen Wörtern assoziativ angesprochen wird, der »Herbst in Deutschland« und seine antidemokratischen Tendenzen, verspricht mehr, als das Buch halten kann, sind ein unglücklicher Aufreißer in einer unglücklichen historischen Situation. Wer sich daraufhin einen anderen Chotjewitz erwartet, wird enttäuscht. Die »Geschichten von der alltäglichen Gewalt« hätten auch in unserem Land Ende der 60er Jahre angesiedelt sein können (und etwa ein Drittel der Fels-Texte, der Teil »Platzangst«, stammt noch aus dieser Zeit).

Nichts Neues also, aber die alte Wut im Bauch und im Kopf, die gegen pervertierte, konsumgesellschaftliche . Materialschlachten anzurennen hat. Ludwig Fels, der zornige junge Mann aus Nürnberg, ist zornig geblieben und manns genug. Mehr als genug.

Gut ist er da, wo er Arbeitswelt beschreibt, ausgezeichnet im Milieu sozial Benachteiligter. Hier hat er den klaren Blick für die Verhältnisse, der zynisch macht, hat einen Zynismus, der mit jedem Wort trifft und kein Wort ist zuviel. Ob er sich nun mit der eigenen Arbeitswelt des Schreibenden auseinandersetzt, oder der eines Vertreters, ob er das Lebensgefühl einer Sekretärin oder das eines arbeitslosen Jugendlichen nachzeichnet, ob er menschenunwürdigen Strafvollzug darstellt oder unmenschliches Alter, jeder dieser Texte überzeugt, ist tatsächlich von Trotz und Zorn gehalten - so Ludwig Fels über L. F. - und gehen eine Verbindung zwischen Form und Inhalt ein, die unbedenklich als äußerst literarisch und streckenweise poetisch bezeichnet werden kann, ohne daß inhaltliche Brisanz vom Manierismus überfahren wird. Das Spröde mancher Bilder - besonders in den Texten zur eigenen Biographie - oder der bittere Witz des Verzweifelnden, lassen Bewunderung aufkommen für den sicheren Umgang mit Sprache, für das ganz eigene Talent des Ludwig Fels, mit wenigen Strichen eine Fülle von Assoziationen freizusetzen.

Gerade deshalb aber, weil Ludwig Fels ja eigentlich sehr präzise mit Sprache umgehen kann, verärgern die Schwachstellen seines neuen Buches ganz besonders. Da gibt es dann so entsetzliche Sätze wie »Vom Wohlstand vergiftet, so dämmert diese Rasse ihrem Untergang entgegen.« Oder: »In der Liebe sind wir wie Schnecken auf dem Weg zum Paradies.« Oder, als Beispiel für eine Reihe schlecht umgewandelter Idioms: »Er wäscht sich lieber die Hände in Tränen.« Oder auch traurige Politkalauer Marke Eigenbau wie »Demokratie heißt neuerdings: das Kind mit dem Baader ausschütten!« und: »Erst Schweiß vergießen, dann Blut verspritzen: das ist die Rechnung, bei der man draufgeht.«

Da gibt es Sprachschlampereien und Bilder, die an der Nahtstelle zum Kitsch entlanglaufen, unnötige Erklärungen von Situationen, die in ihrer Darstellung längst schon klar geworden sind, da werden manchmal aus Tatbeständen Idyllen gemacht und aus Realität Metaphorik (und nichts als Metaphorik!), da gibt es eine äußerst schwache, weil einfach banale Gastarbeitergeschichte. Und dann die Anlehnung an Bukowski (hat der Fels das nötig?), die zur unfreiwilligen Komik gerät, wenn ein typisch männliches Bild bedenkenlos auf die Anatomie einer Frau angewandt wird:

»schlägt sie ihr Wasser ab«. Das ist Gewalt gegen Sprache, ein Schritt zuviel und von Wohlwollen ist auch keine Rede mehr. Das ist flott aus der Hüfte herausgeschossen, aber blind und haarscharf daneben. Ein Potenzschlamassel. Die Dimensionen eines Bukowski sind eben andere, und Männchen machen, macht noch keinen Mann.

Diese Ärgernisse und andere hätten der Lektor Klaus Roehler (da der Luchterhand Verlag im Fair Play-Verfahren den Verantwortlichen nennt, will ich es auch tun) und Ludwig Fels sicherlich bei intensiver Arbeit am Manuskript vermeiden können. Hier wäre dem Lektor die positive Aufgabe des Mentors zugefallen, die er nicht, oder nicht genügend objektiv wahrgenommen hat.

Eigentlich hatte ich von Ludwig Fels schreiben wollen, was er selbst zu sich schreibt: »In Satzgehegen züchte ich unverträgliche Wörter, manche richte ich ab dazu, Haltung zu bewahren, den Rest erziehe ich zur Bissigkeit, einen bessern Schutz gibt es nicht auf dieser Häuserinsel.« So aber bleibt zu viel Ärgerliches haften, das mich aufbringt.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 41

Christoph Buch□ ald

Helden kennen keine M□ digkeit

Re□ ension

Brigitte Martin

Der rote Ballon. Buchverlag Der Morgen. Berlin (DDR), 1978

Der Erfolg der Frauenprotokolle der DDR-Autorin Maxie Wander ('Guten Morgen, du Schöne`) in der Bundesrepublik kam nicht von ungefähr, denn die Schwierigkeiten für eine Frau, sich aus den weiblichen Rollenklischees zu lösen, beruflich voranzukommen und ein gleichberechtigtes Verhältnis zum Mann durchzusetzen, sind, trotz gradueller Unterschiede, in Ost und West gleichermaßen ein Problem. Auch Brigitte Martins' DDR-Alltagsgeschichten um die 'alleinstehende Werktätige` und Soziologiestudentin Brigge Bein und ihre zwei Kinder stießen, erschienen sie in der Bundesrepublik, auf einiges Interesse. Denn Kinder, Haushalt, Ausbildung und Geldverdienen unter einen Hut zu bringen, ist für eine ledige Mutter im real existierenden Sozialismus ebenso aufreibend wie in der kapitalistischen BRD. Diesen Eindruck jedenfalls hinterläßt Brigitte Martins soeben in zweiter Auflage erschienener autobiographischer Erstling »Der rote Ballon. Geschichten um Brigge Bein«.

Wenn Brigge Bein um halb fünf, besinnungslos schlafend den ersten Wecker überhört und um viertel sechs unter die Wasserleitung taumelt, dann setzen sich immer wieder die gleichen Sätze im Kopf fest: »Es muß schneller gehen, du brauchst deine Kraft für dich. 'Für dich', das sind die Kinder, das ist der Beruf, der Haushalt, das Studium, das sind die Verwandten, denen man es recht machen muß. Weiter bedeutet dieses 'für dich' nichts.« Die Angst, sich über den täglichen zwei Schichten - bei der Arbeit und anschließend bei der Hausarbeit - abhanden zu kommen, ist permanent, und der zu den beiden Töchtern hin gedachte Satz »Kinder, ich habe auch ein Leben, eins, ganz für mich!« eine nicht realisierbare Wahrheit. Denn die Herausbildung der allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit ist in der DDR vornehmlich ein Privileg der Männer; eine berufstätige Frau ist durch den Haushalt doppelt belastet, ist sie noch dazu ledige Mutter, so hat sie kaum eine Viertel-Chance - aber die Verantwortung einer vollständigen Familie und die Pflichten für zwei.

Pflichten: das heißt nicht nur Geldverdienen, Kohlen holen, Einkaufen, Mülleimer leeren, Putzen, Kochen und Wäsche waschen, sondern vor allem für die Kinder da sein, jahrein, jahraus, und immer »ausgeglichen sein. Keine Sorgen zeigen. Beschwichtigen. Mut machen. Essen zubereiten, Hände waschen, Nase putzen. Doch wieder beim Waschen helfen, Hände und Füße bärsten, Zähne putzen. Weinen.« Und wenn etwas schiefläuft in der Kindererziehung, wenn die Tochter Cordula nach Meinung des Elternbeirates »schlechten Umgang« hat, weil sie mit der Tochter einer ärmlichen Reinemachefrau befreundet ist, dann ist eben ausschließlich die Mutter schuld, und die Lösung des Problems ist, scharf dialektisch gedacht, ebenso einfach wie kompliziert: »Schlechte Kinder sind schlecht und gute gut. Das ist so. Da ist nichts zu machen. Wenn du willst, daß dein Kund gut ist, schaff` ihm eine Umgebung, eine gute. Sieh zu, wo du sie hernimmst, und sieh zu, daß sie sich mögen, die Umgebung und dein Kind, in der Zeit, in der du keinen Einfluß hast.

Wie schafft eine alteinstehende Mutter mit zwei Kindern eine gute Umgebung, wenn der Mitverdiener und Vater nach zehn Jahren Aneinandervorbeileben zu einer andern geht und die permanente Geldknappheit einen Umzug notwendig macht in eine Straße, in der »alles grau und häßlich« ist? Brigge Bein schuftet für zwei, um ihren Kindern das zu geben, was man als gutes Zuhause bezeichnet, um, sie zu selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen. Das freilich, weiß sie, ist erst dann erreicht, wenn sie selbst »am Ende« ist. Und es nützt auch nichts, sich immer wieder den Satz »wir leben in einem Staat, in dem ledige Mütter keine Nachteile haben« vorzusagen. Der Satz steht in einem Gesetzblatt, Papier ist geduldig, und die Wirklichkeit auch in der DDR anders. Anders nicht zuletzt deswegen, »weil die Moral für Mann und Frau ungleich ist«, weil eine unverheiratete Frau mit zwei Kindern eben selber schuld hat, weil einem verheirateten Mann (und sei er SED-Funktionär, wie im Roman) eine Freundin zugestanden wird, einer ledigen Frau jedoch kein verheirateter Mann.

Die »enorme Hautnähe« (Klappentext), mit der die alltäglichen Mühen einer alleinstehenden Mutter beschrieben werden, macht das Buch für uns wichtig; die kritischen Intentionen der Autorin sind umstritten; was aber, frage ich mich, macht eine ledige Mutter zweier Kinder, die nicht die schier übermenschliche Zähigkeit, Ausdauer und Moralität der Brigge Bein hat und vor allem nicht die Energie, sich von der Sekretärin über die Programmiererin bis zur Universität hochzuarbeiten? - »Der hauptsächlichen Tendenz nach«, schreibt der DDR-Literaturwissenschaftler Hans Kaufmann über die DDR-Literatur der siebziger Jahre »bringt die Preisgabe von Illusionen einen Gewinn an Sinn für Realität mit sich, ...ein gewachsenes Vermögen, zwischen dem Wünschbaren und dem Wirklichen zu unterscheiden.« Brigitte Martin hat die Schwierigkeiten, Vorurteile und Probleme, mit denen Brigge Bein zu kämpfen hat, als das Wirkliche realistisch erfaßt, Brigge Bein selbst aber - als positive Identifikationsfigur - mit allen Merkmalen des Ideals, des Wünschbaren ausgestattet. Sie versieht ihre Heldin mit unerschöpflichem Elan, führt sie seitenweise durch der Trivialliteratur entliehene Idyllen mit edlen Pferden,

keimendem Grün und Sommerwind, und schleust sie mit einem 'wir werden's schon schaffen' durch den aufreibenden Alltag. So wird das Wirkliche, die Realität, durch das Wünschbare seltsam vernebelt, die bisweilen harsche Kritik an den real existierenden Verhältnissen in Watte gepackt und damit entschärft.

Auf die Frage freilich, ob ein kritischer Kriminalroman vielleicht die geeignete literarische Gattung ist, um kritische Inhalte unters lesende Massenpublikum zu bringen, weiß ich mir keine Antwort.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 42

Oskar Cöster

DIE MASCHEN DES GESETZES DER GRAVITATION

Es ist noch kein Meister
vom Himmel gefallen:

Für die gefährlichen Arbeiten hat man
seine Gesellen

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 42

Jakob Moneta

Plagiat an der Wirklichkeit

Rezension

Gerd Fuchs

Ein Mann fürs Leben.

AutorenEdition, DM 19,80

Wir sind nicht eben reich gesegnet mit guten Erzählungen aus der Welt der Arbeit. Gerd Fuchs bohrt mit seiner Familiengeschichte über den arbeitslos gewordenen, neununddreißig Jahre alten, hundertsechsundneunig Pfund schweren, ruhigen, gelassenen Dreher Heinz Mattek in der schmerzlichsten Wunde unserer gesellschaftlichen Unordnung. Er zerstört das Lügengewebe von dem die Muße der Arbeitslosigkeit genießenden, oder gar dem faulen Drückeberger, ebenso wie die beschwichtigenden Versicherungen, es sei doch für alles gesorgt in unserem fürsorglichen Wohlfahrtsstaat. »Mann, Not braucht doch niemand mehr zu leiden bei uns! Und überhaupt - die kriegen ja mehr wie einer, der in der DDR arbeitet!«

Wie aber ist das mit der *seelischen* Not des arbeitslos gewordenen Drehers Heinz Mattek, mit den Qualen, die ihm Müßiggang bereitet, mit seiner Angst zu versagen, zum Versager macht - sogar im Bett, mit seiner Sprachlosigkeit, die sich in Obszönität flüchtet; mit seiner Erschlagenheit, die ihm zum Schläger und Rohling macht, mit seiner Betäubtheit, die er in Alkohol ersäuft?

Wie behält man seine - Selbstachtung, wenn die Kinder beginnen den herumstehenden, krakeelenden, allen in dem Käfig, den man Wohnung nennt, im Wege stehenden Alten zu verachten?

Wie erträgt man das Mitleid, die Opferwilligkeit der eigenen Frau, wenn man selbst mit dem Leid nicht fertig wird und Opfer von Verhältnissen ist, die man nicht durchschaut und nicht begreift?

Wie verkraftet man es, plötzlich herauszufallen aus der Solidargemeinschaft im Betrieb - mit all ihren Ecken und Kanten - und im Arbeitsamt anstehen zu müssen, seinen Stolz als Facharbeiter gedemütigt zu sehen und nach jeder Arbeit zu greifen, die sich bietet, nur um nicht durchzudrehen?

Den Urlaub opfern? Das Auto opfern? Jedes Stückchen Wohlstandssymbol, das man aufgibt, lockert das Band, das die Familie zusammenhält, ein wenig mehr.

Neben dem Opfer der Arbeitslosigkeit Heinz Mattek gibt es auch einen Helden: seine Frau Marion. Sie findet Arbeit. Sie gewinnt Vertrauen bei ihren Kolleginnen und Selbstvertrauen. Sie lernt, sich zur Wehr zu setzen im Betrieb; nicht alleine, gemeinsam mit anderen. Die Arbeitslosigkeit von Heinz ließ alte Freundschaften zerbrechen. Marion gewinnt eine neue Freundin. Sie wird wieder neugierig auf die Liebe und bricht, viel zu kurz, aus der Routine des Ehelebens aus, das keines mehr ist. Immer noch und immer wieder ist sie es, die den Trümmerhaufen der Familie zusammenhalten will. Aber sie zerbricht. Und wenn sie am Schluß doch wieder zusammenkommt, dann erfüllt sich wohl eher der Wunsch des Autors der Erzählung, die er nicht umsonst »Ein Mann fürs Leben« genannt hat. Dem Gang der Ereignisse erscheint dieser Schluß ein wenig aufgezwungen. Das glückliche Ende ist wie ein Notruf.

All das klingt so sehr nach Klischee, daß man darüber die Wahrheit vergessen könnte, welch unbekannte Wesen Arbeitslose für uns sind. Drei große Fachgesellschaften der psychosozialen Versorgung, in denen über 8.000 Ärzte und Psychologen, Sozialarbeiter, Arbeits- und Beschäftigungstherapeuten organisiert sind, haben über erschreckende Anzeichen psychischer Störungen als Folge von Arbeitslosigkeit berichtet. Depressionen, Schlafstörungen, Stimmungsschwankungen, Zweifel am eigenen Selbstwert, die mit jedem erneuten und vergeblichen Versuch wachsen, eine Stelle zu finden; Verlust an gesellschaftlichen Kontakten und Lebenssinn; Wut und Enttäuschung richten sich nicht so sehr nach außen, also auf die Wirtschaftslage, auf den Chef, sondern gegen sich selbst; von all diesen Qualen bis zum Selbstmordversuch ist es dann nur noch ein Schritt.

Diese Ergebnisse der Untersuchungen von Wissenschaftlern und Praktikern lesen sich fast wie ein Plagiat an der Erzählung von Gerd Fuchs. Dennoch ist er ihnen weit überlegen. Er kennt das Milieu, über das er schreibt, spricht seine Sprache, versteht die kleinen Freuden, die diese Menschen bewegen, weiß, daß sie auch zärtlich miteinander umgehen können, wenn man ihnen wirklich Muße verschafft: Zeit zum Leben:

Wie schön diese Schilderung des ersten Urlaubs von Heinz und Marion: »... drei Wochen Malaga, Vollpension. Die erste Woche schleppten sie sich zwischen Strand, Hotel und Bar pflichtschuldigst hin und her, holten sich ihren Sonnenbrand, kurierten ihn aus, begannen braun zu werden, wie es sich gehörte, und fanden, wie das Ehepaar von nebenan ... daß das

alles ein ganz schöner Anfang sei.« Doch eines Morgens waren sie einfach im Bett geblieben. »Hol mir doch mal meinen Kamm, sagte sie. Er ging, und er wußte, daß sie ihm nachsah. Sie kämmte sich. Sie kämmte sich ihre ganze Dauerwelle heraus. Ihre Brüste schwangen hin und her dabei, in kleinen gegenläufigen Bewegungen. Sie kämmte sich ihr Haar auf die Schultern herunter. Komm mal her, sagte sie. Dann kämmte sie ihn. Sie sah auf sein Haar, und manchmal sah sie ihm ins Gesicht und drehte seinen Kopf zu sich hin. Mit dem Haar fast bis auf die Schultern wirkte sie ganz verändert. Manchmal berührten ihn ihre Brüste, wurden hart ... Sie übten vor den Augen des anderen, nackt herumzugehen. Sie erfanden sich alle Vorwürfe dafür, Aufräumen oder Bettenmachen. Durch die offene Balkontür kam ein trockener heißer Wind, Vorstellungen davon, was an einem Körper schön sein sollte, verdampften. Als sie hinuntergingen waren sie ein wenig erschöpft, so als hätten sie miteinander geschlafen.«

'Daß in der brutalen Welt der Arbeit, im kommerzialisierten Urlaub, in jenen scheußlich-schönen sich auftürmenden Ferienpalästen von Malaga Menschen, Arbeiter, zärtlich miteinander umgehen können - wie tröstlich dies zu erfahren. Welche Hoffnungen kann man hieran knüpfen für eine Welt, aus der Arbeitslosigkeit verbannt sein und die Menschen fähig sein werden, Muße zu genießen.

Gerd Fuchs hat die Arbeiterliteratur mit seiner Erzählung ganz gewiß bereichert.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 43

Forum kritischer Intelligenz

Reprint:

Die Weltbühne

Vollständiger Nachdruck der Ausgaben 1918 – 1933. Athenäum Verlag, DM 378,00

Bonn ist nicht Weimar. Aber wer in der von Siegfried Jacobsohn und später von Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky herausgegebenen »Weltbühne« blättert, der wichtigsten republikanischen Wochenzeitschrift der Weimarer Zeit, kommt immer häufiger auf eine kriminelle Idee: diese Artikel, versehen mit den Namen heutiger Publizisten, unseren Zeitungen zu unterschieben. So genau trifft vieles immer noch.

Die Leser von »Zeit«, »Spiegel«,.»Stern« oder »Rundschau« würden sich nur wundern, warum unsere publizistischen Matadore plötzlich so viel Eifer bei der Verteidigung der bürgerlichen Freiheiten entwickelten und warum sie auf einmal so gut schrieben.

Das vergnügen, uns die Jahrgänge 1918 bis 1933 wieder vollständig zugänglich gemacht zu haben, verdanken wir Axel Eggebrecht, dem ehemaligen »Weltbühne«Mitarbeiter, und Dietrich Pinkerneil vom Athenäum Verlag. Damit ist ein einzigartiges Zeitdokument wieder öffentlich gemacht worden.

Portraits von Politikern sind hier nachzulesen, von Noske über Rosa Luxemburg bis zu Walter Rathenau, von Unternehmern wie Ballin, Stinnes oder Werner von Siemens, Rezensionen oder ein Aufsatz Georg Bernard Shaws: »War Jesus ein Feigling?«

Unter den Beiträgen ist fast die gesamte republikanisch gesinnte publizistische Intelligenz der Weimarer Zeit zu finden: Von Max Brod, Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Egon Friedell, Walter Hasenclever, Arthur Köstler bis Annette Kolb oder Heinrich Mann. Die »Weltbühne« prangerte die Fememorde und die großen Justizskandale ihrer Zeit an, sie kämpfte gegen Antisemitismus und Faschismus, und 1932 wurde ihr Chefredakteur Carl von Ossietzky wegen Landesverrats zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er die illegale Aufrüstungstätigkeit der Reichswehr aufgedeckt hatte.

Hier ist nachzulesen und belegt, wer die Weimarer Republik zugrunde gerichtet hat: nicht die Arbeiterbewegung, nicht die Linke, sondern die Bourgeoisie selbst, unfähig damals wie heute, die Verfassung, die sie sich selbst gegeben hatte, zu respektieren.

Unter den Neudrucken von Zeitschriften ist dieser sicher der wichtigste. Die Paperbackausgabe (16 Bände, ca. 27.000 Seiten im Originalformat, inklusive Einführungs- und Registerband von Axel Eggebrecht und Dietrich Pinkerneil) kostet bis zum 31.12.78 nur 298 Mark, danach 340 Mark.

-

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 43

Spott - und andere Stücke

Dieter E Zimmer

Ich möchte lieber nicht, sagte Bartleby. Rotbuch, DM 8,00

Im Feuilleton der »Zeit«, Spalte *Zeitmosa*ik, findet sich immer mal wieder Platz für das Stichwort *Journalisten-Poesie,* unter den Kostproben (hausfremder) unfreiwillig komischer und daher besonders belachenswerter journalistischer Exkursionen ins Reich der Metaphorik einem erpichten Publico zur Anschauung gebracht werden. Mit Sicherheit wird unter diesem Stichwort die Poesie des Journalisten Dieter E. Zimmer n i c h t angezeigt werden. Und zwar nicht nur, weil Zimmer nicht hausfremd, nämlich vielmehr »Zeit«-Journalist ist, sondern auch, weil seine Gedichte, soweit sie komisch sind'; dies freiwillig und im übrigen tragisch sind.

Die Tragik beruht auf der Tragödie dieser Jahre, einem Spektakel, das unter dem Motto *Tendenzwende* eingeläutet wurde und seither mit einer Konsequenz, die vielfach als schicksalhaft-unausweichlich empfunden wird, aber gleichwohl inszeniert ist, Szene um Szene, Akt um Akt in eine politisch-gesellschaftliche Verdunkelung und Bedrückung führt, von der es an der Zeit ist zu fragen, wie die Peripetie (das Umschlagen) wohl aussehen wird. Zimmers Gedichte spiegeln diese Tragödie auf nochmal tragische Weise: Beharrlicher und - man reibt sich die Augen - agitatorischer wird in Lyrikbänden heutigentags die politisch: ökonomische Macht selten denunziert (»Seien wir getrost/wir sind in der Hand der Tüchtigen/.../wem sie es verpassen dem freilich weicht die Blässe nicht so bald/wer ihnen widerspricht muß leider zerdrückt werden«, »Arges wird ihnen angetan/den Trägern der Würden und Bürden/Arm sind sie dran, die Reichen«); beklemmender werden Verfolgungsängste kaum formuliert (»Phantombilder sind von mir angefertigt/und liegen zur Fahndung bereit«; »Was denn würdest du tun/wenn sie jetzt in ihren Ledermänteln eindrängen/mitkommen sagten«); eindringlicher können traumatische Untergangsvisionen (»Sie werden über uns kommen/Sie werden uns ansehen ohne Verwunderung und ohne Erbarmen«) und ökologisch-apokalyptische Krisenphantasien (»Sie werden uns Entgiftetes verhökern/wenn in den sterbenden Binnenseen/die letzten Fische bauchoben treiben«; »Klumpiges Blut wird fließen aus unserm Gedärm«) wohl nicht beschrieben werden; und doch: das Tragische zweiter Ordnung, von dem die Rede war, ist der Umstand, daß, obwohl alles so schlimm ist, wie Zimmer es sieht - »Bartleby lieber nicht möchte«, nämlich: sich entscheiden: »Noch hundert Schritte sind es bis zur nächsten ‚Ecke/vier Richtungen werden dort vorn geboten/zurück und links und rechts und geradeaus/nie werde ich die Kreuzung Überwinden«.

Es wäre fatal, sich über solche Ehrlichkeit zu belustigen, zumal seit bekannt ist, daß den roten Stein der Weisen noch keiner gefunden hat. Die Lyrik ist auch im übrigen nicht eben das geeignetste Medium, um politisch-historische Entwürfe bis ins letzte zu präzisieren. Allerdings wird die Grenze lyrischer Sagbarkeiten weit unterschritten mit solchen »Prophezeiungen«: »Einmal wenn/das Gleichgewicht der Feindseligkeiten zusammenbricht/dann bricht nicht die Freundlichkeit aus«.

Zimmers Lyrik hat auch Platz für ein genuin lyrisches Thema: die Liebe. Es sind ein paar wirklich fetzende Texte über ihre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten dabei, und ich halte sie für .die authentischsten. Eine ganze Anzahl, rund um ein Thema wie »Fremde« gruppiert, in der geographischen Spanne zwischen der »Ville des lumières« und dem »Affentempel Ulu Watu«, zeigt eine sehr differenzierte Wahrnehmung, registriert Bewußtseinseinbrüche und Gefühlsirritationen, wirft Schlaglichter auf die komplizierten Vermittlungen zwischen brüchigem Außen und gebrochenem Innen. Generell fällt an der Realisierung auf, daß mehr als gelegentlich auf einen aus der Mode gekommenen Formenkanon zurückgegriffen wird: Es wird (noch oder wieder?) gereimt und streng metrisch rhythmisiert; Blankverse kommen vor; ein Sonett steht da und schämt sich nicht. Für einige der Texte haben Autor und Verlag eine neue literarische Gattung erfunden, für die satirischen oder satirisch gemeinten: »Spottstücke«, Sie sehen aus wie Gedichte, sind auch welche, heißen aber nicht so.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 44

Ursula Krechel

Bourgeoisie, Wissenschaft, Kunst: In die Rettungsboote...

Rezension

Hans Magnus Enzensberger

Der Untergang der Titanic. Suhrkamp. DM 20,00

Nun ist die richtige Zeit. Nun sitzen die Rezensenten über ihre Schreibtische gebeugt, beglucken, beglücken mit ihren schweren Körpern ein schmales, luftiges Buch, das sie nicht braucht, das sie schreibend nicht einholen werden, das sich entzieht. Es beherbergt die Muster, mit denen es beschreibbar, kategorisierbar sein könnte, selbst in seinen Kammern, Kombüsen, Aussichtsdecks, manchmal zittern die Muster, als hätte eine ferne Welle sie noch einmal bewegt, winzige, schillernde Blasen steigen auf, es könnte auch eine giftige Substanz sein, abgesondert zwischen den Zeilen, wenn der Leser, der zu diesem frühen Zeitpunkt im Herbst auch oder vor allem Rezensent ist, es nicht erwartet.

Es ist wie das Spiel von Hase und Igel. Der Igel ist immer schon da, und die ganze Hetze, die diesem stachligen Buch vermutlich entgegengebracht wird, läuft ins Leere. Das ist dumm für die Hasen, die die strategische Klugheit von Hans Magnus Enzensberger nicht besitzen, wohl aber um sie wetteifern mit der hastigen Nervosität von Mundschenken, Zulieferern, Beiköchen, die immer einen Duft in der Nase haben, aber doch kein Menu beherrschen, nichts komponieren können, keinen Zugriff haben, sondern immer von neuem in Eile ergriffen werden wollen. Und die herrschende Mode, gewiß auch die literarische produziert solche Bewegungen notwendig am laufenden Band, die Existenzen wie die der Hasen als Mit-Esser dulden. Jede Bewegung ein Rettungsboot, jeder Strohhalm ein Korkreif.

Ich will nicht verschweigen, daß ich mich schwer tue mit der. Vorstellung von einer Riege Rezensenten, kleinen aufgeblasenen Riesen-Rezensenten, die, jeder einsam für sich, zu einem Lauf aufgebrochen sind, damit »Der Untergang der Titanic« pünktlich zum Auslieferungstermin des Buches auch literaturkritisch eingeläutet wird: Ich tue mich schwer in den erwarteten rhetorischen Mustern, auch das zuschauerfreundliche Gelächter über die Unbill des Hasen ist freudlos für den, der vorlacht.

Die Schiffsglocke läutet. Die Komödie beginnt. Aber wo ist der Autor? Mal sitzt er in Berlin, betrachtet »die hohe Decke, die vor ein paar Jahren ganz weiß war«, ergeht sich in der Zeit mit ihren merkwürdigen Sprüngen vorwärts und rückwärts, »Und in zehn Jahren werde ich nicht beschwören können, daß diese Wörter hier meine Wörter sind, niedergeschrieben, wo Europa am dunkelsten ist, in Berlin, vor zehn Jahren, d.h. heute«, mal sitzt er im Jahr 1969 mit Freunden, Genossen, Revolutionstouristen gleich ihm, in La Habana und schon erweist er sich als Reise-, Museumsführer auf der Titanic, wirft einen Blick ins Zwischendeck und auf die speisenden Herrschaften der ersten Klasse samt ihrer nachahmenswerten Speisekarte, batzbalgt sich mit Kunst und Wissenschaft, der Lust am Untergang, der neusten Stimmung im Westen und schon kommt ein neuer Schnitt. Dann schnappt er die Gespräche der Passagiere auf, findet sich ein in den Rhythmus des Schiffes, aber er besteht nicht auf dem Faktischen (so war es am 14. April 1912), er erfindet und erfindet sich so die ästhetische Freiheit, das, was man gemeinhin von einem solchen epischen Sittengemälde erwartet, nicht erfinden zu müssen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Im zehnten Gesang konfrontiert Enzensbergereinen russischen Emigranten mit einem Textilfabrikanten aus Manchester im Rauchsalon der Titanic. Aber wie die beiden ihren unüberbrückbaren Gegensatz im letzten Augenblick, bevor das Schiff untergeht, austragen, spart Enzensberger aus.

Damit das langwierige, nur im großen Entwurf überschaubare und als bekannt vorausgesetzte Sittengemälde, das nachzustricheln kein Vergnügen, sondern eine Fleißaufgabe für Buchhalter ist, immer wieder aufgebrochen und weggeschoben werden kann, berichtet Enzensberger von einem ursprünglichen Gedicht »Der Untergang der Titanic«, an dem er 1969 in Cuba schrieb, -ob er wirklich daran schrieb, ist gleichgültig - das er außer Landes schicken wollte und das in seinem Postsack nie in Paris ankam, es ist »verschollen«. Dieses ästhetische Muster, die eigene enzyklopädische Wahrnehmung, wo sie ausufert, durch Verlust, Beschädigung, Übermalung, Fälschung, auch durch unbewußte Zensur wieder einzudämmen, ist einer gründlicheren Überlegung wert. Michael Krüger hat mit dem gleichen Verlust-Topos ein sehr schönes Gedicht »Archäologie« geschrieben. Überhaupt wäre vorsichtig nachzubohren, wo und mit welchen Folgen dieser Verlust-Topos produktiv verwendet worden ist (Leugnung der Kontinuität, aber auch der Verantwortlichkeit für den Stoff durch Verlust). Undenkbar ist, daß beispielsweise Grass nur eine einzige Zeile des »Butt« hätte verloren gehen lassen. Die Concept Art, die den schönen Tafelbildern mißtraut, die Enzensberger, ihren Entstehungsprozeß beschreibend, neu entstehen läßt, geht von ähnlichen Voraussetzungen aus. Offenbar hat mit der vermehrten Kenntnis von Wahrnehmungs- und Beschreibungsmustern das Vergnügen, mit diesen Mustern zu operieren, rapide abgenommen. So bleibt nur die Möglichkeit, die Kenntnis dieser Muster unter Beweis zu stellen, indem man sie zerstört.

Als hätten wir die Untergänge nur geträumt. Als wären sie über uns gekommen in müßigen Stunden. Als ginge nichts mehr. Als seien der Bourgeoisie wieder mal nicht die Felle weggeschwommen und als setzte der Sozialismus seine Hoffnungen mit begründeter Beharrlichkeit auf diesen Untergang und als säße er nicht trocken, spröd und verlegen auf dem Trockenen. Genügend Verhältnismäßiges bietet sich an, wofür das untergehende Schiff ein reinlicher Metaphernhaushalt ist. Enzensberger selbst bietet im reichen Maß Material an, das dem Bild vom untergehenden Schiff zuarbeitet, Nahrung gibt: die wilde Euphorie, die die alte und die neue Welt vor zehn Jahren befiel, das Versanden der Hoffnungen» die untergründig ihre eigenen Wege gingen. Er hat sie in seinen »Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang« im Kursbuch 52 ausgebreitet und die Negierung der Historizität, mit der die traditionelle Linke schmollend, schimpfend ihren apokalyptischen Phantasien nachhängt, polemisch gewendet. So gesehen liest sich der Kursbuch-Beitrag wie eine prosaisch-analytische Interlinear-Vision des Versepos. Vielleicht auch wie eine radikalere Version, denn alle Gesänge, die sich auf das Untergehende einen Reim machen, halten es auch auf, liebkosen es.

Wo die Linke, wenn nicht die Utopie eines real vor der Haustür stehenden Sozialismus aufrecht erhalten kann und sich in der negativen Utopie, einer Schwarz-in-Schwarz-Malerei ergeht, gewinnt Enzensberger den apokalyptischen Bildern den Zauber eines »methodisch kalkulierten Produkts unserer eigenen Anstrengungen« ab. So gibt er den schwarzen Peter an die weiter, die vor lauter Ausposaunen ihrer Durchhalteparolen beim Schwimmen den Mund zu voll mit Wasser genommen haben.

Hier trifft sich Enzensberger erstaunlicherweise mit Michel Foucault, der in »Mikrophysik der Macht« geschrieben hat, die Herrschaft der Bourgeoisie »wird nicht verlöschen wie eine Kerze, die man ausbläst. Umso mehr gilt es, in den Kampf soviel Fröhlichkeit,. Helligkeit und Ausdauer wie möglich hineinzubringen.« Es mag sein, daß sich in den Untergangsphantasien nicht nur die Temperamente, sondern auch die Generationen scheiden. Jüngere, die noch nicht die Gelegenheit hatten, lange vergnüglich zu leben und an den Tafeln der Bourgeoisie mitzuessen im Blick auf gesicherte Wolkenkuckucksheime und mit weitem Überblick auf die politische und wissenschaftliche Marktlage, ist das Vergnügen, aus den Untergangsstimmungen noch ein morbides Raffinement zu ziehen, nicht sehr geläufig; auch ich teile es ungern, nicht weil ich es für amoralisch halte (das auch, aber das macht nichts), sondern weil mir andere Vergnügungen vergnüglicher erscheinen.

Dante konnte in seiner »Göttlichen Komödie«, moralisch fortschrittsgläubig, seine Feinde mit einem voluntaristischen Akt in die Hölle verfrachten. Enzensberger besteht auf der Historizität, auch der Ungleichzeitigkeit der Untergänge. »Die göttliche Komödie der Strafen« (Deleuze) ist ausgespielt. Der Untergang im Rauchsalon ist ein anderer als der im Zwischendeck.

»Nur ganz unten, wo man, wie immer, zu erst kapiert, werden Bündel, Babies, weinrote Inletts hastig zusammengerafft. Das Zwischendeck versteht kein Englisch, kein Deutsch, nur eines braucht ihm kein Mensch zu erklären: daß die Erste Klasse zuerst drankommt, daß es nie genug Milch und nie genug Schuhe und nie genug Rettungsboote für alle gibt.«

Die Titanic, ein Kosmos, aber einer, der die geläufigen Metaphern verweigert, ausdrücklich verweigert und den berechtigten Zorn über diese erbittert verfochtene Verweigerung miteinfügt in ein Konzept; das alle Ahnungslosigkeiten der früheren Jahre staunend beklopft und wie Fundstücke miteinbezieht in die Komödie, die vor langer Zeit begonnen hat und über die sich der Vorhang immer noch nicht gesenkt hat.

Häufig wirft Enzensberger Argumentationsketten taschenspielertrickreich in die Luft (ins Wasser), fischt sie auf, als hätte er sie nie aus der Hand gegeben. Das Gurgeln, Rauschen, Fließen des Wassers beim Untergang verführt ihn nicht zu einem fließenden Epos, in dem ein Wort das andere, ein Gesang den anderen gibt, die fließende Schönheit sich fortzeugt. Er redet in vielen Zungen, auch in verstellten Tonlagen, aber wo der Untergang die Bilder selbst produziert, dem Autor selbständig in die Schreibmaschine diktiert, die Bilder aus den Katastrophen – Film-Sagas, aus dem abgenudelten Mythenmaterial der ästhetisierten Schreckenskabinette, bricht der siebzehnte Gesang verstockt, trauernd, abrupt ab, und das ist gut so: »Von diesem Augenblick war kein Schiff mehr vorhanden. Was dann kam, waren die Schreie.«

Aber wo ist der Autor? Mit Fug und Recht und Walter Benjamin ließe sich (wieder einmal) von linker Melancholie sprechen. An Erklärungen mangelt es nicht. Wo einer, »der Reisender ist in Knäckebrot«, eine krümelige, langwierige Spur hinter sich lassen würde, das Mögliche fordert und das Sichere versichert, z.B. daß Knäckebrot viereckig ist und daß morgen auch ein Tag ist, steht Enzensberger »ganz einfach links vom Möglichen überhaupt«. Die Verwandlung des politischen Kampfes aus einem Zwang zur Entscheidung in einen Gegenstand des Vergnügens, aus einem Produktionsmittel in einen Konsumartikel, die Benjamin einigen Autoren 1931 vorwarf, - Enzensberger hat sie längst vollzogen, nicht zum Schaden der Literatur, vielleicht zum Schaden der Verhältnisse, mit denen diese Literatur zu schaffen hat. Aber es gibt keine Möglichkeit, das Rad zurückzudrehen, die Geschichte (wie die Natur) wiederholt sich nicht; die Geschichte »erfindet mich, ich erfinde sie.«

Das Mißtrauen gegen die abrufbaren Wahrheiten macht die Melancholie, aber auch die historische »Richtigkeit«, die Lebendigkeit dieses Versepos aus. In einem Einschub-Gedicht »Weitere Gründe dafür, daß die Dichter lügen« falsifiziert er die eigene Arbeit, später in dem überaus poetischen einunddreißigsten Gesang die eigene schriftstellerische Existenz: die Überlebenden treten in sein Berliner Zimmer, scharren sich um den Leichnam. Aber wo ist der Autor, der von sich sagte:

»Seinerzeit glaubte ich jedes Wort,
das ich schrieb und ich schrieb
am Untergang der Titanic.
Es war ein gutes Gedicht.«

Nun »amüsiert« er sich mit dem Untergang.

» Ich habe nichts Besseres zu tun. Ich habe Zeit wie ein Gott.«

Diese Götter kennen wir. Solche Götter gibt es viele in der eingerichteten Hoffnungslosigkeit. Solche Götter gibt es zum Beispiel im » Guten Menschen von Sezuan«. Sie erklären nichts, wollen nicht klüger sein als die Klügsten und überlassen die Überlebenden sich selbst, wie sie selbst sich überlassen sind mit nassen, aber auch schadenfrohen Augen.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 45

Yaak Karsunke

...Vor uns die Sintflut

Rezension

Hans Magnus Enzensberger

Der Untergang der Titanic. Suhrkamp. DM 20,00

Ein Rezensent ist immer in Gefahr, das zu besprechende Buch seinen Lesern als totes Präparat im trüben Spiritismus jener Begriffe und Kategorien zu präsentieren, die von Germanisten und Großkritikern vornehmlich entwickelt worden 'sind, um das Publikum einzuschüchtern und ihm die Lust und den Spaß an der Lektüre zu nehmen. Einem uneingeschüchterten Leser hingegen könnte das folgende Gedicht zunächst erstmal Vergnügen bereiten:

»Der Untergang der Titanic ist aktenkundig.
Er ist etwas für Dichter.
Er garantiert eine hohe steuerliche Verlustzuweisung.
Er ist ein weiterer Beweis für die Richtigkeit der Thesen Vladimir Ilic Lenins.
Er läuft im Fernsehen gleich neben der Sportschau.
Er ist unbezahlbar.
Er ist unvermeidlich.
Er ist besser als gar nichts.
Er hat Montag Ruhetag.
Er ist umweltfreundlich.
Er eröffnet den Weg in eine bessere Zukunft.
Er ist Kunst.
Er schafft Arbeitsplätze.
Er geht uns allmählich auf die Nerven.
Er ist gesetzlich geschützt.
Es ist in den Massen verankert.
Er kommt wie gerufen.
Er klappt.
Er ist ein Schauspiel von atemberaubender Schönheit.
Er sollte den Verantwortlichen zu denken geben.
Er ist auch nicht mehr das, was er einmal war.«

Der Untergang der Titanic ist das neue Buch von Hans Magnus Enzensberger. Im Untertitel *Eine Komödie,* in der Suhrkamp-Werbung ein *Versepos - und* tatsächlich sind die 33 *Gesänge* und die eingeschobenen 16 Einzelgedichte dieses Bandes diesmal enger aufeinander bezogen als die *Siebenunddreißig Balladen aus der Geschichte des Fortschritts* in Enzensbergers vorhergehendem Gedichtband. In diesem *Mausoleum* (von 1975) standen die 37 balladesken Personenporträts - wenn auch in einem Raum -eher nebeneinander, *Der Untergang der Titanic* ist dagegen ein durchkomponiertes großes Poem. Ein anderer Unterschied ist gravierender: den Gedichten des *Mausoleums* war eine (den Autor) schützende Distanz einbeschrieben, aus der er seine Figuren betrachtete - zum Personal der *Titanic* gehört Enzensberger selbst auf eine betroffene, manchmal beklemmende Weise.

Die Schlußnotiz des Bandes nennt als Entstehungszeit: »Habana 1969 - Berlin 1977« - acht Jahre, in denen ja auch uns einiges untergegangen ist. Enzensberger war 1968 nach Cuba gegangen, nachdem er ein US-Stipendium aus Protest gegen die amerikanische Politik mit einem offenen Brief aufgekündigt hatte. (Es ist noch keine drei Wochen her, daß sich über diesen Brief ein amerikanischer Germanist bitter bei mir beklagt hat - nach all den Jahren.) In Habana begann er das

Titanic-Gedicht, mit Bleistift in ein Wachstuchheft geschrieben: »weil in ganz Cuba damals/kein Kohlepapier zu finden war.« Auf dem Postweg von Cuba nach Europa ging das Original verloren - vielleicht ruht es heute auf dem Meeresboden wie das Wrack jenes englischen Luxusdampfers, der nach einer Kollision mit einem Eisberg im April 1912 in knapp drei Stunden unterging, obwohl er allgemein als unsinkbar galt (und deshalb für die 2.206 Passagiere und Besatzungsmitglieder auch nur Rettungsboote mit 1.178 Plätzen mit sich führte).

Für die zivile Seefahrt war Untergang mit über 1.500 Todesopfern die bis dato größte Katastrophe - für die Kulturindustrie war er die Geburtsstunde eines neuen Trival-Mythos. Gerüchte kamen auf, Legenden bildeten sich, Aberglauben und Mystizismus feierten Triumphe, Gedichte wurden geschrieben, dramatische Musikstücke komponiert, Hollywood nahm sich des Unglücks gleich mehrfach an (und auch die Ufa drehte einen Titanic-Film), es gibt schauerliche Romane - sogar ein brauchbares Sachbuch gibts, *Die Titanic-Katastrophe* von Walter Lord (Heyne Taschenbuch 5379).

Das Schiff als Gesellschaftsmodell hat eine lange literarische Tradition, und die Metapher ist vom Narrenschiff des Sebastian Brant (1494) bis heute brauchbar geblieben, daß z.B. die Passagiere nach (Schiffs-) Klassen eingeteilt sind, ist ja keine marxistische Erfindung. Enzensberger benutzt diese Tradition, wie auch alles andere - reale oder fiktive - Material über die Titanic, der zwanzigste Gesang etwa paraphrasiert einen drastisch-fröhlichen schwarzen Street Song aus Philadelphia über einen Heizer an Bord des Schiffes um gleich noch ein Kabinettstück zu nennen: der dreizehnte Gesang ist eine Collage aus angelsächsischen Chorälen und Kirchenliedern von 1840 bis 1910 sowie deutschen Seemannsschlagern von 1940). Aber das ist nur eine Schicht von Bildern und Geschichten.

Vier der sechzehn eingeschobenen Gedichte tragen Titel von Gemälden und erzählen Geschichten von Malern und ihren Bildern seit der Renaissance: Denk- und Fühlbilder zum Verhältnis von Kunst und Realität, Wahrheit und Phantasie, Künstlern und Kunstrichtern, Kritikern, Krittlern - derentwegen ein Venezianer in einer Heiligen Anna selbdritt z.B. eine wundervolle Suppenschildkröte wieder mit Marmorfliesen übermalt. Offenbar gibt es eine ironische Heiterkeit der Verweigerung, zumindest in diesem Gedichtband. Andere polemische Exkurse gelten der *Forschungsgemeinschaft* des Wissenschaftler sowie ihrem *Erkenntnistheoretischen Modell* oder der *Fachschaft Philosophie: » S*chadenfroh/lächelt Hegel. Wir malen ihm einen Schnurrbart an./Schon sieht er wie Stalin aus.«

Das sind witzige, bissige, intelligente Angriffe auf Dogmen und Dogmatiker aller Schulen, wie man sie von Enzensberger kennt. Was man bisher nicht kannte, war das Heraustreten aus dieser eleganten und überlegenen Deckung, das sehr ausgesetzte Reden von den eigenen Verlusten, von der eigenen Trauer, von den eigenen Ängsten. Ich mag das hier nicht mit Zitaten belegen, es widerstrebt mir einfach, die Verzweiflung eines Menschen als Beweismittel zu präsentieren - wer sich im Buchladen den 28. Gesang aufschlägt oder die beklemmende Vision des eigenen Sterbezimmers im 31., kann selber nachlesen.

Wie immer, wenn einer ehrlich von sich selber redet, redet er nicht nur von sich. Wer das Jahr 1967 bereits bewußt miterlebt hat (und später nicht verdrängt hat, indem er seinen Hoffnungen in einen festen organisatorischen Rahmen hinein wegrannte zum Beispiel), der wird auch sich wiederlinden:

»Ich friere. Ich erinnere mich, kaum zu glauben, keine zehn Jahre ist das jetzt her, an die sonderbar leichten Tage der Euphorie«

schreibt Enzensberger 1977 in Berlin, und weiter:

»Damals dachte kaum einer an den Untergang,/nicht einmal in Berlin, das den seinigen längst hinter sich hatte. Es schwankte/die Insel Cuba nicht unter unseren Füßen./Es schien uns, als stünde etwas bevor,/etwas von uns zu Erfindendes. Wir wußten nicht, daß das Fest längst zu Ende,/und alles Übrige eine Sache war/für die Abteilungsleiter der Weltbank/und die Genossen von der Staatssicherheit,/genau wie bei uns und überall sonst auch.«

Die Leute, die in diesem Jahr nach Cuba gefahren sind, nur um nach ihrer Rückkehr erleichtert mitteilen zu können, die Cubaner und Vietnamesen interessierten sich nicht für Bahro - sie werden das Buch wohl nicht mögen. (Und sie werden auch nie auf den Gedanken kommen, daß Cubaner und Vietnamesen ihre eigenen Sorgen haben und eine unserer Sorgen eben deswegen der Genosse Bahro sein muß.) Revolutionsromantik und Revolutionstourismus ist Enzensbergers Sache nicht. Sein *Untergang der Titanic* ist kein *Kurzer Lehrgang,* er ist eher ein Resumee all der politischen, ästhetischen und existentiellen Erfahrungen, die ein Mann machen konnte, der nächstens fünfzig Jahre alt wird und an den Auseinandersetzungen seiner Zeit aktiv teilgenommen hat, ohne dabei auf sich selbst zu verzichten. Und der sein großes Gedicht trotz aller Schiffs-, Welt – und Hoffnungsuntergänge beendet mit den Zeilen:

» Alles, heule ich, wie gehabt, alles schlingert, alles unter/Kontrolle, alles läuft, die Personen vermutlich ertrunken/im schrägen Regen, schade, macht nichts, zum Heulen, auch gut. /Undeutlich, schwer zu sagen, warum, heule und schwimme

ich weiter.«/

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 46

Erich Fried

ANALYSE EINER GEDICHTLANDSCHAFT

Dem Andenken an die Bezeichnung ‚Neue Innerlichkeit'

Geschulte Hilfslosigkeit
Zorn der Auflehnung ablehnt
Durch Montage ersetzte Gefühle
Verdrossenheit

Sammlung verblaßter Spiegelbilder
gemischt
mit etwas Werbetechnik
mitteilungsfreudiger Angst
vermarktbarer Einsamkeit
und immer neu aufgefrischtem
da und dort bewußt
provozierendem Wortschatz

Dahinter echte Angst
wirkliche Ratlosigkeit
Altern
Erdrücktsein
und Etwasvergessenhaben

—

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 46

Sowjet – Alltag

Belletristik:

Wassili Schukschin

Bruderherz. Luchterhand, **DM 26,00**

In 'Kindlers Literaturlexikon' existiert er nicht, den Verfassern des vom Zentralinstitut für Literaturgeschichte der DDR herausgegebenen Standardwerks 'Multionationale Sowjetliteratur' (1975, 760 Seiten!) ist er immerhin eine Zeile wert. Der 1974 im Alter von 45 Jahren verstorbene Wassili Schukschin hat es wahrlich - nie war ein Klappentext wahrer - » schwer gehabt« sich durchzusetzen. Seien wir froh darüber, daß sich auch in diesem Falle die Aufnahme beim Lesepublikum um so vieles schneller vollzogen hat als bei der behäbigen Literaturwissenschaft.

'Kalina Krasnaja', Schukschins großartige Erzählung in deren Verfilmung er selbst die Hauptrolle spielte, gehört zu den Prosaarbeiten der unheroisch-desillusionierenden Literatur der Nachstalin-Ära, die weit über die Sowjetunion hinausgewirkt haben. In lakonischem Stil skizziert Schukschin den Entwicklungsweg des sensiblen Jegor, der nach fünfjähriger Haft mühsam den Weg ins Leben zu finden scheint, als die Vergangenheit - hier verkörpert durch ehemalige Kumpanen seiner Bande, denen er die Mitarbeit aufgekündigt hatte - ihn einholt: Er wird brutal ermordet. In den übrigen fünf Erzählungen des Bandes wird teils tragikomisch das fortexistierende Spießertum und beginnende Wohlstandsdenken, der intellektuelle Dünkel unter sozialistischen Verhältnissen ('Tüchtige Leute', Ivan, was machst du denn hier', ' Reingelegt `), teils tragisch ('Sie hat ihren Mann nach Paris geschickt`) das Alltagsleben höchst widersprüchlich Menschen geschildert.

Das Schicksal des sowjetischen Schriftstellers Jessenins, der 1925 Selbstmord begangen hatte, wird geradezu paradigmatisch für den unverkürzten Lebensanspruch der Helden Schukschin-. In der Erzählung 'Ich glaube' sind sich der Pope und der schwermütige Maxim einig: »Da jammern die Leute: Jessenin hat nur so kurz gelebt. Genau eine Liedlänge. Aber wäre dieses Lied länger gewesen, würde es nicht so an die Seele gehen. Lange Lieder gibt es nicht.«

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 47

Oskar Cöster

Drei Arten drei Wirklichkeiten zu beschreiben

Rezensionen

Günter Kunert Verlangen nach Bomarzo. Hanser, DM 24,00

Helga M. Novak Margarete mit dem Schrank. Rotbuch, DM 8,00

Günter Bruno Fuchs Die Ankunft des Großen Unordentlichen in einer ordentlichen Zeit. Wagenbach, DM 7,50

Verlangen nach Bomarzo heißt ein Band mit Reisegedichten (und 12 Federzeichnungen) von Günter Kunert, Jahrgang 1929, Film- und Hörspielautor, Erzähler, Essayist und Lyriker in Berlin (DDR), Lyriker aber eben auch unterwegs. »Weitgereist« nennt er sich in dem Gedicht, in dem er seine fiebrige »Unruhe« beschreibt, seine Platzangst und Entfernungssehnsucht, die ihn, wenn er ihr nachgibt »zerstreut/ über den Erdball«. Natürlich provoziert das die Frage, ob solch extreme Reiselust mit ihrer Verlangen-nach-Bomarzo-Metaphorik irgendeine politische Option im Koffer hat für oder gegen hier oder dort (oder was).

Kunert macht keinen Hehl aus seinem Literaturverständnis (dem bis dato einzig nachvollziehbaren), das die Literatur in wesentlich kritischer Distanz zur politischen Macht sieht, und zwar »eingedenk des Wortes aus Marxens' 18. Brumaire`, dem zufolge die proletarische Revolution sich unablässig selber kritisiert«. So steht's in dem Protestbrief gegen die Ausbürgerung Biermanns, den Kunert als einer der ersten unterschrieben hat. Lapidar heißt es dort auch: »Wolf Biermann war und ist ein unbequemer Dichter - das hat er mit vielen Dichtern der Vergangenheit gemein«. Und der Gegenwart, wäre zu ergänzen. Ließ Biermann in seiner »Populär-Ballade« den politischen »Riesen« die Luft ab und entlarvte sie als »Zwerge«, so schlug sich jüngst Kunert in einer Rede auf der Stockholmer PEN-Tagung -vermittelter zwar: nämlich am Beispiel von Swifts »Gulliver« - mit Dienstbarkeit verlangenden »Liliputanern« herum. Sind Biermanns Respektlosigkeiten Legion, so mochte Kunert, in besagter Rede, sich die Formel vom »realen Puritanismus« - einem Westler in den Mund gelegt - auch nicht verkneifen.

Ein bißchen also auch Kunert ein »Fremdling im eigenen Haus«. Aber folglich im fremden heimisch? Kunerts Reisegedichte, die ihn quer durch Westeuropa und in den USA unterwegs zeigen, bedienen dieses Klischee nicht. Die Weltläufigkeit, die weltmännische Selbstverständlichkeit, mit der er sich auf fremdem Terrain bewegt, ist keine Vertrautheit mit Orten, an denen man sich wohl fühlen könnte, sondern beweist die Instinktsicherheit und den Scharfblick dessen, der nicht aus dem Mustopf kommt, für wesentliches, und das heißt: dafür, wie in einer bei aller Hyper-Modernität anachronistisch geordneten Welt Geschicklichkeit nur als Verfall erfahrbar ist. An der morbiden Überzivilisiertheit Manhattans zeigt das Kunert exemplarisch: »...Türme himmelstrebsam/ und gehäuft. Asyle/ menschlicher Gebrechlichkeit/ bis zu den Wolken. Die Tempel/ daß sie ja nicht bersten/ entladen sich von ihren Schätzen/ durch Billigangebot und Sonderpreis/ ...Platz/ des Vergessenwerdens/ keine Stadt...«.

Wie das jeweilige Reiseziel auch heißt -zu Hause kann man an ihm nicht eigentlich sein; wie ein » verirrter Vogel« durchstreift ein » fremdartiger) Schatten« »fremd den Ort/ der allen Fremde bleibt«.

Nicht weniger als Kunerts lyrische Ansichtskarten sind die Gedichte von Helga M. Novak, versammelt unter dem Titel **Margarete mit dem Schrank** , von dem Motiv der Unrast durchzogen, vom Drang ins Weite und sogar einer gewissen Gehetztheit: »...ich gehe nur immer weiter und weiter«; »laufen laufen geradeaus und weiter«; » und fort und weiter und durch die Nacht«; »und weit und weg für immer«; »eine Sehnsucht rocht mehr haltzumachen«; »die ewig gepackten Koffer«; »auf der Flucht hinter Bildern her«; »nichts Bestimmtes liegt in der Ferne und alles« - das sind einige Verse aus verschiedenen Gedichten, die jähen Aufbruch zwischen Bedrängnis und Verlockung beschreiben. Was aber die Verlockung betrifft und damit die Ziele des Aufbruchs, so ist auch hier zu vermelden, daß Paradiese noch nicht gefunden werden: »...fahrende seefahrende Leute/...sitzen (wir) auf dem Trockenen/.../ die große Freiheit war eine böse Sieben«.

Helga M. Novak, 1935 in Berlin geboren, Studium in Leipzig, verließ in den sechziger Jahren die DDR, lebte acht Jahre auf Island, wo sie in Fischfabriken und Teppichwebereien arbeitete, hielt sich längere Zeit in einer landwirtschaftlichen Kooperative in Portugal auf und wohnt gegenwärtig überwiegend in Frankfurt, zeitweilig auch in einem unterfränkischen Dorf nahe der deutschdeutschen Grenze. Bei einem Colloquium auf dem diesjährigen Hamburger »Literatrubel« von dem (in den Privatstand zurückgewählten) ehemaligen FDP-Kultursenator Dieter Biallas in professoraler Umständlichkeit gefragt, wo sie die Prinzipien der französischen Revolution eher verwirklicht sehe: in der DDR oder in der BRD, antwortete sie mit frappierender Schlagfertigkeit: Freiheit haben wir keine, hier nicht und dort nicht, Gleichheit haben wir auch keine, hier nicht und dort nicht, und Brüderlichkeit hatten wir vor ein paar Wochen in Frankfurt, als Polizisten auf uns

einprügelten, um marschierende Neonazis vor unserer Gegendemonstration zu schützen.

Ähnlich schlagfertig sind auch einige Gedichte von Helga M. Novak (z.B. » Frühling im Westend«); andere haben dunkle, verschlossene Passagen (» an Sommerabenden gegen Acht/die Stunde der Fledermäuse/.../Flüche ... Beschwörungen ununterbrochen«); auch Pathos ist möglich (»ach ich stand an der Quelle/und habe nicht getrunken«); und wo ein Strom von Kindheitserinnerungen sich ergießt, wird er von keinerlei Versordnung mehr gebändigt (wie in einem Prosatext »immer draußen«). Im Grad der emotionalen Aufladung und Aufgewühltheit der Gedichte ist ein deutlicher Kontrast spürbar zur gleichbleibenden – auch wo er m Abgründe schaut – gefaßt gemessenen Eleganz der Diktion Günter Kunerts.

Wie Unrast, Schrecken und Fluchtimpuls den fliegenden Wechsel der Stilmittel bei Novak mitbedingen, läßt sich erahnen vor dem Hintergrund von Gedichten wie »Datenbank des BKA«: »die Datenbank führt Buch/.../sie frißt und frißt/ihr ist kein Laken zu grau/keine Freundschaft zu staubig/keine Liebe zu süß/.../sie frißt und frißt/ .../ja es wird unser Fleisch/auf der Datenbank feilgeboten« - oder der Alptraum vom Untergang Frankfurts, »diese(r) himmelschreiende(n) Stadt« (in »geträumt«): »heute Nacht habe ich unter den Quadern/dieser Stadt gelegen und war noch froh/daß einer/sie geschleift hatte/.../ich träumte den Untergang meiner Kulisse/und ging über Scherben davon«.

Davon ging, und zwar für immer, im Jahr 1977 der Berliner Dichter und Grafiker Günter Bruno Fuchs, 49-jährig, auch er schließlich einer, der Grund hatte, sich einigermaßen fehl am Platze zu fühlen: *Die Ankunft des Großen Unordentlichen in einer ordentlichen Zeit* heißt der Titel einer jetzt erschienen Auswahl seiner schönsten Gedichte, Geschichten und Bilder (Zeichnungen und Holzschnitte). Der Wo-steht-das-Klavier-Optimismus des Titels ist sympathisch geflunkert; wie einzelne Bilder und Texte zeigen, ist in Wahrheit die Ankunft zur falschen Zeit durchaus ein Fernbleiben oder ein Sich-wieder-Entfernen: »Abends/wird er immer sehr traurig./Er setzt sich unter die Sterne/und trinkt zehn Liter Himmelsbier«, heißt es im »Tageslauf eines dicken Mannes«; ein Holzschnitt zeigt einen dicken Mann in Mantel und Hut, mit der Linken ein Holzeselchen auf Rädern hinter sich herziehend, in der Rechten eine Windrose vor sich hertragend, dabei, einer Welt aus Verbotsschildern und Eisenzäunen den Rücken zukehren; und im »Kneipentraum« wird lyrisch-delierend eine allzu trockene Gegend hinter sich gelassen: »Langsam erhebt sich die Theke/und schwimmt mit dem großen Säufer davon./Ach, wer da mitreisen könnte ...«.

. Wegwollen: die Wirklichkeit anders haben wollen. Das hat sich bei Fuchs früh begründet. Die Welt der Erwachsenen empfing ihn hübsch zackig und menschenverachtend und machte ihn mit 14 zum Luftwaffenhelfer; mit 17 wurde er aus belgischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Danach war er lange auf der Suche und hat sich in den verschiedensten Berufen umgetan, u.a. dem eines Zirkusclowns; und als er sich (spät: nämlich in den 60-er Jahren) ganz auf das Schreiben und Bildermachen einließ, tat er das als melancholischer Spaßmacher in immer neuen märchen- und fabelhaften erträumten und erdichteten Gegenwelten, für die ihm oft genug die wandernde Zirkuskuppel den unsteten Ort der Handlung und die Zauberer, Trapezkünstler, Seiltänzer und immer wieder Clowns die fahrenden Helden abgaben. »Die Ankunft des großen Unordentlichen in einer ordentlichen Zeit« ist ein vergnügliches Buch, aus Weltschmerz geschrieben. Es ist voll zärtlicher Trauer und drastischer Komik, es enthält grandiose Einfälle ergötzlicher Ungezogenheiten und es widerlegt durchgängig .ein Vorurteil, das seit Cäsar kursiert: das von der mangelnden Streitbarkeit dicker Männer.

Mit dem Krieg stand Fuchs auf dem Kriegsfuß: »... bin schlecht zu sprechen/für Polterknechte und Bummsmacher,/was so viel heißen soll, daß die Einberufung abgelehnt wird./Notabene: Ich sah einen alten Mann auf der Schaukel sitzen/und die Schaukel nur bewegt vom Wind«; mit bissigem Witz entlarvt er den Aberwitz politischer Rhetorik: »Wir wollen wieder in ruhigen Etagen leben. Es ist so. Gerade jetzt auch einstimmig«; er entwirft »Polizisten Steckbriefe«: »Gesucht wird/ein schießen der/Polizist/in lebensnaher/Dauerstellung...«; er nimmt die Absurditäten der Rechts-Ordnung aufs Korn: »Der Straßenfeger besitzt keinen Ausweis, hat aber den Besen angemeldet«; und er ist hochaktuell mit seiner Warnung vor Schnüffeleien und Verdächtigungen: »Sie biegen ja immer/in linke Querstraßen ein. Sowas fällt auf,/seien Sie vorsichtig!«

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 48

Jenseits unserer Gren□ en

Re□ ensionen

Hans Peter Duerr

Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Syndikat, DM 24,00

Die Grenze, von der der Autor - Herausgeber der Zeitschrift »Unter dem Pflaster liegt der Strand« - spricht, ist die zu einer quasi mystischen Gegenwelt, die naturgemäß weder zeitlich noch räumlich bestimmbar ist. Den Angehörigen archaischer Kulturen war bzw.. ist diese Gegenwelt auch bewußt. Im Verlauf der Etablierung der rationalen Erkenntnisweise als der einzig zugelassenen aber wurde sie aus unserem sozusagen kult – offiziellen Weltbild verdrängt. Die Angst, die festgelegten Grenzen der kulturellen Identität zu überschreiten, führt zum Beharren auf fixen Schemata; denen jede Erfahrung unterworfen wird. Der Einzelne wird so gezwungen, Wahrnehmungen und Empfindungen, die den wissenschaftlich zugelassenen Rahmen sprengen, nicht als Erfahrungen einer tatsächlich vorhandenen Realität, sondern als Halluzinationen, Projektionen etc. einzustufen, wodurch sie dann doch wieder einem wissenschaftlichen Kategoriensystem - z. B. dem »gängige(r) Ideologien unserer Zeit, wie die Psychoanalyse und der Marxismus« - unterworfen werden.

Duerr propagiert stattdessen, die Erfahrungen, die man 'jenseits der Grenze' -gegebenenfalls unter dem Einfluß von Drogen, -macht, für die Wirklichkeit zu nehmen, in der die unter der »Oberflächenidentität« verborgene »tiefere Identität« ihren Ort hat.

Der Autor verweist dabei auf zahlreiche Beispiele aus der europäischen Kulturgeschichte und gegenwärtigen fremden Kulturen, wo Hexen, Hexensalben, Werwölfe, Magier und Medizinmänner sowie` Initiationsriten und Bräuche, bei denen die Verbindlichkeit kultureller Normen zeitweilig außer Kraft gesetzt wird, .eine besondere Rolle spielen. Neben einer Kritik der gängigen ethnologischen Praktiken finden sich in dem Buch Überlegungen zu der sich aus dem propagierten Wirklichkeitsbegriff und der Frage der Darstellbarkeit der 'jenseitigen' Erfahrungen ergebenden erkenntnistheoretischen und sprachphilosophischen Problematik.

Autonomie oder Getto? Verlag Neue Kritik, DM 13,80

»Autonomie oder Getto?« ist die Kurzfassung der Frage, ob die Alternativbewegung eine konsequente Weiterentwicklung der historisch mit der Studentenbewegung verknüpften Forderungen nach Selbstbestimmung in Richtung auf ihre Umsetzung im Bereich der eigenen Lebenspraxis darstellt, oder- ob es sich um eine Fluchtbewegung handelt, deren Anhänger sich auf nur scheinbar den Zwängen der Gesellschaft entrückte Inseln zurückgezogen und den Preis der politischen Wirkungslosigkeit in Kauf genommen haben.

Schwierigkeiten bei der Beantwortung dieser Frage ergeben sich bereits aus den Begrifflichkeiten: Was heißt Alternativbewegung, wozu stellt sie eine Alternative dar und welche Gruppierungen und Projekte lassen sich unter diesen Begriff subsumieren? Die Autoren verstehen unter »alternativ« die Absetzung sowohl von der bestehenden Gesellschaft, ihren Verkehrsformen und ihrer Ideologie als auch von der in festen politischen Gruppen organisierten Linken. Mit »Bewegung« wird alles das bezeichnet, was ein halbwegs faßbares soziales Phänomen darstellt.

So enthält der Band neben Versuchen, die »Alternativbewegung« insgesamt zumindest ansatzweise historisch-soziologisch zu orten, einen Erfahrungsbericht über die Entwicklung einer Landkommune, Beiträge - z.T. satirischer Natur - zur Sponti – Szene, einen Bericht über die Stadtindianer und eine Darstellung der »Lebensreformbewegung«, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts entstand und einige Parallelen zur heutigen »Alternativbewegung« aufweist.

Die Diskussionsbeiträge sind sehr unterschiedlicher Qualität, nicht nur, was die jeweils spezifische Thematik, sondern auch, was die Art und die Tendenz der Auseinandersetzung betrifft. Gemeinsam ist ihnen jedoch, daß sie einerseits der Alternativbewegung nicht unkritisch gegenüberstehen, andererseits sich jedoch auch bei scharfer Kritik nicht darauf beschränken, die praktischen Verhaltensweisen der einzelnen Gruppierungen und ihre faktischen oder potentiellen politischen Auswirkungen darzulegen, sondern auch den zugrundeliegenden Motiven nachgehen und diese ernst nehmen. Die Tatsache, daß in diese Motive auch Einwände gegen die organisierte Linke eingegangen sind, macht das Buch nicht nur für Anhänger der »Bewegung« interessant, sondern auch für diejenigen, die sich als Alternative zu den »Alternativen« verstehen.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 49

Jörg Sandkühler

Geschichte der Arbeiterbewegung als Selbstbedienungsladen

Rezensionen

Die wirkliche, profane Geschichte der Menschen erforschen, diese Menschen darstellen, wie sie in einem Verfasser und Schausteller ihres eigenen Dramas waren -von Marx formuliertes Programm auch .für die Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung. Was zur Geschichte der Arbeiterbewegung nicht paßt: Schausteller sein wollen einer Geschichte, die die andern machen, und nicht Verfasser sein wollen. Auch dies paßt nicht: Geschichte als Vergangenheit beschreiben wollen und sich um die Verantwortung drücken, wo wir doch ständig Geschichte machen, ohne dabei gleich jedes Produkt historisch nennen zu können. Pervers ist es, die Geschichte der Arbeiterbewegung als unaufhörlichen Fortschritt von Sieg zu Sieg schreiben zu wollen, sozusagen in stückwerktechnologischem Triumphalismus. Doch nicht weniger quer zur Geschichte ist die Verwechslung von Lamento und Kritik, die den Prozeß verkennt, den die Arbeiterklasse gegen ihre Unterdrücker angestrengt hat. Der Prozeß ging nicht verloren, wenn er auch erst nach vielen Revisionen gewonnen wurde. Weil über Jahre und Jahrzehnte verhandelt wurde, gibt es Anlaß zur Erinnerung in Hülle und Fülle. 1877/ 1977 ... 1878/1978 ... Jahrhundertfeiern der Entlassung von Bergarbeitern, der Halbierung der Beschäftigtenzahl in der Berliner Industrie, der Steigerung der Produktion bei rückläufiger Beschäftigung, der Mietsteigerung um 11,3 Prozent zwischen 1875 und 1879 und des sinkenden Lohnniveaus um 17 Prozent. Im April 1978 hätte man erinnern können an die von Zehntausenden Berliner Arbeiter begleitete Beisetzung des im Gefängnis gestorbenen verantwortlichen Redakteurs der BERLINER FREIEN PRESSE P. Dentler. Am 20. Mai 1978 wäre ein vorläufiger Sieg bedenkenswert gewesen, denn Bismarcks Reichstagsvorlage »Zur Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen« fiel wegen der Sorgen auch bürgerlicher Parteien durch.

Am 19. Oktober 1878 wurde das »Sozialistengesetz« durchgepaukt. Der Grund, warum man sich heute - auch innerhalb der SPD - daran erinnert, ist ein Beleg mehr für die Richtigkeit der These, daß man Geschichte aus aktuellem Interesse schreibt und parteilich schreibt. 5 Jahre Berufsverbote in der BRD. Es fällt schwer, das Bild der Phönix der deutschen Sozialdemokratie aus der Asche der Bismarckschen Reaktion hell auszuleuchten und in tiefen Schatten die Berufsverbote aus sozialdemokratischer Praxis zu verhüllen. Am 18. September 1878 diktierte August Bebel der damaligen und ferneren Reaktion ins Erinnerungsbuch: »Die Regierungen mögen machen, was sie wollen, sie können uns doch nicht ernsthaft an den Kragen... Die Arbeiter werden. dessen seien Sie sicher, mit der äußersten Zähigkeit für ihre Überzeugungen eintreten, sie werden in Werkstätten, in der Familie und im Bierhaus, auf der Eisenbahn, sonntags auf Spaziergängen und an vielen anderen Orten, wo sie niemand genau zu kontrollieren imstande ist, zusammenkommen.« Sollte, wer heute beschnüffelt und verboten wird, diesen Rat ausschlagen, der der Sozialdemokratie bis zum Fall des Sozialistengesetzes 1890 über 1,3 Millionen Stimmen brachte..»Der Sozialdemokrat«, Zentralorgan im Londoner Exil, feierte den Erfolg am B. März 1890 mit einem Gedicht, dessen Schlußzeilen prophetisch sind: »Doch ist's, ihr Herrn, der erste Akt des Riesendramas nur gewesen!«

1. Über historische Kontinuität und geborgte Traditionen

Der sozialdemokratische »Vorwärts« des Jahres 1978 hat die Mühe nicht gescheut, die 100 Jahre Gesetzgebung gegen den Sozialismus in Deutschland Revue passieren zu lassen. Bemerkenswert, weil selten, dabei, daß auch die Folgen dieses Traumas in der gegenwärtigen SPD gesehen werden: Trend zum staatserhaltenden, anpassungsfähigen Musterschüler der bürgerlichen Zweiklassenschule, zur Mutlosigkeit, zur Ordnungsfeigheit. Doch selbst diese vergleichsweise ehrliche geschichtliche Analyse trägt den Stempel sozialdemokratischen Umgangs mit der Geschichte der Arbeiterbewegung. Was revolutionär war, wird sterilisiert, was Verrat war, wird beschönigt, was notwendig zu tun war und nicht getan wurde, als Tugend ausgelegt, und was getan wurde auch ohne das Interesse der Arbeiterklasse, wird verteidigt. Die sozialdemokratische Linke in der BRD setzt sich das Kaleidoskop auf, schüttelt die Fakten und: hat ihre »freiheitlich-demokratische Orientierung in den 114 Jahren ihrer Geschichte nicht einmal verraten« (so Friedhelm Merz). Was gehen mich die Kriegskreditbewilliger von 1914 an, was die Noskes, was die Berufsverbote?

Willy Brandt schreibt, heute hätten wir und zwar »anders als vor hundert Jahren« die Chance, »selbst auf den Gang der Ge= schichte entscheidenden Einfluß zu nehmen«. Weil Willy Brandt dies nicht als Festredner schreibt, sondern im Bewußtsein »Wenn wir uns unserer eigenen Geschichte erinnern, dann tun wir dies, um uns auseinanderzusetzen - mit unseren Stärken und unseren Schwächen; dann tun wir dies, um zu lernen für die politische Gegenwart und Zukunft«, wird man doch wohl zurückfragen müssen. Warum um Bebels, Luxemburgs und Liebknechts willen hätten die Sozialisten des 19. Jahrhunderts auf den Gang ihrer Geschichte keinen Einfluß haben sollen? Und ist es nicht eine historische Ungerechtigkeit gegenüber Generationen von Sozialdemokraten, wenn, wie Brandt das Thema variiert, »die SPD sich in ihrem Kern treu geblieben, selbst in den dunkelsten Augenblicken der Geschichte?« Muß man sich nicht gegen diese

Kollektivhaftung etwa für die Unterwerfung der Sozialdemokratischen Reichstagsfraktion unter das Nazidiktat -aus Gründen falscher Lageeinschätzung und der Hoffnung aufs Überleben - im Mai 1933 (Zustimmung zur außenpolitischen Erklärung der Reichsregierung) verwahren? Wichtiger aber ist, daß sich die heutige SPD geradezu zynisch zu ihrer Rolle gegen den Sozialismus bekennt. So offenbart Heinrich Potthoff im »Vorwärts«, »über de Ängste der Bürger vor der roten Revolution« mutmaßend, 1914 habe das Bürgertum den »guten« Sozialdemokraten entdeckt, und »als im November 1918 tatsächlich eine Revolution in Deutschland ausbrach, sah das Bürgertum in der Sozialdemokratie nun sogar ein Bollwerk gegen 'Bolschewismus' und 'Rätediktatur'. Diese Abwehraufgabe hat sie nach Kräften erfüllt«. Der Kommentar ist nicht überflüssig.

Zu kommentieren ist die politische Sprache der SPD-Historiker und ihre Sprachlosigkeit vor dem Terror derer, die im roten Wedding 'nach Kräften' den 1. Mai ausbluten ließen. Es ist politische Sprache, wenn -Brandts Motto von der Einflußlosigkeit der früheren Arbeiterbewegung gegenüber der Geschichte folgend - die Geschichte fetischisiert wird: denn wie *»bricht* eine Revolution *aus«,* wenn sie kein Subjekt hat, keine Bedürfnisse zu verwirklichen sind, die Arbeiter nichts tun? Politische Sprache der Fetischisierung und Entmündigung ist es, wenn zu 'Geschichte' der 'dunkle Augenblick' assoziiert wird, denn die Geschichte hat keine hellen und dunklen Augenblicke oder Seiten oder Kapitel oder Stunden. *Geschichte,* das ist der komprimierteste Ausdruck für Praxis, Aktion, Versagen. Das Wort ist kein Selbstläufer und es bezeichnet keinen Selbstlauf. Was jeder vergißt, der von *seiner* Geschichte redet, gerade so, als gäbe es ein Privateigentum an Parzellen auf historischem Boden.

In der 1 at: weil die SPD *ihre* Geschichte schreibt, klammert sie gerade die *andere* Geschichte, die Geschichte der andern aus. Damit verzettelt sie die Geschichte zu Geschichten wie in 1000 und einer Nacht. Verhängnisvoll daran ist, daß man so Geschichten von der SPD erzählen kann, ohne über die KPD etwas sagen zu müssen. Daß man sich an Friedrich Ebert erfreuen kann, ohne das Kapital erwähnen zu müssen. Kurz: dieser SPD-Geschichte fehlt inzwischen chronisch, was überhaupt erst Leben in die Fakten bringt: der Widerspruch, der Antagonismus derer, die sie organisierte, der Klassenkampf, der Klassenkrieg. Politische Sprache der Desorientierung ist es, wenn in Helga Grebings »Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung« die »geschichtliche Vielfalt« als ein bloß zu ordnendes Chaos im Zettelkasten an die Stelle der *Dialektik* tritt. Die historisch-soziologische Folge der Vervielfältigung der Geschichte ist die These: »Natürlich ist 'Arbeiterbewegung' nicht in einem strengen klassen- oder auch nur schichtenspezifischen Sinne gemeint.«

Politische Sprache ist das Instrumentarium einer konzertierten Aktion, in der - paradox genug für Konzertiertes - Pluralismus gespielt wird. Als der Sozialdemokrat Detlef Lehnert in »forum ds« (2. Jg., H.3) über »SPD-Geschichte im Grundsatzstreit« schrieb und neben seiner Polemik gegen marxistische Geschichtsschreibung Sprachkritik übte, fuhr ihm Thomas Meyer (Friedrich-Ebert-Stiftung) sehr grundsätzlich (»Die Sozialdemokratie und ihre Geschichtsschreibung«, Jg. 3, H. 5) übers maul. Lehnert hatte das geflügelte Wort kritisiert, die SPD habe nach 1945 ihre marxistische Tradition aufgegeben: »Der darin enthaltene sprachliche Lapsus ist charakteristisch: Man kann seine eigene Parteitradition für die Gegenwart als politisch unwirksam erklären, sie also 'verdrängen' wollen -wie ein unliebsam gewordener Wohnsitz; 'aufgeben' läßt sich die geschichtliche Herkunft einer politischen Bewegung nun einmal nicht.« Meyers Antikritik benennt klar das 'Pluralismus'-Argument als Handhabe gegen historische Wahrheit. Wenn die SPD bisher keine systematische Parteigeschichte vorgelegt habe, dann möge man doch den Vorzug sehen in der Vergabe der Forschungsaufträge an die »normale Wissenschaft«: die (vermeintliche) Parteilosigkeit der Wissenschaftler (real ist die Wissenschaftslosigkeit der Partei) gewähre »für die historische Ebene jenen Interpretations- und Beurteilungsspielraum, der sich für die Gegenwartsarbeit mit den Stichworten 'Pluralismus' und 'innerparteiliche Demokratie' verbindet«. Die Praxis, die hieraus folgt, ist merkwürdig inkonsequent. Helga Grebings neues Buch »Der Revisionismus. Von Bernstein bis zum 'Prager Frühling'« nutzt die pluralistische Chance zur Flucht aus der Eindeutigkeit. Revisionismus sei, was Revisionismus nicht genannt werden könne, denn, was Revisionismus sei, könne 'nur wissen, wer den Ausgangspunkt der Revisionen, den Marxismus, klar identifizieren könne. Aber: » Einen authentischen Marx oder Marxismus gibt es so wenig, wie es Marx selbst bekannt*lich* daran gelegen war, als ein Marxist zu gelten. Es erscheint hingegen eher möglich, einen Pluralismus gelegentlich sogar miteinander konkurrierender Theoriekomplexe aus Marx' Denken diesem Denken adäquat herauszuinterpretieren... »

Nun gut. Aber wozu dann die ganze Aufregung, wenn die Marxisten mitkonkurrieren wollen? Wenn die Marxisten - dermaßen über die Unentscheidbarkeit der Wahrheit und Authentizität von Theorien belehrt -nicht den jeweils neuesten Revisionismus akzeptieren mögen? Aber so war es ja auch nicht gemeint. Nehmt nicht jedes Pluralismus-Wort als bare Münze! Helga Grebing dementiert sich nicht einmal, wenn sie, kaum macht einer Gebrauch vom Pluralismus, Ärger demonstriert. Ihre Kritik zieht sich L. Lombardo-Radice zu. Als »Provokation« prangert H. Grebing an, daß Lombardo-Radice eine Schrift »den 'roten Geschwistern' Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht und den 'weißen Geschwistern' Hans und Sophie Scholl, die für die Befreiung Deutschlands, für eine neue Welt gestorben sind« gewidmet hat. »Ist dies« - empört sich die Historikerin der Arbeiterbewegung - »ein Vorschlag für einen 'historischen Kompromiß' auf deutsch...?«

Nichts anderes als der Anspruch auf die Interpretationshoheit über die Geschichte der Arbeiterbewegung spricht hieraus, Monopolanspruch mit Pluralismussprüchen.

2. Über Kinder und Enkel der Revolution

Die SPD malt gegenwärtig in üppigen Farben an einem Geschichtsbild, in dem Kontinuität und Verweigerung des Erbes kurios verwechselt werden. In seinem gründlichen Werk »Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie« (1977) warnt D. Lehnert vor der Kontinuitätssucht der SPD, mit der Godesberg als Vollstreckung eines verdienten Erbes reklamiert wird. Geschichtsklitterung -so die Diagnose - sei es, wenn das Grundwerteprogramm der SPD in die »gesamte Parteigeschichte zurückprojiziert« werde, » um den 'Nachweis' der historischen Legitimität eben dieser heutigen politischen Plattform« zu erbringen. Aber welches Interesse besteht an den Mythen über das 20. Jahrhundert? Helga Grebings Buch schreibt der Waschzettel das Interesse zu, eine »eigenständige demokratisch-sozialistische Position zu begründen: eine Position, die nichts zu tun hat mit marxistischem Dogmatismus und volksfrontfreundlichem liberalistischem Opportunismus«. Wenn das Volk eine Front bildet, wird es auf diese Besserwisser nicht hören, denke ich.

Der ganze historische Streit um dei- Charakter der Sozialdemokratie und der deutschen Arbeiterbewegung ist kein Akademiker-Gezänk. Er hat sehr viel mit der Bildung zu tun, die zur Bildung einer Volksfront unabdingbar ist, nämlich mit der Fähigkeit, historische Prozesse anzueignen, zu analysieren und klug genug zu sein, Fehler nicht zu wiederholen. Die Geschichte der Arbeiterbewegung ist eine Prozeßinstanz für Kläger ,gegen den Kapitalismus und den Abbau von Freiheitsrechten durch die SPD, die einst von der SPD errungen worden waren. Es macht einen Unterschied, ob man wie Marie Schlei (»Freiheit-Gerechtigkeit-Solidarität« 1976) »eine der Freiheit der Arbeitgeber vergleichbare Freiheit auch für die Arbeitnehmer« will und deshalb die Parole ausgibt, »die SPD strebt ein Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital an«, oder ob man sich, wie viele Juso-Linke, in die Tradition der *marxistischen Sozialdemokratie* stellt. Der Unterschied wirkt sich weniger darin aus, ob die *Theorie* von einer marxistischen Tradition der SPD richtig ist und recht behält, sondern er wirkt praktisch. *Wenn* Godesberg ein Traditionspunkt und kein Bruch ist, dann war die SPD vor 1914 reformistisch -und die Trennung der kommunistischen Kräfte der Arbeiterbewegung konsequent bis heute. *Wenn* Godesberg kein Traditionspunkt, sondern ein Bruch ist, dann haben Alexander und Gesine Schwan (» Sozialdemokratie und Marxismus« 1974) einfach recht: »Die These, die im Godesberger Programm geforderte 'neue Wirtschafts- und Sozialordnung' meine in Wahrheit eine 'konsequent sozialistische' Ordnung ohne 'kapitalistische' Marktwirtschaft und Privateigentum an Produktionsmitteln, stellt ein Täuschungsmanöver dar.« Dann aber ist die Trennung sozialistischer Kräfte von der SPD überfällig. Um dieses Wenn-Dann kommt man beim Rechnen mit historischen Brüchen nicht herum.

Inzwischen hat die Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung klar erkannt, auf welche Nenner es ankommt. Das Ergebnis ist kontrovers, weil die Interessen an der Geschichte kontroverse Interessen an der Realität widerspiegeln. Kontrovers ist: Die Sozialdemokratie war schon immer eine reformistische Bewegung mit Phasen revolutionären Theoretisierens / Die Sozialdemokratie war die marxistische Partei der deutschen Arbeiterbewegung, und ihr Werk wird von der KPD/DKP bzw. SED fortgesetzt. Und kontrovers ist: Nur der Reformismus garantiert das friedliche Hineinwachsen der bürgerlichen Klassengesellschaft in den Sozialismus / Reform und Revolution bilden untrennbare Strategien einer politisch realistischen Arbeiterklasse. Schließlich ist kontrovers bis heute: Die Notwendigkeit des Sozialismus zu begründen ist eine Aufgabe moralischer Wertbegründung / Der Sozialismus ist historisch notwendig, weil die Massen notwendig für ihn kämpfen werden, und dieser Prozeß ist gesetzmäßig.

Die gegenwärtig repräsentative bürgerliche Parteigeschichtsschreibung der SPD kann Godesberg überhaupt nur als Höhepunkt einer kontinuierlichen reformistischpluralistischen Tradition anpreisen, weil sie die Geschichtskonzeption der marxistischen Sozialdemokratie verleugnet: die Geschichte hat keinen Sinn, kein Ziel, ist kein notwendiger Prozeß zum Fortschritt. Erkenntnisskeptizismus und geschichtspraktischer Opportunismus sind Zwillinge.

Aber die gegenwärtige halbweltweite Krise hat Impulse der Kritik auch für die Geschichtsschreibung ausgelöst. W. Abendroth stand mit »Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie« noch allein gegen breite Front. Seine Schüler G. Fülberth / J. Harrer (»Die deutsche Sozialdemokratie 1890 - 1933«, 1974) wurden noch von der Zunft gebannt in Dogmatismus .- und schlimmere Vorwürfe. Die »Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1863 - 1975« (Pahl-Rugenstein, 1975) lebt bereits vom Kollektiv von Marxisten und Sozialdemokraten. Und 1978 wiegen zwei wichtige Bücher die historische Vergeßlichkeit der SPD schon teilweise auf. B. v. Mutius' »Die Rosa Luxemburg-Legende. Band 1« (Marxistische Blätter) ist engagiert gegen die interessierten Mythen vom gegenrevolutionären Charakter der klassischen SPD, brillant gegen den Strich der akademischen Historie geschrieben. Seine These wird nur die schockieren können, die den Revolutionär mit Mackie Messer verwechseln.

Wie v. Mutius dokumentiert auch E.-U. Huster mit seinem neuen Buch »Die Politik der SPD 1945-1950« (Campus), daß empirische Forschung, historische Exaktheit und eine theoriegeleitete politische Perspektive keine Alternativen sein müssen. Wolf-Dieter Narrs Editorial argumentiert »Zur Kontinuität der verlorenen Chancen« und Huster zeigt den Mut des Verzichts auf Stereotypen: er fragt nicht nach Belegen für »positive oder negative Verfallstheorien« über die SPD, sondern »nach dem geschichtlich entwickelten und veränderbaren Beziehungsverhältnis zwischen den beiden widersprüchlichen Momenten sozialdemokratischer Politik«. Der Widerspruch klafft zwischen integrationistischer Anpassung und reformsozialistischer Kritik der Verhältnisse. Die Erkenntnis des Widerspruchs ist für den Historiker, der nicht nur Schausteller sein will, sondern 'organischer Intellektueller' (Gramsci) inmitten der politisch-praktischen Dialektik der Verhältnisse zwischen demokratischer Bewegung und bürgerlicher Monopolherrschaft, der Anfang zur Verschärfung des Widerspruchs.

Es kennzeichnet den miserablen Zustand SPdeutscher Zustände, wenn selbst der Versuch, den Popper-Boom der Machttechniker durch einen Hauch von Arbeiterbewegung, ein Stückchen Bernstein; zu brechen, zum Scheitern verurteilt war. Immerhin, Bernstein, Autor, der berüchtigten Parole von der Bewegung, die alles, und dem Endziel, das nichts sei. Doch beim Schmieden am status quo fasziniert die SPD-Führung auch die Bewegung nicht mehr. Stand früher die Frage, ob die Kinder oder erst die Enkel in den Genuß der Freiheit kämen, betrügt heute die regressive Utopie vom immer schon reformistischen Kurs der deutschen Arbeiterbewegung selbst noch die geopferten Kinder der Revolution um ihre historische Funktion.

Der deutsche Antifaschist Walter Benjamin hat in seinen » Geschichtsphilosophischen Thesen« Kontinuität und Bruch markiert: »Das Subjekt historischer Erkenntnis ist die kämpfende, unterdrückte Klasse selbst. Bei Marx tritt sie als die letzte geknechtete, als die rächende Klasse auf, die das Werk der Befreiung im Namen von Generationen Geschlagener zu Ende führt... Dieses Bewußtsein, das für kurze Zeit im Spartacus noch einmal zur Geltung gekommen ist, war der Sozialdemokratie von jeher anstößig... Sie gefiel sich darin, der Arbeiterklasse die Rolle einer Erlöserin künftiger Generationen zuzuspielen. Sie durchschnitt ihr damit die Sehne der besten Kraft. Die Klasse verlernte in dieser Schule gleich sehr den Haß wie den Opferwillen. Denn beide nähren sich an dem Bild der geknechteten Vorfahren, nicht am Ideal der befreiten Enkel. «

Helga Grebing

Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. dtv 1970

Helga Grebing

Der Revisionismus. Beck 1977

D. Lehnert

Reform und Revolution in den Strategiediskussionen der klassischen Sozialdemokratie. Neue Gesellschaft 1977

Alexander u. Gesine Schwan

Sozialdemokratie und Marxismus. Hoffmann u. Campe 1974

B. v. Mutius

Die Rosa Luxemburg-Legende. Bd. 1. Marxistische Blätter, DM 12,50

Geschichte der deutschen Sozialdemokratie

Pahl-Rugenstein, DM 12,80

E. U. Huster

Die Politik der SPD 1945-1950. campus, DM 16,80

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 51

Erich Fried

TABU

Was keiner
geglaubt haben wird
was keiner
gewußt haben konnte
was keiner
geahnt haben durfte
das
wird dann wieder
das gewesen sein
was keiner
gewollt haben wollte

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 52

Chup Friemert

Selbstverwirklichung. der Architekten als Denkmalbauer

Rezensionen

Heinz Geretsegger u. Max Peintner

Otto Wagner. Residenz, DM 69,00

Die Ankündigung verspricht das Standardwerk über den Wiener Baumeister Otto Wagner (1841-1918). Das Versprechen wird eingehalten. Standard liefern die Autoren, indem sie Baugeschichte und hier die Arbeiten von Wagner als Abfolge von Einfällen, die er in Entwürfe verwandelte, darstellen. Das Buch ist oft private Philosophie von Geretsegger und Peitner. Sie versuchen; Architektur als Kunst und den Architekten als Künstler zu retten. Sie meinen das zu erreichen, indem sie Bauwerke und Entwurfsprozeß mystifizieren. »Daß Bauwerke - auch heute noch in Zukunft - selbst Götter sind, ist dagegen durchaus denkbar, ähnlich wie die Hostie für den gläubigen Christen Gott *selbst* ist ...« (75).

Wenig von den Auseinandersetzungen der Zeit, wenig von den Diskussionen unter den Architekten der Jahrhundertwende, zu losgelöst die Anschauungen Wagners, nichts von den sozialen Prozessen, die Fragen der Stadtplanung überhaupt erst als dringliche aufwarfen. Das waren aber Probleme, mit denen sich Wagner befaßte. Er war eine widersprüchliche Figur. Oft kompromißlos und konsequent in seinen Entwürfen, teilweise verworren in den Ansichten. In seinem Buch »Die Großstadt« setzt er sich 1911 unter anderem mit dem Verhältnis von Architekt und Ingenieur auseinander und dem »Vampir 'Spekulation', der heute die Autonomie der Großstädte nahezu illusorisch macht« (28). Die Spekulation ist ihm Grenze bei der Stadtplanung. Aber auch andere Faktoren meint er zu erkennen. In seinen 1917 geschriebenen Tagebüchern kommentiert er: »Mit dem Tode des Thronfolgers (gemeint ist Franz Ferdinand, dessen Ermordung bekanntlich zum Anlaß für den Beginn des ersten Weltkrieges genommen wurde. Franz Ferdinand schätzte die Architektur Wagners nicht. - cf.) war, meiner Ansicht nach, für Österreich das größte Hindernis der letzten 15 Jahre für die Betätigung und Fortentwicklung der modernen Architektur überwunden« (22).

Als Architekt nimmt er an vielen Wettbewerben erfolgreich teil, betreibt zeitweise ein Büro mit 70 Mitarbeitern, leitet die Ausführung einiger wichtiger Bauten in Wien, die er entworfen hat. So das berühmte Postsparkassenamt, Donaukanalbauten, Mietshäuser, Kirchen etc.

Wagner fordert Kaiserdenkmal und Volkswarenhaus und betreibt makabre Eigenwerbung: »Gewiß haben es viele peinlich empfunden, daß die irdischen Überreste der Angehörigen unserer Dynastie in so unwürdiger Weise beigesetzt sind« (27). Er liefert den Entwurf für ein neues Kaisergrab gleich mit.

Vereinzelt finden sich in dem Buch Haltungen Wagners, aber sie sind nicht herauspräpariert. Die Autoren werden mit seiner Widersprüchlichkeit nicht fertig. Ihre erkenntnisleitende Frage ist zu personalistisch. Was an seinem Schaffen war so interessant, daß von einer Wagnerschule gesprochen wird, was verbindet ihn mit anderen Architekten und Künstlern, etwa mit Olbrich, der immerhin 5 Jahre lang sein Mitarbeiter war, was mit Klimt? Wieso arbeitet er in der Sezession? Ein Standardwerk, das diese Fragen nicht beantwortet, ist keines. Trotz neu benutzter Quellen, trotz der sehr gut und ausführlich dokumentierten Bauten und Entwürfe. Diese Dokumentationsarbeit bleibt allerdings das Verdienst der Autoren.

Richard Schneider (Hrsg.)

Berlin Denkmäler eine Industrielandschaft. Nicolai, DM 58,--

In dem Bildband finden sich zum Teil funktionslos gewordene, weil nicht mehr benutzte alte Industriebauten. In Zeiten, in denen industrielle Arbeitsplätze wegrationalisiert und verspekuliert werden, kann schon der dableibende Rest zum Denkmal werden. Aber nicht, wenn sogar Überlegungen, wie die Bauten im jetzigen Alltag Westberlins zu nutzen wären, fehlen.

Bei der vorliegenden Darstellung benutzter Industriedenkmäler verstärken sich meine Zweifel. Wieso wird die Gegenwart schon als Denkmal gedacht? Wieso soll man seiner eigenen Umwelt gedenken, anstatt sie zu ergreifen und zu verändern? Solch merkwürdige Einstellung zur Umwelt wird auch an der Art der Fotos deutlich. Fabrikräume werden ohne Arbeiter und Maschinen dargestellt, Fabrikhöfe nicht im Gebrauch, Bahnhöfe nicht unter dem Ansturm von benutzenden Menschen. Industrie- und Verkehrsbauten als Hülle. Es ist eine ästhetisierende Abstraktion des Fotografen, Manfred Hamm, die sich in seinen Bildern verwirklicht.

Industriebauten als Hülle hängt aber auch mit einem seltsamen Verständnis von Industrie zusammen. Schließlich existiert Industrie nicht ohne Arbeitende, Industrielandschaft nicht ohne Wohnungen, Straßen, Arbeiterhäuser, Gemeinschaftseinrichtungen und die Menschen.

Nur einmal versucht Kühne im Begleittext, an einem geschlossenen Industriegebiet in Westberlin, am Beispiel Von »Siemensstadt«, den Zusammenhang von Industrieanlagen und Lebensbereich anzudeuten. Der Versuch reduziert sich aber auf eine architektonische Charakterisierung. »Der unter der Leitung Hans Scharouns mit Beteiligung vieler bedeutender Architekten 19291931 gebaute, östlich an Hertleins Bauten anschließende Wohnbereich erweitert das Grundkonzept auf spannungsreiche Weise«. Nichts über die Absichten und Ziele von Siemen's Stadt, nichts über die Problematik von Werkssiedlungen, nichts von den Überlegungen zu Befriedung der Arbeiterbewegung. Architektur in Siemensstadt wird zum Darstellungsproblem des großen Kapitals: »Hertlein (- der Werksarchitekt von Siemens - C.F.) fand einen Stil, ... der entscheidend das bauliche Erscheinungsbild des Weltunternehmens Siemens geformt hat«.

Was ist mit solch einem Buch anzufangen? Architekten und Architekturhistoriker können die guten, wenn auch aus dem Gebrauchszusammenhang gelösten Fotos gebrauchen. Es ist sicher auch nützlich bei Überlegungen zur Denkmalspflege. Ansonsten wird es der Senat, der die laufende Vernichtung von Industriearbeitsplätzen zuläßt, sich nicht nehmen lassen, den Bildband, der die Berliner Realität » verkunstet«, zur Stadtwerbung zu benutzen. Ganz im Zuge der Konzeption, Westberlin zur »Kultur« – stadt zu machen.

Ich wünschte mir die Perfektion der Fotografie und des Drucks in einer kritischen Darstellung über die Industrie in Westberlin. Sie wäre sicher fähig, den Menschen Material zur Erkenntnis, zum Genuß und zur Veränderung zu bieten.

Roland G□ nter u.a.

Rom - Spanische Treppe, VSA, DM 16,80

Ein »alternativer Reiseführer« wird angekündigt. Die Autoren wollen mit der Untersuchung der Spanischen Treppe in Rom (gebaut 1721-1726) mehrere Ziele erreichen. Sie betreiben eine neue Art Kunstgeschichte, die empirische, aus der Sozialwissenschaft stammende Verfahren einbezieht. Der Architekturbetrachtung soll systematisch neben der Dimension »Rezeption« . diejenige der »Realisierung« beigegeben werden. Realisierung meint Nutzungsänderungen in der Lebensgeschichte eines Bauwerkes. Ihre Prämisse, den Gebrauch von Architektur zum Ausgang jeglicher Untersuchung und Wertung von Bauten und Stadtplanung zu machen, ist richtig. Auch so wird Kunstwissenschaft demokratisiert; präzise Forschungsarbeit gibt ihre Ergebnisse für alle in brauchbarer Weise frei.

Die Spanische Treppe wird vorgestellt unter den Fragen: Entstehung der Treppe, frühere Benutzung, physische Wirkungen,, gegenwärtige Aneignung durch Gebrauch und Perspektiven.

Der erste Teil »Wie die Treppe entstand« liest sich spannend wie ein Krimi. Ständige Auseinandersetzungen zwischen französischer Krone und dem Papst um die Fragen: Nach wessen Vorstellungen wird die Treppe gebaut? Wer bestimmt den Architekten? Wessen Macht soll sie darstellen? sind aufgezeichnet. Leider werden diese Machtkämpfe und Rivalitäten nicht interpretiert. Besonders materialreich und einleuchtend dokumentiert der Band, wie der Architekt Francesco de Sanctis von den Treppenanlagen des Ripetta-Hafens - die besonders bequem und dem Gebrauch angemessen waren - lernte.

»Welche Gruppen die Treppen in der Vergangenheit benutzten«: Material ist zusammengetragen, das Funktionsänderungen beweist. Ursprünglich von den Herrschenden zum Genuß und zur Repräsentation beschlagnahmt, ergreifen die Volksmassen die Treppe, und machen sie zu der ihren und geben »dem Raum das Leben« (90).

Die Untersuchung der gegenwärtigen Aneignung erschließt die Treppe als multifunktionale Architektur, als Bauwerk, das den verschiedensten Bedürfnissen Platz läßt, Aktivität fördert, Ruhe ermöglicht. Spontane Verhaltensweisen sind ebenso verzeichnet wie der »mafiaartig« organisierte Handel auf der Treppe.

Das Buch erweckt Neugier und das Bedürfnis, nach Rom zu fahren, um die Treppe zu erleben, die Untersuchung nachzuvollziehen. Also keine langweilige Untersuchung und nicht nur ein Reiseführer.

Ärgerlich hingegen ist der Umgang der Autoren mit der Sprache. Manche Teile des Buches erscheinen wie das Protokoll eines brainstormings, nicht genug strukturiert. Zwar hebt der Mangel nicht den Inhalt auf, aber die Sprache steht ihm auch nicht förderlich gegenüber.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 53

Jürgen Stahr

Kunst und Alltag

Rezension

Eckard Siepmann (Hrsg.)

Kunst und Alltag um 1900. anabas, DM 28,00

Im dritten Jahrbuch des Werkbund-Archivs beschäftigen sich rund ein Dutzend Historiker, Maler, Architekten und Designer auf sehr verschiedene Weise mit dem »Verhältnis von Kunst und Alltag um 1900« - so der Titel, dessen hoher Anspruch, von Holtfreters Umschlaggestaltung unterstrichen, allerdings vom Herausgeber Siepmann in Vor- und Nachwort auf den Begriff einer Materialsammlung zurückgeschraubt werden muß. Dennoch ergibt die Summe der Aufsätze und Diskussionsbeiträge, deren Spanne vom Korsett zum Werkswohnungsbau reicht, ein umfassendes, kritisch-klärendes Bild der vergeblichen Bemühungen, anstelle des Historismus des 19. Jahrhunderts eine der neuen, durch industrielle Serienproduktion geprägten gesellschaftlichen ‚Wirklichkeit entsprechende Produktgestaltung, Kunstproduktion oder auch nur Geschmacksrichtung (die Archiv-Autoren sind hier nicht ganz einig) zu entwickeln. Das Scheitern des damaligen Versuchs, im Monopolkapitalismus eine Synthese von Identifikation und Wahrhaftigkeit in und durch Gestaltung zu erreichen, wird im Jahrbuch beschrieben als Kontroverse von Jugendstil und Werkbund, im Zentrum steht dabei die Debatte zwischen van de Velde und Muthesius.

Der Vielzahl der Beiträge des Almanachs entspricht eine Vielfalt der vorgetragenen Meinungen. So geht der Architekturhistoriker Julius Posener der Frage nach, ob der Werkbund den Jugendstil auf dem Gewissen habe. Er plädiert auf Freispruch, da der Werkbund »nur die Gründe formuliert(e), warum der Jugendstil mit dem 'Maschinenzeitalter' und mit der bürgerlichen Kultur unvereinbar ist, warum er unwirklich war und in eine Sackgasse führen mußte. « Poseners Plädoyer für den Werkbund formuliert zugleich seine Hoffnung, daß eine Unvereinbarkeit auch der Sache des Werkbunds mit den Interessen der »Industrie« selbst gegenwärtig noch nicht endgültig ausgemacht sei. Wohl fürchtet Posener, daß die Umsetzung Muthesius' Forderung nach Kongruenz von äußerer Form und innerem Wesen heute wie damals verstellt sei, und zwar - so Posener -der industriellen Typisierung wegen, baut aber dennoch (bzw. wohl deshalb) in vorsichtigem Optimismus auf spätes Einsehen z. B. der Bauindustrie gegenüber der friedlichen Idee des Werkbunds.

Eher resignativ äußert sich dagegen Gert Seile in seinen Überlegungen » zur Genese und Funktion alltagsästhetischer Normen in Deutschland«. Seine Kritik »bürgerliche(r) Reformversuche der 'Produktkultur' zwischen 1898 und 1912« bleibt ohne mögliche Alternative und endet trotz Kapitalismus-Schelte ratlos im Nebel von Fragen, Vermutungen, Konjunktiven. Vielleicht liegt einer der Gründe für das unnötige open-end des Beitrags in der allzu großen Gewichtung seiner Ausgangsthese, der Kennzeichnung gegenwärtiger Alltagskultur als eines Systems der gesellschaftlichen Rituale. Ganz sicher aber hat Seile die Weiche von vornherein falsch gestellt, indem er - selbst einem Ritual folgend - mit seiner Verwendung des wertfrei erscheinenden, die angesprochene Problematik simplifizierenden Begriffs der » Produktkultur«, dem verbreiteten Gedankengang jener bürgerlichen Wachstums- und Technologiekritiker folgt, die in ähnlicher Weise wie Seiles irreführenden Ableitungen aus einer » Produktkultur«, negative Folgeerscheinungen zunehmender Industrialisierung als systemindifferent und global beschreiben. Tunix als hilflose Konsequenz.

Verbreitete Formen solcher Resignation beschreibt der Maler Milovan Stanic, der als Zeugen den verträumten Comic-Helden Little Nemo des »New York Herald« aus dem Jahr 1907 auftreten läßt. Einer, der sich fortwährend » im Irrationalen behaupten (will) angesichts seiner Verdrängung aus dem zweckrationalen Alltag«, aber es bestenfalls schafft, »diese Verdrängung in einem schlechten Sinn erträglich zu machen.« Little Nemo überzeugt Stank, daß um 1900 »die Entwicklung des Kapitalismus Dimensionen erweicht hat, die allen vorhergehenden Bewußtseinsformen widersprechen, und der Versuch, die Beunruhigung über diese neuen Wirklichkeitsstrukturen mit ästhetischem Schein der vergangenen Epochen abzufangen, nicht gelingen (kann).«

Eckard Siepmann, der im Vorwort die bunte Vielfalt der Beiträge einzuordnen sucht, sieht diesen Little Nemo nicht nur als Typ einer sozialen Ausbruchsbewegung von Teilen der bürgerlichen Jugend um die Jahrhundertwende. Wegen eines diagnostizierten »latenten Antikapitalismus, der sich selten zu politischer Bewußtheit weiterentwickelte«, meint Siepmann diesen Little Nemo wiederzuerkennen »in den Wüsteneien der fünfziger Jahre, erstmals sich politisch artikulierend in den sechziger, im Zeichen des Langen Marsches durch die Institutionen und des street fighting man, mit an den Rändern sich anschließender Fluchtbewegungen des Terrorismus und der neuesten Woge der Kritischen Kritik.«

Siepmanns Bogen von der gesellschaftlichen Situation Deutschlands um 1900, »in der (auch) ein neues Verhältnis von Kunst und Alltag den Anbruch einer neuen Phase des Kapitalismus signalisierte«, zu jenen von heute, »die an den

Ausprägungen eines die Sinnlichkeit und Identität zerstörenden Alltags verzweifeln und eine Alternative suchen«, weist auf die schichtenspezifische Aktualität des vorliegenden Jahrbuchs und der durch van de Velde wie Muthesius aufgeworfenen Fragen.

Einverständnis des Lesers bewirkt ein Blick vom Schreibtisch durch's Fenster auf die Gründerzeit-Bauten gegenüber: Dezentfarbig gehaltene Ziegelwand, strahlend weiß abgesetztes Gesims im Kontrast zu dunklem, schmiedeeisernem Balkongittergeranke in Art des Jugendstils, hinter gardinenbefreiten Fenstern schönes Wohnen mit Omas Vertiko, Hi-Fi und wucherndem Tropengewächs mit Ausnahme der Sansevieria und des Gummibaums, verschwunden mit Einbau der Zentralheizung, zusammen mit den ehemaligen Mietern aus der Arbeiterschaft. Unten vor der Haustür parken Mittelklasse-Wagen mit Fortschritt fordernden Polit-Aufklebern am Heck. - Die hier sichtbar werdende Irritation bürgerlich-intellektueller Mittelschichten und die heute wie damals davon gründlich wenig berührte Arbeiterklasse ergeben in noch andauernder Neuauflage die Widersprüche von Kunst und Alltag um 1978.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 54

Karl Pawek

Radikal und kritisch

Rezension

Rita Mae Brown,

Rubinroter Dschungel. Rowohlt, DM 16,80

Homoerotischen Geschichten haftet meist etwas Peinliches an, sie erinnern oft an Boudoir und 19. Jahrhundert, an violette Stores und schwüle Treibhausatmosphäre. Der ungeheure Anpassungsdruck, unter dem Schwule immer noch leiden, läßt homosexuelle Künstler häufig Zuflucht suchen in die einzig erfolgversprechenden Bereiche der Herrschaftskultur und zwingt sie zudem, ihre verdrängte Homosexualität zum zentralen Aspekt künstlerischer Wirklichkeitsbewältigung zu machen.

Ganz anders Rita Mae Brown: »Was ich schreibe, ist komisch. Wer so schreibt, ist gefährlich. Er reißt Grenzzäune ein.« Molly Bolt, die Heldin dieses autobiografischen Romans, ist lesbisch aus einem ganz einfachen Grund: Sex mit Frauen macht mehr Spaß. Sie haßt nicht die Macker und fürchtet sich auch nicht vor ihnen (dieses Proletariermädchen aus Pennsylvania fürchtet sich vor niemandem), und ab und zu überprüft sie ihre Entscheidung, probiert es mit einem Mann, was gar nicht zwecklos, nur unvollkommen ist..

Wer so lebt, ist gefährlich, da radikal. Rita Mae Brown sucht keine Schlupflöcher in der herrschenden Moral, bekämpft sie nicht aus einem Abhängigkeitsverhältnis heraus, sondern ignoriert sie schlicht. Das schafft zwar Unannehmlichkeiten, hält aber (psychisch) gesund.

Da ist es auch gar nicht verwunderlich, daß der Leser viel mehr über US-amerikanische Wirklichkeit erfährt als über Sexualität. Ein ungemein intelligentes, vergnügliches Buch.

K. P.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 54

Mutterliebe

Rezension

Kolmar, Gertrud, Eine jüdische Mutter. Kösel, DM 38,00

Gertrud Kolmar, 1943 im KZ umgekommen, wird immer wieder im Zusammenhang mit Else Lasker-Schüler genannt. Doch im Gegensatz beispielsweise zu deren Drama »Die Wupper« sperrt sich das Prosa-Werk Gertrud Kolmars einer Aktualisierung.

Ihre 1930/31 geschriebene Erzählung, die 1965 erstmals aus dem Nachlaß veröffentlicht wurde, mutet in Problematik und Erzählweise eher archaisch an: In spätexpressionistischen Bildern wird die Geschichte einer Mutter erzählt, die mit alttestamentarischer Strenge den Mörder ihrer fünfjährigen Tochter aufzufinden sucht; dabei werden ihr die Menschen ihrer Umgebung zum bloßen Medium für die Erfüllung dieses Rachegedankens. Als ihr Geliebter diesen Vorrang durchschaut und sich von ihr trennt, begeht sie Selbstmord.

M. B.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 54

Karl Pawek

Vorknast

Rezension

Peggy Parnass, Prozesse. Zweitausendeins, DM 17,90 (636 S.!)

Auf Anhieb wußte keiner im Verlag, wie lange eigentlich schon die Peggy Parnass für KONKRET schreibt. 10 Jahre? Seit jeher? Während ungezählte Glanz- und Schlußlichter verglommen, der Verlag pleite ging und völlig neu - nicht nur was das Niveau betrifft - wiedergeboren wurde, schrieb Peggy Parnass ihre schon berühmten Gerichtsreportagen und viele andere Beiträge, nicht weniger lesenwerte. Aber identifiziert wird sie immer nur mit ihren Berichten aus den Schreckensstrafkammern der bundesrepublikanischen Justiz, und viele Leser lieben sie für diese Berichte. Was nicht überraschen sollte.

Denn bei allen in linken Medien veröffentlichten Theoriediskussionen, in brillanten Analysen und Schmähungen steht zwar immer der Mensch im Mittelpunkt des Interesses, der Mensch als Gattungswesen allerdings: Peggy hingegen schildert die einzelnen Opfer und ihre, nur durch eine Gerichtsschranke von ihnen getrennten Täter. Und Peggy räsoniert nicht im Schreiben, sie kämpft. Meist ohne jede Distanz zu den Personen und Geschehnissen leidet sie mit, haßt, bewundert und verachtet sie. Ihre Reportagen rufen jene in Erinnerung, die oft nur abstrahierte Gegenstände linker Analysen sind.

Ihre gesammelten Gerichtsreportagen liegen nun in einem gewichtigen Buch vor. Übrigens sind alle Stellen, die in der KONKRET-Redaktion - aus welchen Gründen auch immer - gestrichen wurden, kenntlich gemacht. K.P.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 54

Karl Pawek

Kindheit auf sardisch

Rezension

Gavino Ledda, Padre Padrone. Benziger, DM 28,80

Ich habe selten ein so schönes, beeindruckendes, ermutigendes Buch gelesen wie Leddas 'Mein Vater, mein Herr'. Es erzählt die Geschichte des Hirten Gavino, der von seinem Vater aus der ersten Volksschulklasse heraus in die Einsamkeit und Wildnis der sardischen Berge verbannt wird, sich abrackern muß mit den Tieren, dem steinigen Boden, der nie den bürgerlichen Firlefanz der 'Kindheit', dafür die brutale ohnmächtige Strenge seines Vaters, des Patriarchen, erfuhr, zum Militär flieht, um etwas zu lernen, und bei aller Demütigung doch nie zum Opfer wird. Er nutzt seine Zeit als Soldat, arbeitet wie ein Besessener, holt Schulabschlüsse nach, befreit sich von dem allmächtigen geschundenen Vater und ist heute -es handelt sich um eine Autobiografie - Professor für Linguistik an der Universität von Sassari.

Eine Aufsteigersaga also? Meinetwegen mag man es so nennen, den sich an einzelnen Proleten, Landarbeitern abzeichnenden Aufstieg einer Klasse mittels ihrer überlegenen Intelligenz, ihres Willens, ihrer Kraft und weil ihre Zeit im Anbruch ist. Dieses Buch, das in Italien ein Bestseller ist und zugleich mit dem bedeutendsten Literaturpreis, dem Premio Viareggio, ausgezeichnet wurde, dürfte auf viele Leser in der BRD befremdlich wirken und ist sicher ein Ärgernis für jene Jungintellektuelle, die -ohne je auf Widerstand gestoßen zu sein - ihre vermeintliche Souveränität als Entwurzelte zelebrieren. Denn Ledda erzählt sein Leben - übrigens in einer Sprache, deren Einfachheit, Schlichtheit den Artisten, Dichter erkennen läßt - mit archaischer Naivität und schert sich nicht um die jüngsten Erkenntnisse der Pädagogik, Psychologie. Er jammert nicht über Autorität und Unverständnis, klagt nicht an, sondern kämpft. (Ich weiß, diese Haltung kann auch eine faschistische Mentalität erzeugen, doch nur, wenn der Befreiungskampf vergeblich bleibt.)

Das Buch könnte Anlaß sein, unserer ehemals fortschrittlichen Erziehungsdiskussion neue Impulse zugeben, doch entscheidender noch: 'Padre Padrone' ist als literarisches Werk von einer Größe und Wucht, die an Zola erinnert und - im Westen meines Wissens erstmals -ahnen läßt, welche Klarheit, Menschlichkeit und Nützlichkeit Werke des sozialistischen Realismus einst erreichen werden.

K. P.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 55

Max von der Grün

Ein Chilene in Berlin glaubt an die Zukunft

Rezensionen

Antonio Skármeta,

Nixpassiert. Luchterhand, DM 12,80

Antonio Skármeta,

Ich träumte, der Schnee brennt.

Luchterhand, DM 32,00

Im Jahre 1973 wird der erste freigewählte Präsident Südamerikas, Allende, durch einen Militärputsch gestürzt und getötet, wenn nicht mit Hilfe, dann aber doch mit Wissen des amerikanischen CIA.

Tausende werden verhaftet, werden heute noch in Lagern festgesetzt, es gab Morde, Folterungen, es gibt sie heute noch, wie wir wissen. Tausenden aber gelang auch die Flucht aus Chile in andere Länder, die sie als Flüchtlinge aufnahmen, so auch kamen welche in die Bundesrepublik Deutschland.

Sie kamen mit ihren Frauen und ihren Kindern. Sie kamen in ein Land, dessen Sprache sie nicht sprachen, das ihnen kaum Arbeit bot, eben weil sie die Sprache nicht verstanden, es waren natürlich überwiegend Intellektuelle, Freischaffende, also Angehörige geistiger Berufe und Künstler.

Ein Junge nun erzählt seine Erlebnisse in der Stadt Berlin, wohin es seine Eltern nach der Flucht aus Chile verschlagen hat, erzählt von seinen Freundschaften und seinen Liebschaften und vom Leben in der Schule und im Elternhaus.

Kinder finden sich schneller in einer fremden Umgebung zurecht, passen sich schneller einer Gemeinschaft an, weil für sie die Welt noch nicht problematisiert ist und sie erlernen schneller die fremde Sprache durch das Spiel.

Der junge Chilene ist Fußballer, er spielt Mittelläufer, und weil er eisenhart ist, fliegen natürlich die gegnerischen Stürmer längs auf den Rasen, die gegnerischen Spieler werden dann sauer und beschimpfen ihn und er wehrt sich mit den Worten: »Nix passiert«. Das sind seine ersten deutschen Worte und, das Wort sollte ihm seinen Namen geben und so heißt auch das Buch von Antonio Skármeta.

Es ist ein Genuß, dieses Buch zu lesen, es ist witzig und spritzig zugleich, auf schelmische Art erzählt der Junge sein Leben in Berlin und von den Anweisungen der Eltern: Nicht auffallen, nicht klauen, keinen Streit anfangen, denn sie sind nur Gast in diesem Lande und sie können beim geringsten Vergehen wieder des Landes verwiesen werden. Den Lebensunterhalt verdienen sich die Eltern mit Spanischunterricht.

Aber die Welt eines Heranwachsenden sieht anders aus, er braucht Freunde, und es ist bezeichnend für die gesamte Situation, daß »Nixpassiert« nicht von deutschen, sondern von griechischen Kindern deutsch lernte, eine herrliche Szene, als »Nix passiert« in die Wohnung dieser griechischen Familie kommt, alle liegen nackt und schlafend auf ihren Betten: Vor Freude berauscht über den Sturz des Obristenregimes in Athen.

Pfiffig erzählt »Nixpassiert«, was Berlin von Chile unterscheidet, frech und voller Scham erzählt er die erste Liebesgeschichte mit einer Plattenverkäuferin in einem Geschäft am Kurfürstendamm, aber dann naht das Uriheil: Als er mit seiner Freundin daherspaziert kommt, steht eine Gruppe deutscher Jungen da und feixt das Liebespärchen an. Als er antwortet, merken sie, daß er Ausländer ist und die Auseinandersetzung wird ruppig, handgreiflich, und siehe da> » Nixpassiert« hat einen der deutschen Jungen krankenhausreif geschlagen. Aber schon am nächsten Tag meldet sich Michael, der große Bruder des Ko-Geschlagenen. Er meldet sich am Telefon, Michael fordert den Chilenen zum Kampf, die Vorgeplänkel finden tagelang am Telefon statt, Michael hat ein Motorrad, » Nixpassiert« fürchtet sich vor der Kraft des wesentlich Älteren, aber eines Tages nimmt er den Kampf auf, er fährt mit Michael auf dem Rücksitz zu einem Trümmergrundstück und der Kampf beginnt nach Regeln wie früher bei einem Duell. Keiner wird Sieger, keiner Verlierer, nach dem Kampf vertragen sie sich und werden Freunde, so sehr, daß Michael sich für die chilenischen Probleme zu interessieren beginnt. Aber die erste schmerzliche Erfahrung: Seine erste Freundin hatte ihn »verraten«, denn sie gab ja Michael die Telefonnummer. Immer diese Weiber.

Aber bald findet » Nixpassiert« eine neue Freundin, das Mädchen ist in seiner Klasse, er betet sie an, und endlich hat er Gelegenheit, sie näher kennenzulernen, dehn ihr Vater ist Genosse und er besucht mit seiner Angebeteten eine chilenische Demonstration.

Ich könnte nun wahllos das Buch aufschlagen und daraus zitieren, um vielleicht zu demonstrieren, wie schnoddrig wohltuend da erzählt wird, die Welt eines Kindes (immer noch Kindes) plastisch wird, das zwar Sehnsucht nach Chile hat, trotzdem die Realitäten einschätzen kann um zu wissen, daß die Rückkehr wird lange auf sich warten lassen, deshalb muß man sich mit dem Land, mit der Gesellschaft, die einem Exil gewährt, arrangieren, notgedrungen. Und er gewinnt diesem Exil sogar noch gute und auch schöne Seiten ab. Ein Lebenskünstler.

Aber nirgendwo fehlt der ernste Unterton, er wird dann am sichtbarsten, wenn »Nixpassiert« von der Familie erzählt, den Sorgen seines Vaters, den Mühen seiner Mutter und dem »Vielfraße, wie er seinen jüngeren Bruder bezeichnet. Da steht täglich die Hoffnung zum Greifen in der Wohnung, daß man bald wieder nach Chile zurückkehren wird, die Nachrichten über Chile in den Zeitungen werden gefressen, die aus Radio und Fernsehen verschlungen, und dann wieder die Enttäuschung, daß doch alles beim alten geblieben ist. Jedes Gerücht ist eine Hoffnung, das Wort Chile allein ist schon wie Religion. Wie müssen diese Menschen ihr Land lieben, nicht, weil es, wie »Nixpassiert« öfter bemerkt, in Berlin eigentlich immer nur dunkel ist, die Sonne fehlt, er lehnt in den Schulpausen immer an der Wand und saugt die Sonne in sich ein. Es ist ein menschliches Buch, und auch wenn der Verlag es unter der Rubrik Kinder- und Jugendbücher laufen läßt, so meine ich, daß es jedem Erwachsenen gut täte, dieses Buch zu lesen; es ist menschlich, lebensbejahend, schnoddrig und ernst zugleich. Und es ist in einer Weise informativ, daß ich aus den Erzählungen des Jungen mehr über Chile erfahren habe, als ich je aus Zeitungen erfuhr, weil er nämlich von den Menschen in seiner Heimat erzählt, wie sie leben, lebten, leben wollen, vom Hunger und der Not in diesem Land, daß die Milch, die Allende in den Schulen kostenlos verteilen ließ, für viele seiner Schulkameraden wie ein Geschenk aus dem Schlaraffenland in ihre Hände fiel.

Kein Buch, das sich in Gejammer erschöpft, mit Nachtrauern begnügt, das Buch hat Wärme und ist optimistisch im Sinne von: Glaube an die Zukunft. Aber du mußt auch selbst für diese Zukunft etwas tun, nicht andere über dich verfügen lassen.

Von Antonio Skármeta erscheint in diesem Herbst noch ein Buch mit dem Titel: » Ich träumte, der Schnee brennt.« Es ist die Geschichte eines Jungen, der im Jahre 73 sein Heimatdorf verläßt, um ein großer Fußballstar zu werden. Es ist die Zeit vor dem Putsch gegen die Volksfrontregierung Allende. Und aus diesem Buch erfahre ich von diesem Land, was ich in keiner deutschen Zeitung zu lesen bekam, nämlich von den Menschen dort, denen Allende tatsächlich so etwas wie ein Erlöser geworden ist, ein Befreier.

Ein geradezu poetisches Buch, ein sinnliches und zärtliches zugleich. Und doch, voller Zorn und Schmerz.

Es ist gut, daß es noch solche Bücher gibt, die einem die Freude am Lesen erhalten und stärken.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 56

Lottemi Doormann

Kein Wegs zurück

Rezension

Anja Meulenbelt,

Die Scham ist vorbei. Frauenoffensive, DM 20,00

Ehrlich gesagt hatte ich überhaupt keine Lust, dieses Buch zu lesen. Ein 300-Seiten-Wälzer mit Kapitelüberschriften wie »Einen Strich unter den Bruch ziehen«, »Alle Frauen sind lesbisch außer denen, die es noch nicht wissen«, »Am Scheidenweg«, da war ich gleich angewidert, Schotten dicht und nichts mehr hören und sehen von dieser verdammten Frauen-Nabel-der-Welt – Schau. Hab' sowieso keine Zeit, dachte ich, während ich mißmutig begann, in dem Text herumzublättern, nachts um halb 2 – und hörte nicht mehr auf, erst neugierig, dann wie gebannt, bis es Morgen wurde.

Anja Meulenbelt, Holländerin, erzählt eine »persönliche Geschichte«, die sehr lang und sehr kompliziert ist. Wie sie sich - gezwungenermaßen - auf den Weg machte, auf den Weg zu sich selbst. Die Stadien: *Ausverkauf der Träume* (Teil I), *Die sexuelle und andere Revolutionen* (Teil II), *Eine öffentliche Frau* (.Teil III).

Schwanger mit sechzehn. Eine Ferienbekanntschaft aus Österreich, Toni. Wegmachen geht nicht, sagt die Mutter. Schluß mit der Schule. Das Gefühl, daß es ganz schön ist, von zu Hause wegzukommen. »Eine diskrete Hochzeit«. Und dann der graue Alptraum, eingesperrt in einer ausweglosen Ehe, Streit, Depressionen. Armin, das Baby, das sie liebt. Einmal als sie aus dem Haus ist, schlägt Toni das Kind blau. Sie will weg, egal wie.

Die Bruchstücke ihrer Vergangenheit trägt Anja Heftchen um Heftchen zusammen, während sie mit Hans, der so verständnisvoll ist, und Armin, inzwischen in der Pubertät, Urlaub macht in Gordes. Spannungen mit Hans, fröhliche Freß- und Saufabende mit den Freunden aus Amsterdam, Schwimmen mit Armin, Wie-soll-es – weitergehn-Gedanken - »ein Stück Gordes an den Bruchstellen« ihrer Geschichte:

»Mein spezieller Zyklus von jeweils drei Jahren. Der Bruch meiner Schwangerschaft - weg aus meinem Milieu: Drei Jahre Ehe. Bruch. Drei Jahre Jonas. Bruch. Drei Jahre sexuelle Befreiung und Max. Dann wieder ein Bruch, nach David. Dann die Frauenbewegung. Und dann ein Bruch nach Anna. Immer wieder von vorne anfangen, immer wieder das Erlebnis, daß mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden ist. Zurück auf LOS. Ziehe keine zweitausend Mark ein.«

Zuerst das Studium. Was für ein Schritt aus dem Elend. Jugendarbeit. Politische Gruppen. Die Gewerkschaft. Und Männergeschichten zuhauf, Zeit der vorgegaukelten Befreiung. Auf der Suche nach einem Mann, mit dem das geht: lieben, arbeiten, sprechen, eine gemeinsame politische Perspektive, wirklich zusammenleben. Nicht die Rolle der treusorgenden abhängigen Ehefrau oder der spannenden selbständigen Freundin, die beide gegeneinander ausgespielt werden, sondern ein ganzer Mensch sein können, wo frau nicht mehr aufgespalten wird in verschiedene Bedürfnisse der Männer. Die trostlose Einsamkeit gerade dieser Frauen, die an die Möglichkeit gleicher befreiender Beziehungen zwischen Männern und Frauen geglaubt haben, an jene euphorischen Momente der Zärtlichkeit und Phantasie in der Liebe mit Männern - die sich dann aber rüde davonstahlen, weil es so nicht gemeint war.

»Haltet die Erde an«, schluchzt Anja, »ich will absteigen«.

Einer Schlafspritze der Schönen Melusine der einzige Ausweg? oder Frauen, sozusagen als »zweite Wahl«?

Anja Meulenbelt wird Feministin, Mitinitiatorin der »Femsoc«-Gruppen, »die von Feminismus und Sozialismus ausgehend arbeiten«. Sie schreibt engagierte Artikel, wird bekannt. »Es ist kein Zufall, denke ich später, daß ich erst für die Frauenbewegung empfänglich wurde, als ich nichts mehr zu verlieren hatte ...Ich habe lange Widerstand geleistet. Die Illusion genährt, daß ich dem Schicksal meiner Mutter entkommen könnte, indem ich mich nicht an die Normen der Ehe anpaßte. Mein Versuch, mich individuell zu emanzipieren; mußte mißlingen ...« Janis Joplin's Lied »Freedom's just another word for nothin' Ieft to lose« wird zum Symbol für eine Bewegung, die auch Beziehungen neuer Art hervorbringen will. Anna. Erst Rivalin, dann Leidensgefährtin, Freundin, Vertraute, schließlich Geliebte. Mit der Trauer um sie beginnt das Buch, mit ihr endet es. Nichts bleibt nach außer der Erkenntnis, daß es einen »Weg zurück« nicht gibt, und der heißt für Anja Meulenbelt »Zurück auf LOS«. '

Ich bin enttäuscht zum Schluß, das gebe ich zu, die Faszination ist verpufft, leergelaufen, meine Neugierde hatte mehr erwartet. Trotzdem, das Buch ist eine unter die Haut gehende Bestandsaufnahme dessen, was es bedeutet, eine Frau zu sein

in der kapitalistischen Hälfte der Welt, die anders als patriarchalisch unterdrückerisch - teile und herrsche - gar nicht funktionieren kann. Ich will nicht leugnen, daß ich die noch verbliebenen patriarchalischen Verhaltensmuster in der anderen (sozialistischen) Hälfte dagegen vergleichsweise gering einschätze. Frau lese z. B. Maxie Wanders »Guten Morgen, Du Schöne«, und sie wird verstehen, was ich meine.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 56

Ganz schön objektiv

Rezension

Richard Friedrich,

Das große Buch der Dritten Welt.

Ensslin & Laiblin, DM 26,00

Diejenigen, die hierzulande in den Medien mit zynischer Unverfrorenheit ihre »Informationen« über das Geschehen in der sogenannten »Dritten Welt« fabrizieren - von »Welt« und »Spiegel« bis »Weltspiegel« -verlassen sich dabei auf die Früchte ihrer Arbeit: auf die Unformiertheit der Bundesbürger über das, was da tatsächlich vor sich geht in der Dritten Welt.

Der Ensslin und Laiblin Verlag in Reutlingen bietet jetzt Abhilfe an, einen »Schlüssel zum Verstehen der Weltprobleme«: »Das große Buch der Dritten Welt« von Richard Friedrich. Ein Jugendbuch. Und deshalb tatsächlich ein »wichtiges Buch über diese brisante Thematik«, zumal es sich mit über 300 Seiten und mit recht ansprechender Aufmachung als ideales Geschenkbuch anbietet.

Friedrich weiß interessant zu erzählen und vermittelt eine Menge nützlicher Fakten, man merkt, daß er sich jahrelang als Journalist mit den Problemen der Dritten Welt befaßt hat. Und man merkt vielleicht auch, daß auch er sich auf die Früchte seiner Arbeit (s.o.) verläßt. Die meisten seiner Leser allerdings werden es wahrscheinlich nicht merken. Und das macht dieses Buch gefährlich. Mit vielen interessanten Geschichtchen und einer Fülle von Informationen verbaut Friedrich seinen Lesern den Blick auf die eigentlichen Ursachen der Problematik Dritte Welt - bzw. den Blick auf deren Verursacher.

Dabei ist Friedrich nicht so ungeschickt, dieses Thema einfach auszuklammern; und was »in politischen Diskussionen« behauptet wird, nämlich »die Dritte Welt sei in Wirklichkeit ein Tummelplatz westlicher Ausbeuter und Betrüger - zahlreiche Wörter mit -Ismus am Ende fallen ...« , das wird nicht einfach als Blödsinn, sondern - verständnisvoll - als »Halbwahrheit« abgetan: »Aber die in Modegekommenen Selbstanklagen über die Schuld der Weißen sind trotzdem fehl am Platze. Die Weißen haben ... erst den Geist der Freiheit gesät ...« Da ist auch Lenins Imperialismustheorie nicht falsch, sondern eben nur halbwahr, doch »die Wahrheit ist: Nicht der Kapitalismus hat all das Ungemach des Kolonialzeitalters heraufgeführt, sondern die Überlagerung kapitalistischer Prinzipien durch die mittelalterlich-feudale Vorstellung, daß erweiterter Landbesitz erweiterter Reichtum bedeute.« Wer überlagert da bei United Fruit eigentlich immer noch so mittelalterlich feudal??

Mit dieser zugegebenermaßen geschickten Methode kann es sich Friedrich erlauben, allen unbequemen Fragen, die auftauchen könnten, den Wind aus den Segeln zu nehmen. So entsteht ein richtig objektives und gar nicht unkritisches Buch. »Das Thema Südafrika ist dafür ein Beispiel. Es bewegt die Öffentlichkeit vieler Länder aus humanitären Gründen, denn es soll keine Diskriminierung Andersfarbiger durch staatliche Gesetze geben. Die mit diesem Gesetz verbundenen Grausamkeiten sind verabscheuungswürdig. Daß es vielen Schwarzen in Südafrika immer noch besser geht als in einem der benachbarten Frontstaaten des Schwarzen Afrika, sollte allerdings nicht verschwiegen werden. Soweto ist ein Schandfleck, die Slums anderer afrikanischer Großstädte sind es ebenso und noch weit mehr...« oder: »Die Apartheid ist sicherlich keine Lösung für die Probleme eines modernen Staates, in dem neben rund vier Millionen Weißen 20 Millionen Schwarze leben. Die Einführung der Demokratie nach englischem Muster -one man, one vote - ist auch keine Lösung. Wen sollten die Schwarzen zur Verwaltung des Industriestaates, der ihnen Arbeit gibt, wählen?« Wer da immer noch nicht davon überzeugt sein sollte, daß Demokratie für Neger und andere von Natur aus dumme Menschen nur Unglück bringen würde, der wird auf die Situation im New Yorker Stadtteil Harlem verwiesen - »dort wird jedermann deutlich«, was passiert, wenn solchen Menschen das allgemeine Wahlrecht zugestanden wird. Dabei läßt Friedrich sehr wohl durchblicken, daß auch die Menschen der Dritten Welt lernfähig sind und in der Lage, Fehler der eben genannten Art zu korrigieren. »Anfang 1978 hat die Chilenische Militärregierung des General Pinochet eine Volksabstimmung durchgeführt, die ihr mit einem hohen Stimmenanteil das Vertrauen aussprach. Bei der Auszählung waren Priester, Journalisten und Menschen aller Gesellschaftsgruppen zugelassen ...« Na bitte!

»Dieses informative Sachbuch will Begeisterung, Verständnis und Engagement wecken ...«

Heil Pinochet?

PS.: Betrifft den ersten Satz dieser Besprechung: Richard Friedrich hat jahrelang den Hamburger Schulfunk und die »Abende für junge Hörer« mitgestaltet ...

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 57

Günter Amendt

Nichts Neues an der Sexfront

Rezensionen

Wenn der Autor eines Sexualaufklärungsbuches ohne mit der Wimper zu zucken sein eigenes Buch empfiehlt, dann kann man über mangelnde Bescheidenheit, Überheblichkeit und dergleichen ins Sinnieren geraten. Man kann auch das empfohlene Buch (erneut) studieren und sich die Frage stellen, wieso fast zehn Jahre nach Erscheinen des Buches auf dem sexualpädagogischen Sektor kaum etwas Nennenswertes veröffentlicht wurde, was die Bedeutung der »Sexfront« schmälern würde. Dann ist man vom Autor weg und mitten in der sexualpädagogischen und sexualpolitischen Situation der BRD.

Sah es für einen Augenblick so aus, als würden Bücher wie »Sexfront« überflüssig und ersetzt durch eine systematische Sexualaufklärung in den Schulen, so ist heute, mehr als zehn Jahre nach der Sexualkampagne der antiautoritären Schüler- und Studentenbewegung, der totale Stillstand im sexualpädagogischen Bereich zu konstatieren. Das gibt den 'alten' Sexualaufklärungsbüchern, die ich bereits vor mehreren Jahren empfohlen habe, neue Bedeutung.

Sowohl **Sexualinformationen für Jugendliche** von B. Cleassons wie Antje Kunstmanns **Mädchen** mit dem ausgespuckten Untertitel **Sexualaufklärung emanzipatorisch** sind überarbeitet und aktualisiert worden und zählen nach wie vor zu den Standardwerken einer fortschrittlichen Sexualerziehung.

Auch Sexfront wurde aktualisiert, mit neuen Fotos, einem neuen Comic und einem Adressenteil versehen sowie neu gebunden. Damals, unmittelbar nach Erscheinen des Buches, stellte das Sozialministerium Rheinland-Pfalz einen Indizierungsantrag bei der »Bundesprüfkammer für jugendgefährdende Schriften«. Der Antrag wurde abgewiesen und damit festgestellt, Sexfront ist nicht jugendgefährdend und nicht pornographisch.

Heute, bei MÄRZ/2001 erscheint die Auflage 200.-210.tausend, erhebt der Staatsanwalt beim Landgericht Frankfurt Anklage gegen die Verleger wegen Verbreitung der »Sexfront«. Begründung: »Das Buch ist sowohl pornographisch als auch schwer jugendgefährdend.«

Ein guter Werbegag für die Neuauflage, mögen Zyniker denken. Ein erschreckendes Indiz für die allgemeine Disziplinierung, denke ich.

Selbstverständlich hatte keines der hier empfohlenen Bücher jemals die Chance, als Schulbuch anerkannt zu werden. Unter dem Titel **Betrifft: Sexualität** hat Peter Figge et al. Materialien zur Sexualerziehung herausgebracht, die, bewußt für den Schulgebrauch entworfen, die Diskussionen der letzten Jahre berücksichtigen. Den Autoren, fast alle erfahren in der Praxis des Schulalltags, ist es gelungen, das Konzept einer emanzipatorischen Sexualerziehung didaktisch zu zerlegen und damit brauchbar für den Schulunterricht zu machen. Im Unterschied zu jedem Buch, und sei es noch so fortschrittlich und als Medium durchdacht, ist diese Materialsammlung für den kollektiven Gebrauch durch Schüler, Eltern und Lehrer konstruiert und damit offen für Ergänzungen und Veränderungen. Deshalb kann ich hier getrost auf eigene Fragen und Einwände verzichten. Die Sammlung ist unangreifbar, weil sie jederzeit Einwände und Fragen aufgreifen kann, unangreifbar unter der Voraussetzung, daß man durch Diskussionen hervorgerufene Veränderungen und Einstellungsänderungen überhaupt für wünschenswert hält.

Das Konzept berücksichtigt wie kein anderes das im Urteil des BVG zur schulischen Sexualerziehung hervorgehobene Toleranzgebot und Indoktrinationsverbot.

Niemand wird sich wundern, daß die Materialsammlung unter massivem Beschuß steht. Das Gutachten, mit dem die » Aktion Jugendschutz« versucht, die Materialien für den Schulgebrauch verbieten zu lassen, verdiente zur Erheiterung hier abgedruckt zu werden. Aus ' Platzgründen läßt sich das Gutachten der Professorin Dr. Elsbeth Fend-Engelmann jedoch nur in zwei Worten klassifizieren: Dumm und frech. Am Ende ihres Ausflusses gibt Frau Elsbeth bekannt, daß sie gemeinsam mit Studenten prüfen wolle, wie die Materialmappe Betrifft: Sexualität beim - ich zitiere - » Schülergut« ankomme. Eine Überprüfung am gesamten Menschenmaterial der BRD sollte folgen.

Das Aufklärungsbuch **Auch fummeln muß man lernen** von Eva Jaeggi entstand aus einer Artikelreihe der DGB Jugendzeitschrift 'ran'. Als Zeitschriftenserie, die hohe Wellen schlug, auf begeisterte Zustimmung stieß wie auf empörte Ablehnung, war Eva Jaeggis Arbeit ein hervorragender wissenschaftlich fundierter und zugleich populär umgesetzter Beitrag zur Sexualaufklärung. Als Taschenbuch zusammengefaßt, wirkt das Buch in jeder Hinsicht dünn. Der Verlag hat die Eigenart eines Buches unterschätzt. Der Leser einer Zeitschrift ist bereit, auf gewisse Details und erschöpfende Informationen zu verzichten zugunsten eines jeweils abgerundeten Artikels. Bei einem Buch ist solche Nachsicht

unangebracht, hier wäre es Aufgabe von Verlag und Autorin gewesen, fehlende Informationen nachzuliefern, das Buch abzurunden.

Sexualerziehung hat dort einzusetzen, wo Kinder Fragen stellen. Die jeweiligen Bezugspersonen sollten in die Lage versetzt werden, diese Fragen wissenschaftlich, dem Alter des Kindes entsprechend, zu beantworten. So einfach sind die Prinzipien der Sexualerziehung. Der Streit also, ob Eltern oder Schule oder sonstwer »zuständig« seien für die Sexualerziehung von Kindern und Jugendlichen, ist pädagogisch uninteressant und nur für die von Bedeutung, die Erziehung als Instrument der Herrschaftsausübung nicht aus der Hand geben wollen.

Zu den Büchern, die Eltern qualifizieren und in Text 'und Bild auf die Wahrnehmungen und Verständnismöglichkeiten von Kindern eingehen, gehört Bo Jarners Fibel **Wie ich ein Schwesterchen bekam**. Problematisch ist jedoch bei diesem wie bei anderen skandinavischen und teilweise auch holländischen Aufklärungsbüchern eine bestimmte Gebärpropaganda, die nach meiner Auffassung nicht auf die Verhältnisse in der BRD zu übertragen ist. So wird in den meisten dieser Bücher die Anwesenheit des Vaters bei der Geburt des Kindes propagiert. Zwar sind mir keine systematischen wissenschaftlichen Untersuchungen bekannt, die gegen diese » Geburtsmethode« sprechen, trotzdem habe ich aufgrund von Einzelbeobachtungen Zweifel, ob man mögliche psychosexuelle Folgen dieser »Methode« so einfach ignorieren kann. Diese »Methode« setzt im übrigen eine hohe Sensibilität gegenüber der Vorgeburtsphase, der Geburt selbst und den Jahren der frühen Kindheit voraus, die mit Sicherheit in der bundesrepublikanischen Gesellschaft nicht vorhanden ist.

Ähnliches gilt auch für die an sich einleuchtende Methode der sanften Geburt, die hier und da propagiert wird. Anstatt das Kind mit einem Schlag in die Welt zu entlassen, gleitet es sanft im engen Hautkontakt und angenabelt an die Mutter ins Leben. Auch hier wird dem Geburtsvorgang eine Aufmerksamkeit geschenkt, die zwar wünschenswert ist, jedoch dem herrschenden gesellschaftlichen Bewußtsein nicht entspricht. Solche Geburtspropaganda überspringt die aktuellen gesundheitspolitischen Forderungen der BRD Gesellschaft: Erweiterter Mutterschutz, Arbeitsplatzgarantien, Kinderkrippen und -gärten usw. Solange die Rate der Kindersterblichkeit eicht wenigstens auf das Niveau der Republik Cuba, auf das Niveau eines sozialistischen Entwicklungslandes also, gedrückt ist, wird die Propaganda solcher Geburtsmethoden zur hippiesken Ideologie, die denen vorbehalten bleibt, die das Kinderkriegen und die Aufzucht von Kindern quasi berufsmäßig in einer geschützten Familienenklave betreiben. Wer kann das schon?

Amendt, Günter, Sexfront, März/2001

Claessons, B, Sexualinformationen für Jugendliche, Neue Kritik

Kunstmann, Antje, Mädchen, Sexualaufklärung emanzipatorisch, Frauenbuch-Verlag

Figge et al., Betrifft: Sexualität, Westermann

Jaeggi, Eva, Auch Fummeln muß man lernen, ran Buch 5

Jarner, Bo, Wie ich ein Schwesterchen bekam, Quelle und Meyer

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 58

Jugend oder Klasse?

Rezension

Jugendliche im Großbetrieb. Beiträge des IMSF 5. Institut für Marxistische Studien und Forschungen, DM 20,00

Das gewerkschaftliche und politische Bewußtsein arbeitender Jugendlicher ist Gegenstand der jüngsten Untersuchung des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen. Untersucht wird nicht □ Jugend□ an sich (als Subkultur oder Phase auf dem Weg zum 'Erwachsensein `), sondern Jugend als die Altersstufe des Menschen, in der er □ objektiv die größte Offenheit gegenüber möglichen sozialen Funktionen und Verhaltensweisen und die größte Möglichkeiten zum Weiterführen der gesellschaftlichen Entwicklung besitzt.

Befragt wurden Jugendliche in einem chemischen Großbetrieb im Ruhrgebiet: Großbetrieb, weil hier die gesellschaftlichen organisierten Produktionsprozesse ihre derzeit im Kapitalismus entwickeltste Form angenommen haben; chemischer: Großbetrieb, weil gerade die chemische Industrie ein breites Instrumentarium betrieblicher Sozialpolitik entwickelt hat, um die Beschäftigten auch subjektiv an das Unternehmen zu binden und die Entwicklung von Klassenbewußtsein zu erschweren. Damit wollen die Autoren 'optische Täuschungen', hervorgerufen durch ein besonders kämpferisches Bewußtsein, weitgehend ausschließen.

Die Verfasser gehen davon aus, daß eine gesellschaftliche Wirklichkeit, in der die Konkurrenz begleitendes Moment der Kooperation der Lohnarbeiter ist, nicht nur mit Notwendigkeit spontane Kritik an diesen Zuständen, sondern mit Notwendigkeit auch spontane Illusionen produziert. In der Lage des Lohnarbeiters liegen spontane Grundlagen für Klassenbewußtsein wie für bürgerliches Bewußtsein. Also sind die spontanen Anschauungsweisen der Arbeiter notwendigerweise widersprüchlich.

Diese widersprüchlichen Einstellungen und Haltungen der Jugendlichen, ihr widersprüchliches Bild der Gesellschaft, nehmen eine zentrale Stellung in der vorliegenden Arbeit ein. Es entsteht ein äußerst differenziertes Bild des Bewußtseins junger Arbeiter.

Wer - angeregt vielleicht durch das Wählerverhalten der Jugendlichen bei den diesjährigen Wahlen - meint, daß die Entwicklung von Bewußtsein - sprich: Klassenbewußtsein - eine notwendige Voraussetzung für (Ver-) Änderung der Verhältnisse in diesem Land ist, der sollte sich mit den Ergebnissen dieser Arbeit vertraut machen. Fehleinschätzungen und daraus resultierende Fehler in der politischen Arbeit können -wenn auch nicht vermieden - so doch vermindert werden.

-

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 59

Martin Walser

Über den Leser - soviel man in einem Festzelt sagen soll

1. Warum liest man überhaupt?

Weil die Großmutter aufgehört hat zu erzählen; sei es, weil sie tot ist oder sich endgültig vor dem Fernsehapparat eingerichtet hat. Warum richte ich mich nicht auch endgültig vor dem Fernsehapparat ein? Weil es mir auf die Dauer zu anstrengend ist, so passiv zu sein. Ist das nur eine Papierblüte, daß das Passivsein, also das Nichtstun anstrengend sei, oder steckt etwas dahinter? Wenn das Bewußtsein oder die Seele oder der Geist - egal wie wir unsere innere Unruhe nennen -, wenn diese imaginäre Wesensmilch längere Zeit nicht selber brodeln darf, wird sie sauer. Unser Bewußtseinsseelengeist will ja selber ein Film sein, der andauernd läuft, und er geht einfach ein, wenn er längere Zeit bloß dem Beschuß oder Genuß fix und fertiger Außenfilme ausgesetzt ist. Wird also die Seele oder das Bewußtsein beim Lesen aktiver als beim Filmanschauen? Ja, weil das Geschriebene unfertig ist und von jedem Leser erst zum Leben erweckt und dadurch vollendet werden muß; kein bißchen anders als die Notenschrift des Komponisten durch den Sänger, den Pianisten undsoweiter. Der Leser ist vergleichbar eher dem, der musiziert als dem, der Musik hört. Der Leser braucht die gleichen Voraussetzungen, die der Musizierende braucht. Ich spreche nicht von Bildungsquanten. Wie klänge ein Schubert-Lied, wenn der, der es singt, nichts hätte als eine Stimme und eine Ausbildung, von dem Unerträglichen aber, gegen das diese Lieder geschrieben wurden, hätte er keine Ahnung! So wenig genügt es, lesen gelernt zu haben, um Kafka lesen zu können. Wer, zum Beispiel, unter Umständen lebt, die ihn über seine Lage hinwegtäuschen, liest nicht. Wer glaubt, nichts mehr zu fürchten und nichts mehr zu wünschen zu haben, kann ganz sicher keinen Kafka mehr lesen. Wer zum Beispiel glaubt, er sei an der Macht, er sei oben, er sei erstklassig, er sei gelungen, er sei vorbildlich, wer also zufrieden ist mit sich, der hat aufgehört, ein Leser zu sein. Der geht wahrscheinlich in die Oper. Wer aber noch viel zu wünschen und noch mehr zu fürchten hat, der liest. Lesen hat keinen anderen Anlaß als Schreiben. Auch das Schreiben findet statt, weil einer etwas zu wünschen und zu fürchten hat. Lesen und Schreiben wären also eng verwandt? Es sind zwei Wörter für *eine* Tätigkeit, die durch die unser Wesen zerreißende Arbeitsteilung zu zwei scheinbar unterscheidbaren Tätigkeiten gemacht wurde. Also weil einem fehlt etwas schreibt er und weil ihm etwas fehlt, liest er? Wenn der Leser nicht die gleichen Erfahrungen gemacht hat, die der Autor gemacht hat, sagt ihm das Buch nichts, es ist tot für ihn. Man sagt dann, er kann mit dem Buch nichts anfangen.

Ein Buch, das dem Wünschen und Fürchten von sehr vielen Menschen entspricht, mit dem schon sehr viele Menschen etwas anfangen konnten, ist, zum Beispiel, Robinson Crusoe. Jeder will weit fort und es soll letzten Endes doch gut ausgehen. Die Wirklichkeit macht meistens nicht mit. Sie vereitelt unseren Wunsch, unseren Anspruch, unser Recht. Auf diese Vereitelung, auf dieses Dreinpfuschen der Wirklichkeit antwortet jedes Buch. Man nennt den Wunschcharakter, den diese Antwort annimmt, Fiktion.

In der Fiktion bestreiten wir der Wirklichkeit ihr Recht, in unsere Erwartungen hineinzupfuschen. Man muß es hundertmal sagen, daß das Schreiben nicht Darstellen ist, nicht Wiedergeben ist, sondern Fiktion, also eo ipso Antwort auf Vorhandenes, Passiertes, Wirkliches, aber nicht Wiedergabe von etwas Passiertem.

Deshalb ist Lesen auch nicht Zurkenntnisnehmen, sondern Entgegnung. Der Leser antwortet. Er antwortet mit seinem eigenen Wünschen und Fürchten. Er antwortet auf die Fiktion des Schreibens mit SEINER Fiktion. Der Leser potenziert also die Fiktion. Erst in ihm entfaltet also die Fiktion ihre Protestkraft, Kritikkraft, Wunschkraft. Auch ein Buch, das kein happy end hat, zeigt durch seine Stimmung, daß es lieber gut ausginge; daß es den Zustand beklagt, der zu diesem unhappy end führte; daß es eine Wirklichkeit wünscht, in der das Ende glücklich wäre. Ich kenne nicht ein einziges Buch, in dem ein unglückliches Ende bejubelt wird, in dem der Schreiber sich glücklich zeigt über das unglückliche Ende, das seine Geschichte unter den herrschenden Umständen nehmen mußte.

Das ist das Gemeinsame: Leser und Schreiber wünschen ein besseres Ende jeder Geschichte, d.h. sie wünschen, die Geschichte verliefe überhaupt besser. Nur wenn die große und ganze Geschichte besser verläuft, können die unzähligen einzelnen Lebensgeschichten besser ausgehen. Leser und Schreiber sind also uneinverstandene Leute. Leute, die sich nicht abgefunden haben. Noch nicht. Hätten sie sich abgefunden, wären sie zufrieden mit sich und allem, würden sie nicht mehr lesen und schreiben, sondern gingen andauernd in die Oper.

2. Es war sehr schön bei Karl May

Allmählich bildete sich in uns das ungeheure Vertrauen in den guten Ausgang. Fast ein Anspruch. Alles muß gut ausgehen. Wir haben einen Anspruch darauf. Seit Kindheit und Karl May. Wir lassen uns durch kein Gegenbeispiel belehren. Es wird schon recht werden. Davon kann es allerdings noch ziemlich hart hergehen. Das wissen wir auch von Karl May.

Manchmal scheint auch Winnetou, unsere letzte und reinste Rettungsfigur, nicht mehr helfen zu können. Dann bleibt nur noch Gott. Die Superfigur. Auch eine reine Literatur- und Lesefrucht. Religion ist ja die erste Literatur überhaupt. Sie ist die Gründung der Fiktion. Was wir als Literatur haben, ist bastardisierte Religion. Gott mit allem Drum und Dran ist ja nichts anderes als unsere erste Antwort auf unsere Hilflosigkeit, Hilfsbedürftigkeit. Deshalb haben wir ihn ausgestattet mit Allmacht, Allgegenwart, Unsterblichkeit. Eben mit allem, woran es uns permanent fehlt. Aber es spricht für uns, finde ich, daß wir Gott so GUT geschaffen haben. Und daß wir den Teufel mit ein bißchen weniger Attraktion und mit ein bißchen weniger Kraft ausgestattet haben als Gott, spricht auch für uns. Für uns Schriftsteller, bzw. Menschen.

Der Mensch ist prinzipiell ein Schriftsteller. Und ein Leser. Ein Leser ist ein Schriftsteller, der seine Bücher nicht schreibend, sondern lesend hervorbringt. Dafür gibt es viele Gründe. Aber den Leser für keinen Schriftsteller zu halten, wäre genau so unsinnig wie einen Betenden nicht für fromm oder religiös zu halten, bloß weil er zum Beten einen Text benutzt, der von einem anderen entworfen wurde. Wenn schon Unterschiede sein sollen, könnte man vermuten, der, der Gebettexte liefert, und nur mit *eigenen* Texten betet, sei weniger fromm oder religiös als der, der sein Gebet mit fremdem Text verrichtet.

Als Kind lernt man lesen, beten, schreiben. Manche verlernen das nicht mehr, sie können bis ins Alter lesen, beten schreiben. Manche können, sobald sie im Sattel sitzen, weder lesen, noch beten, noch schreiben. Sie können gerade noch in die Oper gehen. Am liebsten gleich nach Salzburg.

Ich will positiv bleiben. Ich bin ein Opernliebhaber. Ich will in der Nähe Karl Mays bleiben, in der Nähe des Alten und des Neuen Testamentes, in der Nähe meiner Kindheit. Manchmal kommt es mir vor, ich hätte in meiner Kindheit fast ununterbrochen gelesen. Das kann nicht stimmen, da ich ja fast andauernd in die Kirche mußte, um laut mitzusingen und zu beten. Und andauernd in die Schule. Und andauernd in den Jungvolk-Dienst. Und andauernd gab es irgendwelche Arbeiten zuhause. Daß ich trotzdem den Eindruck habe, ich hätte ununterbrochen gelesen, mußte daherkommen, daß das Lesen, wenn ich das Buch aus der Hand legen mußte, in mir weiterging. Wenn einmal die Unruhe in uns angestoßen ist, bedarf es schon brutaler Gewalt oder Sättigung, um sie wieder zum Stillstand zu bringen. Wenn man einmal den moralischen Verführungen der Karl May- oder Bibeltexte verfallen ist, ist die Wirklichkeit nur noch das Gelände, das die Ansprüche zu erfüllen hat, die in uns menschlich-schüchtern schlummerten, durch Bücher geweckt wurden, durch Bücher firm wurden, Selbstbewußtsein bekamen und dann auf Verwirklichung drängen.

Wenn etwas so wäre, wie es sein sollte, hätten wir den Mund immer nur zum Essen aufgemacht. Wir haben aus Not den Mund zum Beten aufgemacht. Der Leser ist ein Nachkomme des Beters. Der Leser ist ein Beter, der weiß, daß Gott seine Schöpfung ist, nicht umgekehrt.

Der Leser bleibt allerdings insofern selber kindlich, als er über Wünschen und Fürchten nie souverän wird. Der Leser tendiert sozial. Er will mit seinem Fürchten und Wünschen nicht allein sein. Es wäre nicht auszuhalten. Der Lesende tauft sich mit Geschichte, firmt sich mit Utopie. Die wichtigste Frage, wer er sei, läßt sich nicht nur von Eltern, Schule, Kirche, »Bild«-Zeitung und Staat beantworten. Diese Antworten lassen mehr als einen Wunsch offen. Er fühlt sich nicht entdeckt von seiner Umwelt. Die wollen von ihm nur, was sie brauchen können. Es ist aber mehr als seine Brauchbarkeit. Er ruft die Geschichte an. Seine Patrone sind Josef in Ägypten, der verlorene Sohn, Winnetou, Sigismund Rüstig, Robinson Crusoe, Wilhelm Tell, Raskolnikow. So, jetzt steht man schon anders da. Jetzt soll die Welt kommen. Man hat einen Wert. Im Verein mit Josef, Winnetou, Robinson und Raskolnikow ist man jemand. Das werden die eines Tages zugeben müssen. Die eine Klopstock-Ode, in der Zürichsee, den man nie gesehen hat, angesungen wird, verleiht der eigenen inneren Stimme Festigkeit, Glanz und eine nie mehr zu befriedigende Äußerungslust. Man möchte sich andauernd in diesen hohen Singsprechton hinaufschwingen. Lasset uns singen, lasset uns lesen. Das gibt einen Ton, mit dem die immer beharrungssüchtige Gegenwart, die immer konservative Wirklichkeit nicht fertig werden wird. das wollen wir hoffen. Ich nehme den Trompetenton zurück und sage realistischer: Wenn ich, ein Leser, alles zur Kenntnis nehme, ohne etwas zu tun, -was ist dann Lesen?

3. Eine aktuelle Aufgabe ausgesprochen für Leser

Ich meine Deutschland. Wir sind, nach meiner Meinung, aus den Epochen heraus, in denen Katastrophen ausschlaggebend sein dürfen. Wir können schon den versuch machen; uns zu wehren. Wir müssen nicht hinnehmen, was passiert ist. Aber gelingen kann uns die Gegensteuerung gegen etwas, was aussieht wie Schicksal, nur, wenn wir fähig sind, uns mit dem Gang der Geschichte selbst zu verbünden: wenn wir fähig werden, den historischen Prozeß für uns arbeiten zu lassen. Dazu müssen wir uns ihm fügen, ihm dabei aber unser Interesse gewissermaßen einflößen. Der von Unbelehrbarkeit strotzende

Slogan der Adenauer-zeit hieß Wiedervereinigung`. Der historische Effekt diese konservativen Slogans war Verhinderung, Polarisierung. Die DDR hat zur selben Zeit in der Ulbricht-Vision des Stalinismus das getreue Verbindungspendant geliefert. Aber wir haben nicht den Prozeß der DDR zu betreiben, sondern unseren eigenen. 'Wiedervereinigung', das hieß, das Rad hätte zurückgedreht werden müssen. Leser wissen, daß es an jedem unerträglichen Punkt der Geschichte nur eine Lösung gibt: weiter! vorwärts! Inzwischen spricht man von zwei Deutschländern. Auf beiden Seiten. Daß es diese zwei Länder gibt, ist das Produkt einer Katastrophe, deren Ursachen man kennen kann. Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte - so schlimm sie zuletzt verlief - in einem Katastrophenprodukt enden zulassen. Und wer von ' Wiedervereinigung` spricht, zementiert die Spaltung. Was also sonst?

Hier kommt nun mein Vertrauen in das historische Bewußtsein, das ich im Leser beheimatet sehe. Wenn wir alle nur noch wissen, was wir aus dem aktuellen Fluß der öffentlichen Meinung wissen, dann sind wir bald nur noch eine Art greller Lämpchen, deren Licht und Farbe die Mächtigen jeweils zur Illuminierung ihrer Interessen bestimmen. Wenn jemand von 1955 bis 1975 das deutsche Problem nur als Konsument der sogenannten Medien wahrgenommen hat, dann wartet er heute, wenn er sich konservativ informiert hat, in einem gotischen Kyfthäuser-Gewölbe auf den ehernen Wiedervereinigungstag oder er ist, wenn er sich liberaler orientiert hat, bereit, für immer als narkotisierter Pragmatiker um eine offene Wunde herumzutänzeln.

Mein Leser, wenn es ihn gibt, hält es für unerträglich, daß Deutschland in DDR und BRD auslaufen soll. BRD und DDR können aber über ihr jetziges Un-Verhältnis nur hinauswachsen, wenn unser historisches Bewußtsein ein Bedürfnis nach Überwindung des Un-Verhältnisses zeitigt. Wenn es den Machern des Aktuellen gelingt, in uns das Bedürfnis nach Deutschland zum Erlöschen zu bringen oder wenn es ihnen gelänge, dieses Bedürfnis auf ein Deutschland wie gehabt zu dressieren, dann werden BRD und DDR tatsächlich unsere Geschichte beschließen.

Aber ich glaube, es existiert ein historisches Bedürfnis, das Katastrophenprodukt zu überwinden. Und ich glaube, dieses Bedürfnis kann tradiert werden. Ich könnte nicht einen einzigen praktischen Schritt nennen zur Überwindung des tragikomischen Un-Verhältnisses zwischen den beiden Deutschländern. Aber ich spüre ein elementares Bedürfnis, nach Sachsen und Thüringen reisen zu dürfen unter ganz anderen Umständen als denen ich als Leser teilgenommen habe. Sachsen und Thüringen sind für mich weit zurück und tief hinunter hallende Namen, die ich nicht unter »Verlust« buchen kann. Nietzsche ist kein Ausländer. Leipzig ist vielleicht momentan nicht unser. Aber Leipzig ist mein. Und ich war noch nie in meinem Leben in Leipzig. Aus meinem historischen Bewußtsein ist Deutschland nicht zu tilgen. Sie können neue Landkarten drucken, aber sie können mein Bewußtsein nicht neu herstellen. Dazu war ich zu lange Leser. Ich weiß, was gelaufen ist, bis es zu so etwas wie Deutschland kam. Ich weigere mich, an der Liquidierung von Geschichte teilzunehmen. In mir hat ein anderes Deutschland immer noch seine Chance. Eines nämlich, das seinen Sozialismus nicht von einer Siegermacht draufgestülpt bekommt, sondern ihn ganz und gar selber entwickeln darf und eines, das seine Entwicklung zur Demokratie nicht ausschließlich nach dem kapitalistischen Krisenrhythmus stolpern muß; dieses andere Deutschland könnte man, glaube ich, heute brauchen. Die Welt müßte vor einem solchen Deutschland nicht mehr zusammenzucken.

Und doch ist es im Augenblick reine Utopie. Mein deutsches Wort für Utopie ist Wunschdenken. Aber wir sind verantwortlich dafür, daß es Wunschdenken bleibt und dann eine wirkliche Chance hat im Jahre 1999 oder 2099. Wir, das sind die Leser, die Leute, die dieses Bedürfnis *noch* kennen, die gegen die »Wiedervereinigung« sind *und* gegen das Verdrängen. Der historische Prozeß richtet sich nach dem Bedürfnis. Ja, er entsteht sogar aus ihm. Also liegt es wirklich an uns. Allerdings an uns allen.

Wir alle haben auf dem Rücken den Vaterlandsleichnam, den schönen, den schmutzigen, den sie zerschnitten haben, daß wir jetzt in zwei Abkürzungen leben sollen. In denen dürfen wir nicht leben wollen. Wir dürften, sage ich mir vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offen halten.

Wenn ich eine Deutsche Akademie wäre, würde ich die Lyriker der Nation einladen, eine Nationalhymne zu verfassen, die nicht Traumtänze auf erobertem oder zu eroberndem Boden aufführt, sondern Raum entwirft, geistigen Raum bereitet für seine Entwicklung der beiden Deutschländer zueinander. Eine solche Hymne würden wir nicht nur gern lesen, sondern vielleicht sogar gern singen. Und jetzt schließe ich doch mit dem Satz mit dem ich vorher schon schließen wollte: Wenn ich, ein Leser, alles zur Kenntnis nehme, ohne etwas zu tun, was ist dang Lesen?

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 62

Andreas Reimann

Was geht mich das noch an

Respektlose Anmerkungen des DDR-Lyrikers Andreas Reimann zu neuen Gedichtbänden aus der BRD

Immer diese Frage, die Neugier artikuliert oder lässige Ablehnung, und die ich mir nun nach der Lektüre etlicher in der BRD geschriebener Gedichte wiederum stelle ... Die Schwierigkeit ihrer Beantwortung resultiert aus der prinzipiellen Unterschiedlichkeit der Haltungen von DDR- und BRD-Lyrikern: Auch bei uns werden enttäuschte Erfahrungen und Desillusionierungen nicht mehr sorgsam aus dem Gedicht ausgeschlossen, aber ich glaube, den meisten von uns ist einfach die im Gedicht kaum motivierte Resignation jüngerer bundesrepublikanischer Dichter fremd:

»was bin ich da als losgelassenes Lied mit gesprungenen Lippen und geröteten Augen ...« (Hugo Dittberner)

Aber vielleicht kämen auch mir die Tränen, wenn ich angesichts einiger Bäume solche Minderwertigkeitsgefühle hätte ... Freilich sind die Bäume in zitiertem Text immermal wieder Sinnbild der Größe und Stärke; und das war schon bei den Romantikern eine Klischee-Methaper. (Alles neu macht der Mai 68). Jörg Fauser wird da schon zeitgenössischer hilflos: *»was ist Leben am Ende als ein Tropfen in der Kanüle«.* Nun, auch damit kann man kokettieren, wie sich ja Ernst S. Steffen in seinen durchaus präzisen Gefängnis-Gedichten ebenfalls nicht einmal die Frage stellte, ob er vielleicht mitverantwortlich für seinen Zwangsaufenthalt war. Selbst Nicolas Born, der doch nicht unbedingt unter Kraftlosigkeit leidet, konstatiert nur noch passiv:

»Was angeschaut werden kann, ist längst geschehen, und irgendein Ich verbraucht die Preise . . . «

Ich gestehe, daß derartiges mich etwas müde macht. Mein Versuch, über junge westdeutsche Lyrik zu schreiben, wird also nicht objektiv sein können, da ich in einem anderen Staat lebe, in dem wir versuchen, Probleme dialektisch, also Widersprüche als lösbar anzusehen.

2.

Gewiß sind mir aus persönlichen Gesprächen, aus Funk und Fernsehen die Zunahme von Entfremdungserscheinungen im westlichen Ausland bekannt, aber gerade deshalb verschreckt mich bei diesen Gedichten der geringe Widerstandswille bzw. die penetrante Hilflosigkeit ihrer Autoren. Der häufige Gebrauch des Wortes »Scheiße« (siehe z.B. Renate 'Rasp, Michael Guselmeier, Godehard Schramm) ist noch keine Protesthaltung, sondern kann auch ein Abfinden mit dem Zustand sein, den es benennt. Diese Lethargie kommt etwa folgendermaßen angelahmt:

»ganz normale Tage
die tun
nicht mal richtig weh« (Peter Paul Zahl)

oder, durch das Erinnerungsvermögen des Autors ein wenig lebendiger:

»Als gäbe es das nicht mehr, dieses: Und jetzt
erst recht! Aber es gibt doch den Mißmut
in diesem Gedicht. Ja, diesen Mißmut gibt es.« (Born)

Was bei der Beat-Generation noch kraftvolle Wut und leidenschaftlicher Ausbruch war, ist nunmehr von Tränen verwässert, bestenfalls eben mißmutig, und selbst die vielbeschworene Sexualität strotzt lediglich vor Apathie: »Das gelegentliche Gefícke«, heißt es bei Born, und Theobaldy scheint sich ebenfalls vor echten Emotionen etwas zu fürchten:

»Und vermisse dich, die ich liebe,

vielleicht mehr
als uns lieb sein kann. «

Jörg Fauser wiederum klagt:

»Die geht nie hinter mir her,
vielleicht sollte ich
hinter ihr hergehn.
Statt dessen lieg ich da ...«,

Und Günter Herburger träumt davon, das echte deutsche Männchen zu sein:

»... und das hat mir Kraft gegeben
Ausdauer und Mut bis sie gebettelt hat
das wollte ich hören genau das
denn es kommt nicht oft vor
daß so eine ihr Mißtrauen verliert
und mir gehört. «

Gewiß sind diese Urteile zu absolut, da es ja durchaus eine Anzahl von guten Gedichten in den Bänden dieser entsagenden Generation gibt, aber die Überzahl von Laschheiten, Geschwätzigkeiten, Privatanektodischem und Professionskoketterien, der erschreckende Mangel an Zorn machen es mir schwer, nicht zornig zu werden. Wenn freilich beispielsweise Theobaldy die Frage »Ob Gedichte überhaupt wichtig sind?«, damit beantwortet: »Solange sie gelesen werden, sind sie wichtig! « , kann er natürlich auch bedenkenlos Wegwerf-Gedichte machen und brauchte eigentlich keineswegs gegen Wegwerf-Mentalität zu polemisieren, da jeder Wohlstandsmüll-Produzent die Wichtigkeit seiner Ware auch damit begründen kann, daß sie gekauft wird.

Glücklicherweise sind Theobaldys Texte immer noch besser als seine theoretischen Äußerungen, da er in den Gedichten wenigstens versucht, sich gesellschaftlicher Wirklichkeit zu stellen. Und deshalb ziehe ich seine Arbeiten dann doch den literarisch anspruchsvolleren eines Michael Krüger vor, weil Gedichte, fast ausschließlich über das Gedichte-Schreiben meditierend, kaum gesellschaftliche Relevanz besitzen. Das ist Selbstverständigungs-Literatur, wie wir sie auch in der DDR vorfinden und die ich nur sehr begrenzt akzeptiere, da eigentlich ein Autor nicht darstellen muß, wie er um ein Werk »ringt?«, sondern lieber das Werk vorlegen sollte. Langatmige Angeberei mit dem eigenen Beruf ist freilich auch leichter zu verfertigen, als ein Gedicht, das gesellschaftliche Stellungnahmen provoziert:

»Vor mir die Unendlichkeit des weißen Papiers,
berichtest du, schreibe ich mir auf, für später. Für die Arbeit an einem Gedicht über das Schreiben
von Gedichten.«

heißt es bei Krüger. Ähnliches findet man auch bei Brinkmann, Born u.a. en masse.

Dies ewige Gerede über die eigene Berufung ist das peinliche Nebenprodukt, das sich bei der dringend notwendig gewordenen Besinnung auf die eigene Individualität ergab: der Einzelne verteidigt sein Ich gegen die Gesellschaft, findet sich selbst also wieder wichtig. Daß die Ergebnisse dieser begrüßenswerten Bemühungen nicht überzeugen, liegt aber daran, daß das Ich sich nicht als zoon politikon zu begreifen vermag, wodurch die Mitteilung privater Kümmernisse kaum etwas über das Elend der Gesellschaft aussagt: sie bleibt Nachricht, die einer Hochzeitszeitung anstehen mag, da selbst die in den Texten vorkommenden Personen so oberflächlich beschrieben sind, daß man sie persönlich kennen muß, um zu wissen, wieso sie in die Literatur geraten sind.

So zeugt die Einsicht, daß ein Gedicht nicht am Schreibtisch entsteht, sondern dem Autor passieren muß, immer noch keine brauchbaren Ergebnisse, weil die Nachvollziehbarkeit einiger *Fakten* unmöglich ist.

Und damit ist es eigentlich notwendig, festzustellen, daß es sich in diesen Texten vorrangig um Egozentrismus und Narzißmus statt um Selbstbewußtsein handelt, ja, daß die Gruppe wesentlich mehr einer durchschnittlichen Rock-Formation, in der jedes Mitglied anonym bleibt, ähnelt, denn einer Jazz-Band, in der jeder wirklich sein eigenes Instrument zur Geltung bringt, wenn auch ab und zu jedem der Autoren ein eigener Ton gelingt.

Es entstehen also häufig Arbeiten, die stilistisch vollkommen austauschbar sind und nur die geringen thematischen Unterschiede ermöglichen dem aufmerksamen Leser, die Autoren auseinanderzuhalten. Die mangelhafte Subjektivität der Dichter wird übrigens daran deutlich, daß trotz häufiger Nennung des Ego die Darstellung in Versen vorwiegend affirmativ ist und alles, was dem Herrn Autor gerade in den Kopf kommt,, in den Streuselkuchen gebuttert wird. Es entsteht damit der Typ des »unverdichteten Gedichts«, das in seiner außer Kontrolle geratenen Aufzählung von mehr oder weniger lädierten Gegenständen an eine Müllkippe erinnert, was auch optisch bei Brinkmanns und Borns topografischen Spielereien deutlich wurde. Es hätte den jüngeren Dichtern halt einmal auffallen müssen, daß die Aufzählungen bei Ginsberg, Corso, oder Kerouac durchaus eine sogar metaphorische Funktion erfüllten. Die nostalgische Epigonalität der Schreiber der »neuen Innerlichkeit« macht freilich nicht bei der »Beat-Generation« halt, sondern schmückt sich ebenso mit der didaktischen Lyrik Brechts wie mit der sogenannten »Kahlschlag-Lyrik«, die nach 45 entstand, ohne jedoch in einem einzigen Fall deren gesellschaftliche Bedingtheit und zeitbezogene Notwendigkeit ins Kalkül zu ziehen. Besonders Volker von Törne kommt Brechts geistigem Eigentum recht nahe, und Ernst S. Steffen kannte Eichs Gedichte aus der Gefangenschaft wohl auch gut.

3.

Die Schreibmethode selbst führt dazu, daß der Text sich nicht auf ein Ziel zubewegt, sondern an beliebiger Stelle abzubrechen wäre oder sich einfach im Sande verläuft. Daß seine Autoren die Frage, ob es überhaupt ein Gedicht ist, ablehnen, macht ihre Unsicherheit deutlich, die schließlich sogar in den Texten ihren Ausdruck findet. Wie sonst sollte ich die Tatsache werten, daß in ihnen so häufig betont wird, daß man soeben ein Gedicht vor sich habe? Der prosaische Charakter dieser Arbeiten wird z.B. daran deutlich, daß man sie ohne den geringsten Verlust als Prosa lesen kann; d.h. weder der Sprachrhythmus noch die (unmotivierte) Zeilenbrechung weisen sie als Vers-Dichtungen aus. Dies zu beweisen, hier ehemals untereinandergestellte Zeilen als Prosa gesetzt:

»1.4.78

Ich geh an Mauern entlang, ein Abendland: »So'ne Scheiße!« haben Kinder an die Mauer gekritzelt. Ich fiel hin, Straßenbahnen fuhren vorbei, glotzende Gesichter. Es ist schon wieder Donnerstag und ich bin immer noch vorsichtig, weil ich meine Gefühle behalten will. Habe ich dir gesagt, wie ich manchmal in die Stadt laufe mit der Brust eines Dreizentnermannes und vielen hellen Stimmen eines jubelnden Siegers. Es gibt Tage, die tun nicht einmal weh. Rap Brown haben sie geschnappt. Ich könnte mich daran gewöhnen, wie ein gepflegter Mensch zu sein. Hier geht ein lautloser Tag zuende, den ganzen Tag stand das Telefon still. Nachts, die Wärme des Diaapparates und Lichtstreifen, die aus den Verzierungsrippen auf mein Gesichtfallen. An der Mauer stehen zitternd Bilder, die ich je nach Laune repetiere: Um zwei Uhr nachts stürmten wir das Haus des namhaften Kritikers. Eine Tür, die geschlossen werden mußte. Wieder auf der Autobahn, bin ich auf dem Weg zu dir. Über mir der romantische Abendhimmel, und wenn ich dann im ersten Licht deinen fetten Arsch sehe, deinen Arsch, verstehst du, deinen trüben, verstimmten, ausgeleierten Arsch, dann weiß ich wieder, daß ich dich nicht liebe.«

Hübsch, nicht? Selbst einer, der sich professionell mit Gedichtähnlichem beschäftigen muß, wäre bei diesem Gebilde nicht in der Lage, im Nachhinein die Zäsuren des Originals einzutragen. Die vollkommene, für einige Gedichte jüngerer Lyriker typische Konfusion dieses Textes ist allerdings dem Verfasser vorliegenden Artikels anzulasten, da es sich um zehn Anfangsschnipsel und einen Schluß von Gedichten aus Theobaldys Anthologie »Und ich bewege mich doch« handelt (Seite 13-88 in Reihenfolge des Bandes, 10 verschiedene Autoren). Da auch hier der Übergang von Zitat zu Zitat nicht erkennbar ist, scheint mir die vollständige Austauschbarkeit der Gedichte, die im großen und ganzen ja allesamt nicht auf gesellschaftliche Verallgemeinerung zielen, bewiesen zu sein.

Wem dies noch noch nicht genügt, der mag das folgende Gedicht von Nicolas Born in zwei verschiedenen Versionen zur Kenntnis nehmen.

Horror, Dienstag

Die ruhenden

flüchtig überteerten Straßenbahnschienen -

Zementsilos neben dem Abstellgleis

Vogelschwärme Banner sinken
Verkäuferin winkt durch die Glaswand ab

Plötzlicher Regen, es ist Nachmittag
nur wenig Licht gesammelt in Gesichtern
Nasser Kragen nasse Lippen
Kind mit nassen Zöpfen führt alten Mann

Neuer Stadtrand flackert auf um sechs
ich denke an fern ausgesetzte »Insel des Gehirns«
nieselnde Gräue, die Felder nah
dunkle Wassergräben, Bäume stehen tief

Baukräne, zementhelle Öde
Blick in die aufsteigende Welt
die nun doch nicht überlebt hat

wieder ein Warten auf alte Zeiten
wie Rückkehr zum Handschriftlichen

Horror, Dienstag

Die ruhenden
flüchtig ,überteerten Straßenbahnschienen -
wieder ein Warten auf alte Zeiten
wie Rückkehr zum Handschriftlichen

Plötzlicher Regen, es ist Nachmittag
nur wenig Licht gesammelt in Gesichtern
nieselnde Gräue, die Felder nah
dunkle Wassergräben, Bäume stehen tief

Nasser Kragen nasse Lippen
Kind mit nassen Zöpfen führt alten Mann

Zementsilos neben dem Abstellgleis
Vogelschwärme Banner sinken
Verkäuferin winkt durch die Glaswand ab

Neuer Stadrand flackert auf um sechs
ich denk an fern ausgesetzte »Insel des Gehirns«

Baukräne, zementhelle Öde
Blick in die aufsteigende Welt
die nun doch nicht überlebt hat

Ich verrate nicht, in welcher der beiden Fassungen die Zeilen von mir umgestellt wurden. Wenn ein Text schon in sich selbst keinerlei Struktur hat, also nur aus lose zusammengewürfelten Versatzstücken besteht, sollte man, im Interesse des Autors, der sonst leicht in den Geruch der Hochstapelei gerät, weil er seinen Nonsens als künstlerisches Gebilde zu verkaufen sucht, und im Interesse des Lesers, der an seinem verwirrten Weltbild genug zu kauen hat, auf dessen Bekanntmachung freundlicherweise verzichten.

4.

Der knapp bemessene Raum erlaubt mir nur noch, auf einen letzten Aspekt aufmerksam zu machen, der leider auch ein Gros der DDR-Lyrik betrifft: Es ist der traurige Zustand, daß nach Wiederentdeckung des Ichs die Probleme der Nicht-Literaten kaum noch im Gedicht auftauchen. Wenn in den mir vorliegenden Gedichten fast ausschließlich von irgendwelchen Suffausflügen, hilflosen Bumsereien und Gammlererfahrungen die Rede ist und mehr oder weniger eine laufende Strumpfmasche bei den Autoren den Zweifel am Sinn des Daseins erweckt, kann er nicht erwarten, daß er von einer größeren Gruppe innerhalb der Gesellschaft zur Kenntnis genommen wird. Aber selbst damit scheinen sich die Verfasser abgefunden zu haben, und obwohl sie nicht auf »den langen rauschenden Beifall der Kenner« (Krüger) warten, dichten sie sich des Beifalls wegen andauernd gegenseitig an. Und wenn dieser eigentlich langweilige naturalistische Tagebuchkram dann auch noch durch umgangssprachliche Schlamperei glänzt, also weder rational übermäßig Neues geboten wird, noch die Emotionen des Lesers aktiviert werden, dann stelle ich mir trotz meines Interesses für soziologische Dokumente nochmals die eingangs gestellte Frage: Was geht mich das an?

Jürgen Theobaldy. (Hrsg.)

Und ich bewege mich doch. C. H. Beck, München 1971

Jürgen Theobaldy

Zweiter Klasse. Rotbuch, Berlin 1976

Rolf Dieter Brinkmann

Westwärts 1 & 2. Rowohlt, Reinbek 1975

Michael Krüger

Reginalpoly. Hanser, München 1976

Nicolas Born, Gedichte.

Rowohlt. Reinbek 1978

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 68

Ulla Hahn

Träume gegen den Literaturbetrieb

Praxis und Möglichkeit des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt untersucht Ulla Hahn

Den Ästheten ist er nicht ästhetisch genug. Den Revolutionären nicht revolutionär genug. Den DKP-Nahen nicht nah genug. Allen anderen nicht fern genug: der »Werkkreis Literatur der Arbeitswelt«.

Denn was die »schreibende Fiktion« - so Max von der Grün zum Unternehmen schreibender Arbeiter - seit ihrem knapp zehnjährigen Bestehen vorzuweisen hat, ist schon ein Jubiläum wert. In dreißig Werkstätten sind etwa 300 Mitglieder organisiert, ca. 70% sind Arbeiter und Angestellte, 30% Intellektuelle, meist Studenten, einige Berufsautoren. Auch Grafikwerkstätten haben sich mittlerweile gebildet, Song- und Theatergruppen, einzelne Schriftsteller und Wissenschaftler sind kooptiert. Vierteljährlich erscheint seit 1975 eine werkseigene Zeitschrift »Werkstatt«, im Eigendruck werden Materialien, Texte, Grafikmappen und Kalender produziert und im Eigenversand verschickt. Im Seminarangebot fortschrittlicher Literaturabteilungen an den Unis gehört Arbeiterliteratur zum Repertoire; eine Sammlung von Unterrichtseinheiten zu Werkkreis-Texten, Bölls »Katharina Blum« und Max von der Grüns »Irrlicht und Feuer« sind im vorigen Jahr in werkkreiseigener Regie erschienen.

Sichtbarster Erfolg jedoch ist die Fischer-Taschenbuchreihe, in der seit 1973 21 Titel erschienen sind, in jeweils mehr als 20 000 Exemplaren. Zusammen mit Veröffentlichungen in anderen Verlagen wie EVA, Rowohlt, Piper, Anrich sind insgesamt über eine halbe Million Werkkreis-Bücher erschienen: Für eine Fiktion immerhin recht handfeste Lebenszeichen.

Nichts jedoch liegt dem Werkkreis ferner als das Image eines Schwarzbrotliferanten für einen mit Sahnetörtchen überfütterten bürgerlichen Literaturbetrieb. Darin unterscheidet er sich deutlich von der »Gruppe 61 «, aus der er Ende der sechziger Jahre hervorging. Zur »Gruppe 61« hatten sich 1961 in Dortmund Autoren und Kritiker zusammengeschlossen, denen die esoterische Praxis der »Gruppe 47« als Umschlagplatz marktkonformer Literatur suspekt geworden war. Einer Literatur, die den Menschen nur mit Innen- oder Freizeitleben ausstattete, wollte man die »Welt, in der wir leben« (Walter Jens), die Arbeitswelt hinzufügen. »Arbeitswelt« war dann auch das Stichwort, das die unterschiedlichsten Strömungen in der »Gruppe 61 « notdürftig zusammenhielt. Und ein Traditionsverständnis, das den proletarisch-revolutionären Strang der Arbeiterliteratur vor 33 naserümpfend links liegen ließ und politisch so zweifelhafte rechtssozialdemokratische Gruppierungen wie die »Werkleute von Haus Nyland« vorschnell zum Vorbild kürte, um jeglichem kommunistischen Ideologieverdacht zu entgehen. Nur den »selbstgestellten künstlerischen Aufgaben ...einer literarischkünstlerischen Auseinandersetzung mit der industriellen Arbeitswelt und ihren sozialen Problemen« (so das Programm der Gruppe) verpflichtet, ließ sich die Gruppe unschwer in den bürgerlichen Literaturbetrieb einordnen.

Studentenbewegung, Anti-Notstandsbewegung, die wirtschaftliche Rezession 1966/67, die Septemberstreiks 1969 verstärkten, jedoch sowohl das Interesse der Arbeiter für ihre eigene Situation, als auch das Interesse der Intellektuellen für die Arbeiter. Als es die Gruppe 1969 ablehnte, die Texte eines Reportagewettbewerbs, den Gruppenmitglieder für schreibende Arbeiter initiiert hatten, zu bearbeiten und zu veröffentlichen, sagte sich die Arbeitsgemeinschaft »Wettbewerb« um Günter Wallraff, Erasmus Schöfer und Peter Schütt von der »Gruppe 61« los und konstituierte in Köln im März 1970 den »Werkkreis 70«, später »Werkkreis Literatur der Arbeitswelt«. Dessen erste Veröffentlichung war der noch in der »Gruppe 61« konzipierte Reportageband » Ihr aber tragt das Risiko«, ein Rowohlt Taschenbuch. Die »Gruppe 61« gab sich 1973 zwar ein neues wohlklingendes Programm, spielte aber in der literarischen Öffentlichkeit keine Rolle mehr. Ihre Funktion einer topografischen Erweiterung literarischer Schauplätze war erfüllt. Nun war es am Werkkreis, aus der »Literatur der Arbeitswelt« eine »Literatur der Arbeiterklasse« zu machen, wie es Erasmus Schöfer auf der Delegiertentagung in Nürnberg 1973 formulierte.

Daß der Werkkreis zu keiner Zeit nach einem Platz im literarischen Olymp schielte, macht sein Programm deutlich. Der Werkkreis stellt seine Literaturproduktion in den Gesamtprozess der demokratischen Bewegung und leitet von daher auch seine politischen und literarischen Aufgaben bis zur konkreten tagespolitischen Themenstellung ab.

Werkkreis plus/minus DKP?

Politisch versteht sich der Werkkreis als Bündnisorganisation, was sich auch in der politischen Zugehörigkeit seiner Mitglieder ausdrückt: Sozialdemokraten, Parteilose, Kommunisten, fast alle gewerkschaftlich organisiert, arbeiten zusammen. Das politische Ziel des Werkkreises ist »der Sozialismus«, seine Strategie die »Aktionseinheit«. Als Bündnispartner werden genannt, »die Einzelgewerkschaften, und der DGB ...die Jungsozialisten und Jungdemokraten, SDAJ und MSB Spartakus, SPD und DKP, aber auch die Naturfreunde, insgesamt alle die Gruppen, die gemeinsam wie

wir versuchen wollen, die gesellschaftlichen Verhältnisse in der BRD zu verändern« (Jürgen Alberts). Dabei geht es auch im Werkkreis nicht ohne Abgrenzungen ab: mit »rechtssozialdemokratischen und maoistischen Standpunkten« (Horst Hensel) will man nichts zu tun haben. Eine Auffassung die nach links leider auch schon praktische Folgen hatte, als 1973 die zweifellos begabten Kollegen Peter Neuneier (»Akkord ist Mord«) und Gerd Sowka (» Im Mittelpunkt steht der Mensch«) wegen ihrer Liebäugeleien mit K-Gruppen ausgeschlossen wurden.

Obgleich der Werkkreis seine politische Unabhängigkeit betont, macht er keinen Hehl aus seiner Wertschätzung der DKP und ihrer Tageszeitung »Unsere Zeit«, wobei er jedoch gleichzeitig den Anspruch einer Spitzenstellung in der Arbeiterbewegung für jede Gruppe und Partei ablehnt. Der DKP wiederum scheint diese Anerkennung nicht deutlich genug, der Parteilichkeitsbegriff zu verschwommen, wenn als Fazit einer Wochenendtagung des Werkkreises zum Thema »Parteiergreifen« formuliert wird: »Unsere Partei sind die Lohnabhängigen, nicht die eine oder andere politische Partei.«

Und aus der DDR gar tönt der Unkenruf, dem Werkkreis drohe, wenn er sich nicht »seine feste Basis an der Seite des organisierten Teils der Arbeiterklasse« (sprich DKP) suche, »das, was das Schicksal aller sich links gebenden Splittergruppen ist: sowohl ideologisch als auch organisatorisch in das imperialistische System integriert und wirkungslos gemacht zu werden« (Reinhard Hacke).

Wichtiger als die Auseinandersetzung um Spitzenpositionen und Gefolgschaften innerhalb eines ohnehin schmalen linken Spektrums sollte für den Werkkreis jedoch die Verbesserung einer Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften sein, die auf örtlicher Ebene durchaus schon mit Erfolg angekurbelt wurde. Die Zeiten, in denen es in Werkkreis-Texten von blauäugigen Ergebenheitsadressen an den alleinseligmachenden Gewerkschaftsbeitritt wimmelte, sind allerdings vorbei. Die herrschende Gewerkschaftspolitik wird als höchst widersprüchlich erkannt, Kritik an den Unvereinbarkeitsbeschlüssen und Rechtstendenzen geübt. Lesungen und Diskussionen mit Gewerkschaftern, etwa auf Wochenendschulungen, in Gewerkschaftsseminaren und Jugendgruppen sollen die fortschrittlichen systemüberwindenden Ansätze in den Gewerkschaften verstärken.

Die Beschreibung des Werkkreises als politische Bündnisorganisation macht aber nicht nur den Gegensatz zur »Gruppe 61« klar, die sich zu keiner Zeit als politische Gruppierung empfand. Auch die Unterschiede zum »Bund proletarischrevolutionärer Schriftsteller« (BPRS) werden deutlich. Während sich der Werkkreis in seiner Frühphase anhand oberflächlicher. Analogien in die Tradition dieser Gruppierung aus der Endphase der Weimarer Republik rückte, grenzt er sich heute mit gutem Grund davon ab. Sowohl die 1.500 Mitglieder umfassende Arbeiterkorrespondentenbewegung als auch der BPRS, in dem etwa 350 schreibende Arbeiter und Berufsschriftsteller organisiert waren, verstanden sich in erster Linie als politische Bewegung an der Seite der KPD. Anders als heute wurden diese Gruppierungen von einer starken Arbeiterpartei getragen, was dem Selbstverständnis des Werkkreises direkt zuwiderläuft. Wenn der Werkkreis heute vom »Anknüpfen an die Tradition« spricht, will er nur »aus den Erfahrungen von BPRS und Arbeiterkorrespondentenbewegung lernen.« (Alberts)

Die Kategorie der Brauchbarkeit

Da der Werkkreis eine Vereinigung ist, die » vornehmlich mit sprachlichen Mitteln« dazu beitragen will, »die gesellschaftlichen Verhältnisse im Interesse der Arbeitenden zu verändern«, sollte er auch und vor allem an diesem Anspruch, dem Anspruch einer literaturproduzierenden Gruppe gemessen werden. »Gesellschaftskritische, sozial verbindliche Literatur wird hergestellt, diskutiert und veröffentlicht. Inhalt dieser Informationen, Dokumentationen, beschreibenden und gestaltenden Arbeiten ist die kritische und schöpferische Auseinandersetzung mit den Arbeits- und Alltagsverhältnissen. Alle erprobten und neuen Formen realistischer Gestaltung werden benutzt.«

Es erwies sich schnell, daß dieses grobe programmatische Raster einer weiteren Klärung bedurfte. Fakten- contra Fiktionsliteratur: das war die Frage, die die Anfangsphase des Werkkreises bestimmte und bezeichnenderweise von den intellektuellen Mentoren der Gruppe, Schöfer, Schütt, Bredthauer, Kühne, weitgehend unter. sich diskutiert wurde. Bis heute sind es die Intellektuellen im Werkkreis, die auf theoretischer Ebene das Image der schreibenden Arbeiter bestimmen und deren Schreibpraxis mit ihren Normen zu steuern versuchen. So wichtig für den Schreibungeübten die Vermittlung handwerklicher Fähigkeiten ist, so fatal erweisen sie sich für den einzelnen Schreiber, wenn jeder Text über denselben Leisten geschlagen wird. Ein »mittlerer Erzählton«, (Jürgen Alberts) bleibt da nicht aus.

Es ist wesentlich Erasmus Schöfer, dem einzigen Berufsautor, der auch praktisch im Werkkreis mitarbeitet, zu verdanken, daß die unproduktive Kontroverse Fakten- contra Fiktionsliteratur überwunden wurde, indem Schöfer den Gebrauch formaler Mittel und Schreibhaltungen ihrem jeweiligen Verwendungszusammenhang zuordnet. Zu verdanken ist ihm aber auch eine Kategorie, die seit Beginn der Werkkreis-Gründung herumspukt und in der Broschüre »Realistisch schreiben« dann von Schöfer erstmals benannt wurde: die Kategorie der Brauchbarkeit. »Gebrauchswert« ist das Zauberwort, mit dem

der Werkkreis die Arbeitswelt zum Klingen bringen will. Wogegen erst einmal nichts einzuwenden ist.

Bedenklich ist die Art und Weise, wie dieser Begriff aufgefaßt wird, welche Regeln für die Schreibpraxis daraus abgeleitet werden. Realismus ist, wenn man sagt, wie und warum es so ist wie es ist, wie es sein könnte und sein sollte, »Handlungsalternativen« und Perspektiven werden verlangt. Natürlich nicht *irgendwelche* Perspektiven und schon gar keine individuellen; die Orientierung auf das politisch Erwünschte geht in den Werkstätten fast jeder Textdiskussion voraus. Ein Literaturverständnis, das den Gebrauchswert eines Textes primär festmacht an der richtigen politischen Linie, betrachtet die ästhetische Umsetzung eines Stoffes dann folgerichtig nur noch unter dem Gesichtspunkt didaktischer Effektivität. Trotz gelegentlicher gegenteiliger Behauptungen gilt ein Text dann für gelungen, wenn die richtige Einsicht dem Leser mundgerecht verpackt serviert wird. Und diese Verpackung glaubt man am ehesten in tradierten Erzählmustern zu finden, wie sie etwa Lukács aus den Romanen des 19. Jahrhunderts gefiltert hat: » Mittelpunktsfiguren« am liebsten positive Helden, und Einfühlungstechnik sollen den Leser geläutert, aufgeklärt, veränderungswillig aus der Lektüreentlassen. Zwar propagiert man Brechts »Weite und Vielfalt realistischen Schreibens«, zitiert auch Benjamins Erkenntnis, daß die Tendenz einer Dichtung politisch nur stimmen kann, wenn sie literarisch stimmt, das Umsetzen dieser Erkenntnis steht jedoch noch aus.

Allerdings wäre es sicherlich von einer Gruppierung wie dem Werkkreis zu viel verlangt, gerade von ihm die Lösung eines Problems zu erwarten, das jedem fortschrittlichen Autor zu schaffen macht. Übelnehmen kann man ihm jedoch, daß er literarische Probleme auf eine didaktische Ebene verlagert und sie damit als literarisch gelöst betrachtet. Denn auch in der neuerlich wieder' in Gang gekommenen Diskussion um formale Fragen bei der Produktion einer »massenwirksamen Literatur« geht es nicht darum, wie subjektive Erfahrungen als gesellschaftliche mit literarischen Mitteln ästhetisch befriedigend zu bewältigen sind, sondern wie politisch notwendige Einsichten am effektivsten möglichst vielen mitzuteilen seien. Mit Literatur hat dieses lobenswerte Unterfangen weniger zu tun als mit Pädagogik. Denn nicht ums Literaturmachen geht es dem Werkkreis in erster Linie, sondern um ;' Aufklärung; mehr oder minder gute Texte sind dabei Mittel zum immer guten Zweck.

Vorerst jedoch scheint der Werkkreis den didaktischen Aspekt seiner Literaturproduktion noch verstärken zu wollen.

Ob der Werkkreis mit der kollektiven Produktion von Texten seinem Ziel einer »realistischen und parteiergreifenden Literatur« näher kommt, bleibt abzuwarten. Bislang gibt es in dieser Richtung zwei Versuche, eine Gruppenarbeit der Hamburger Werkstatt zum Thema Rationalisierung, die jedoch nur verschiedene Einzelbeiträge zusammenfaßt und einen Kurzroman im »mittleren Erzählton« von Mitgliedern der Düsseldorfer Werkstatt zum Thema Bürgerinitiative.

Nach Alternativen zur weiteren Werkkreispraxis gefragt, könnte ich mich nun mit einem weiteren Walser-Zitat davonstehlen: »Wem Literatur eine zu langwierige Wirkungsweise hat, der muß sich eine andere Art zu handeln suchen.« Das aber hieße doch, das Kind mit dem Bade ausschütten. Ich meine, der Werkkreis sollte bei aller Notwendigkeit organisatorischer Disziplin und analytischer Aufarbeitung gesellschaftlicher Phänomene der spontanen Schreiblust, künstlerischen Subjektivität und Phantasie seiner Mitglieder einen gleichgewichtigen Platz einräumen.

Wenn Alberts 1977 selbstkritisch vermerkt, man dürfe über der Bewegung die Beweger nicht vergessen, so gilt das auch für den Werkkreis selbst. Vielleicht sollte er sich nach 10 Jahren straff organisierter Erfolge eine Verschnaufpause gönnen und - das Träumen wiederentdecken. »Wäre der Mensch aller Fähigkeiten bar ...zu träumen, könnte er nicht dann und wann vorauseilen. um in seiner Phantasie als einheitliches und vollendetes Bild das Werk zu erblicken, das eben erst unter seinen Händen zu entstehen beginnt, dann kann ich mir absolut nicht vorstellen, welcher Beweggrund den Menschen zwingen würde, große und anstrengende Arbeiten auf dem Gebiet der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen . ...Träume solcher Art gibt es leider in unserer Bewegung allzuwenig. Und schuld daran sind hauptsächlich diejenigen, die sich damit brüsten, wie »nüchtern« sie seien und wie nahe sie dem »Konkreten« stünden...!«

Der dies schrieb, war alles andere als ein Träumer und doch vor allem ein Träumer: W. I. Lenin. »Realistisch schreiben« heißt eine wichtige Broschüre des Werkkreises. »Realistisch träumen« - wäre das nicht *die* Ergänzung?

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 71

Malte Dahrendorf

Die Kerhseite

□ ber die Diskrepan□ □ wischen Kinderliteratur und Kinderwirklichkeit in der BRD

Um Kinder- und Jugendliteratur wird in der BRD ziemlich viel Lärm gemacht, um die öffentliche Aufmerksamkeit steht es eigentlich nicht schlecht. Alljährlich wird mit Getöse der Deutsche Jugendbuchpreis vergeben, der einzige staatliche Literaturpreis überhaupt: Pressekonferenzen, Festakt mit Ministerbegleitung. Daneben gibt es mittlerweile so viele weitere Preise, daß man fast mutlos wird, sie noch zu zählen; zuletzt trat sogar die Bischofskonferenz mit einem Jugendbuchpreis auf den Plan. Keine Gruppe, die überhaupt etwas auf sich hält, kann es sich heute mehr leisten, keinen Jugendbuchpreis zu haben. Alle Zeitschriften, in denen sich zur Not ein Bezug zur KJL herstellen läßt, warten mit Schwerpunktnummern auf. Sogar der SPIEGEL offerierte eine mittelprächtig kompetente Story zur KJL-Szene der BRD. Die finanzstarke Deutsche Lesegesellschaft startete eine Lesekampagne und vermochte sogar das diesjährige Konstanzer Literaturgespräch, bei dem es um Buch und Literaturunterricht ging, vor ihren Karren zu spannen, überschwemmt den Markt mit Listen und der Kinderzeitschrift KÄNGURUH. Jede Gemeinde, fast, hat alljährlich ihre Kinderbuchwoche, die Frankfurter Buchmesse dieses Jahr ihren Schwerpunkt »Kind und Buch«. Vor zwei Jahren konstituierten sich, politisch polar, zwei neue Vereine, die rechtsgewirkte Volkacher Akademie oder - wie sie sich bescheiden nennt - »Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur« (für diejenigen, die's noch nicht wissen: Volkach liegt am Main, und zwar an dessen Südufer), und - kontrovers dazu - der ROTE ELEFANT, Arbeitskreis Kinder - Bücher -Medien. - Das Fazit aus dem ganzen: Mit der Kinder- und Jugendliteratur muß in der BRD etwas nicht stimmen. In der Tat versucht man durch Lautstärke und Geschrei ein schlechtes Gewissen zu übertönen; die überzogene Fürsorge kann nicht verbergen, wie schlecht es tatsächlich um das Kind in dieser Gesellschaft bestellt ist. Öffentlichkeit verdrängt hier Wirklichkeit, verschafft ihr ein Alibi.

Kinder sind ja viel mehr an dümmlichen Fernsehserien wie »Heidi« und »Pinocchio« interessiert, und auch für die so gewinnsüchtigen Comic Strips braucht man erst gar keine Reklame zu machen, denn der Reklameeffekt ist hier strukturell. Überhaupt hat man seit je die Buchpropaganda mit einer Abwehr als des gräßlichen Schund und Schmutzes begründet, der so umfassend auf alle Bürger und ihre Kinder herabregnet, daß niemand sich ihm entziehen kann. Das Trommeln für das Buch ist nun der billigste Trick, sich selber von allen ökonomischen Motiven reinzuwaschen (und dafür noch staatliche Gelder zu kassieren). Denn die Verhältnisse sind ja leider nicht so, daß man die Kinder damit von den marktüberschwemmenden und marktbesetzthaltenden Produkten wegführen könnte. Denn hier werden Bedürfnisse befriedigt, Sehnsüchte gestillt, an die ein gutes Buch nie herankommt: nach Abenteuer und Spannung, nach sinnlicher Drastik, nach audiovisueller Sensation, nach Handlungsmöglichkeiten - kurz: nach »Leben«, nach alledem, wonach man in der Wirklichkeit vergebens dürstet.

Mit dem Auseinandertreten von Kopf- und Handarbeit hat sich auch das Kulturmuster des »Lesens« als einer vorzugsweisen Beschäftigung der geistig-ökonomischen Eliten herausgebildet, mit dem die Handarbeitenden immer wenig anzufangen wußten; sie haben sich ihren Ersatz gesucht (und sie sind dafür permanent beschimpft worden). Diese ihre unerfüllte Lebenssehnsüchte befriedigenden Lesestoffe sind seit je als »Schmutz und Schund« diffamiert worden. Der gesamte massenkulturelle Klimbim, all die Bildchen, Wegwerfspielzeuge, das Miniaturkriegsgerät, die Comics, die Trickserien, die Klebebildchen haben diese Ersatzfunktion, binden Libido, die sonst »frei flottiert«, weil die Gesellschaft so, wie sie sich seit zwei-, dreihundert Jahren entwickelt hat, mit ihr nichts anfangen kann. Sinnlichkeit mußte unterdrückt werden, damit der Wirtschaftsprozeß ingang kam.

Aber die Bedürfnisse sind damit ja nicht verschwunden, erledigt. Der Fernseher wird zum Elternersatz, Kriegsspielzeug verspricht Aggressionsentladung, der Krimi nie erlebte Handlungsmöglichkeiten. Und wenn sogar eine seriöse Handreichung für Eltern und Erzieher sich »Kinder lernen Bücher *lieben*□nennt, wie jüngst geschehen, muß man sich doch fragen, wie herrlich weit wir es gebracht haben, daß uns nicht einmal mehr bewußt ist, wo und zwischen wem eigentlich Liebe nottäte. Das war übrigens schon die List der späten Aufklärer im 18. Jahrhundert, um die Kinder zum Lesen von Büchern zu bewegen: durch Umkanalisierung unterdrückter Libido, nebenbei der bereits durch -diese Bücher unterdrückten Libido; denn Kinder durften noch über ein Jahrhundert lang in den Büchern nicht wirklich Kinder sein.

Die Wirklichkeit der Kinder in unserem Lande ist die Kehrseite, oder genauer: die eigentliche Ursache der lauten Buch- und Lesepropaganda, dazu wie geschaffen, diese Ursache selber aus dem Bewußtsein zu verdrängen. Aber um diese »Wirklichkeit« geht es eigentlich, um die Wirklichkeit der Kinder als einer Randgruppe, die nur soweit ihre Lobby hat, als es darum geht, sie zu konsumierenden Wirtschaftsbürgern heranzuziehen. Da wundert man sich über den Rückgang der Geburtenziffern? Das ist doch die halbwegs vernünftige Reaktion auf das, was Kindern blüht: Alleinsein, keine

Kindergartenplätze Konkurrenz, Streß und Zeugnisdruck an den Schulen, an den Hauptschulen nur ein Drittel pro Schüler an Mitteln, die man Gymnasiasten gewährt, später Arbeitslosigkeit, keine Chance, in den gewählten Beruf hineinzukommen. Kinder sind auf Tausendkilometerfahrten in den Urlaub nur lästig. Und sie sind auch immer so (vor) laut. Eine Aufwertung der »Mütter« und Familien, wie im Programm der GAZ des Gruhl und der Christa Mewes, geschieht nicht durch Appelle; die Wirtschaft hat sie ruiniert. Von der Wirtschaft allein wären sie wieder funktionstüchtig zu machen, aber ich fürchte, nicht von der hier, die wir haben.

Kein Wunder, daß sich viele Erwachsene, und sicher nicht die schlechtesten, mit Schuldkomplexen herumschlagen und -plagen - und daß sich viele, zur eigenen Gewissenserleichtung, für eine »Anhebung« der Kinder- und Jugendliteratur einsetzen. Aber solange sie den Zusammenhang zwischen Buchpropaganda und der Wirklichkeit der Kinder nicht durchschauen, die Mechanismen, denen sie selber erlegen sind, nicht erkennen, müssen sie den Hebel zur Veränderung und Verbesserung der Situation an der falschen Stelle einsetzen.

Es gibt in der BRD ca. einhundert Kinder- und Jugendbuchverlage, darunter vier oder fünf marktbeherrschende. Die kleineren, meist experimentierfreudigeren Verlage können sich gegen den Konkurrenzdruck der Großen kaum halten. Verlage müssen darauf achten, Manuskripte zu bekommen, die sich als Bücher verkaufen lassen: so viele Manuskripte, daß sie damit Marktanteile halten, wenn möglich ausweiten können. Taschenbuchreihen müssen, um ihr Markenzeichen im Bewußtsein der Käufer zu verankern, eine bestimmte Menge »neuer« Titel jährlich/monatlich herausbringen, egal, ob es überhaupt genug lohnende gibt. Summa summarum: man hat den Eindruck, Bücher werden hierzulande nicht für die Kinder gemacht, sondern zur Sanierung der Verlage. Deren Macht kann leicht zur Durchsetzung bestimmter Schreibvorschriften und inhaltlicher Tabus mißbraucht werden. Wenn Autoren von ihren Honoraren leben müssen, verstärkt das zwangsläufig ihre Bereitschaft zur Anpassung und Selbstzensur. Einer der harmloseren Fälle: In einem Krimi darf nicht der Lehrer, sondern muß der Hausmeister der Täter sein; Lehrer sind schließlich die hauptsächlichen Kritiker der Bücher. Die Furcht anzuecken führt zu Vermeidungsverhalten, was die Grundfunktion der Literatur vernichtet: Ideologie aufzulösen, Vorurteile abzubauen.

Dieser kurze Blick auf die Szene mag genügen, um vielleicht eine der Ursachen der mißlichen Gesamtsituation zu erkennen. Nicht nur, daß die buchpolitischen Förderungsmaßnahmen die Lebensrealität der Kinder verdrängen helfen: sie sind zugleich ein Alibi für den mißlichen Gesamtzustand der Kinder- und Jugendliteratur selbst, der damit in keiner Weise gebessert wird. Buchpolitik sollte deshalb wirklich Buch p o l i t i k sein, ehe sie sich Chancen für einen Erfolg ausrechnen kann.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 72

Der rote Elefant empfiehlt

Im Oktober 1976 gründeten Wissenschaftler, Kritiker, Bibliothekare und Buchhändler, Grafiker, Autoren und Verleger einen Verein für alternative Kinderkultur: Roter Elefant. Schwerpunktthemen der Arbeit sind: -

Zensur und andere Behinderungen auf dem Gebiet der Kinder-Medien und Möglichkeiten der Publizierung und Gegenwehr; -

Auseinandersetzung mit den Themen Faschismus, Krieg und Geschichte in der Kinder- und Jugendliteratur; -

eine permanente Kriterien-Diskussion, vor allem auch im Hinblick auf medienspezifische Probleme der Kinderkultur; -

Kinderkultur in ihrem Verhältnis zur Massenkultur; -

Förderung und Erprobung alternativer, nicht-kommerziell motivierter Kinder-Medien.

Preisverleihungen für Kindermedien 1976 und 77 - unter anderem wurde damals der Kinderspielplatz Gorleben (Lüchow-Dannenberg) prämiiert - konnten kurzfristig die Aufmerksamkeit bundesrepublikanischer Journalisten wecken. Kaum öffentlich, da weniger spektakulär, wurde hingegen das didaktisch kommentierte Verzeichnis empfehlenswerter Kinder- und Jugendbücher zum Thema 'Soziales Lernen' und die seit 1978 erscheinende Zeitschrift 'Elefantenbaby'.

LITERATUR KONKRET bat den 'Roten Elefanten` um eine Liste der brauchbarsten Kinder- und Jugendbücher in der BRD, insgesamt 23 Titel, die eine Art Grundbibliothek für Jugendliche darstellen können. Die Auswahl besorgte Johannes Merkel; ausführliche Inhaltsangaben und Kritiken der erwähnten Bücher sind im Verzeichnis enthalten (Postbezug über Prolit-Buchvertrieb, Postfach 2969, 6300 Lahn-Gießen)

Vorschlagsliste für eine Kinderbibliothek

Bedenklich an jeder Art von 'Empfehlungslisten' ist bereits der Begriff der 'Empfehlung' selbst. Er setzt nämlich voraus, daß die Erwachsenen aufgrund höherer Einsicht wissen, was für Kinder gut zu lesen ist, und daß die Kinder es eben nicht wissen.

Die Erfahrung aber lehrt, daß Kinder mit Genuß anderes lesen und anders lesen, als wohlmeinende Pädagogen es wünschen, ja daß gerade die nachhaltigsten Leseerfahrungen außerhalb und gegen pädagogische Institutionen und ihre Sachwalter gemacht werden (das traurige Paradebeispiel: Die Klassiker, die einem durch den Literaturunterricht vermiest wurden). Das sollte all denen zu denken geben, die glauben, in der Verordnung der 'richtigen Lesestoffe' und der 'richtigen Art zu lesen` (neuerdings heißt es überall 'kritisches Lesen') den Schlüssel zur 'literarischen Erziehung' in der Hand zu haben.

Bücher sind ein Kommunikationsmittel, und über die Wirkung, die sie innerhalb bestimmter Situationen haben, lassen sich durch literarisch-pädagogische Einschätzungen nur bedingt Aussagen machen, weil die Wirkung nicht nur vom Buch abhängt, sondern vom Gebrauch, der davon gemacht wird (z.B. ob es privat zum Vergnügen gelesen oder in einer Kindergruppe vorgelesen und besprochen wird oder Unterrichtsgegenstand in der Schule ist) und von den Vorerfahrungen, mit denen die Leser an das Buch herangehen (ihre individuellen Wünsche, Träume und Ängste oder ihre soziale Umwelt). Bestimmend sind oft auch Faktoren, die wenig mit dem zu tun haben, was in den Büchern steht: Man kann z.B. Kindern ein 'gutes' Buch in die Hand drücken, um sie von sich fernzuhalten (ist das dann noch ein 'gutes' Buch?). Umgekehrt kann ein 'schlechtes' Buch Wünsche und Träume zum Bewußtsein bringen, von denen der Erwachsene nichts ahnt (ist das dann noch ein 'schlechtes' Buch?). Also seien wir vorsichtig mit der pädagogisierenden Verurteilung 'schlechter Literatur'. Schlecht sind allenfalls soziale Verhältnisse, die man nur aushalten kann, indem man sich an billige Träume hält, und in denen sie nicht zu sozialen Energien werden dürfen.

Dennoch gibt es für Empfehlungslisten wie diese ein ganz handfestes Argument: Im Gegensatz beispielsweise zu Kaugummis oder Wundertüten (deren Hersteller sich genötigt sehen, die Kinder selbst, wenn auch manipulierend, anzusprechen), kommt der Kinder- und Jugendbuchmarkt, und das gilt auch für andere Medien, ohne Kinder aus. Käufer sind Eltern oder Erzieher, und die Produkte richten sich deshalb in Machart und Werbung vor allem an ihnen aus. Diese erwachsenen Käufer aber sind, da sie ja nicht für den eigenen Bedarf kaufen, genau genommen nicht kompetent und nicht zuletzt deshalb ziemlich ratlos. Eine Liste hat hier ihren guten Zweck, sofern sie eine begründete Vorauswahl anbietet und

diese einigermaßen durchsichtig werden läßt.

Bilderbücher

Auswahlkriterien: Bilderbücher sind Bücher für noch nicht lesekundige Vorschulkinder, und deshalb sollte eigentlich gelten, daß Geschichten durch Bilder erzählt werden, die der sprachliche Text ergänzt und differenziert. Tatsächlich sind die meisten Bilderbücher Textbücher mit beigegebenen Illustrationen.

Zur Beurteilung von Illustrationen läßt sich als Faustregel sagen: sie müssen so übersichtlich sein, daß sie auf den ersten Blick fesseln, und so detailreich, daß man sie lange betrachten kann. Schwerer zu beurteilen ist die ästhetische, von der Machart der Illustration ausgehende Wirkung auf Kinder. Im allgemeinen dürfte zutreffen, daß die meisten Bilderbücher zu gesucht 'künstlerisch' sind und die Sehweisen von Vorschulkindern zu wenig berücksichtigen.

Maurice Sendak, Wo die wilden Kerle wohnen, Diogenes, DM 6,80 (ab 4 J.),

Jugendbuchkollektiv, Fünf Finger sind eine Faust, Basis Verlag, DM 4,50 (ab 4J.),

Leo Lionni, Swimmy, Middelhauve, DM 4,00 (ab 3 J.),

Leo Lionni, Seine eigene Farbe, Middelhauve, DM 13,80 (ab 3 J.),

Friedrich-Karl Waechter, Wir können noch viel zusammen machen, Parabel Verlag, DM 16,80 (ab 4 J.),

Friedrich-Karl Waechter, Brülle ich zum Fenster raus, Beltz und Gelberg, DM 5,00 (ab 4 J.)

Bücher für das Grundschulalter

Auswahlkriterien: Der Eintritt in die Schule bringt für Kinder wesentlich erweiterte Erfahrungen und Konflikte mit der Umwelt mit sich, zugleich können sie sich durch die neuerworbene Lesefähigkeit nun auch Antworten auf viele Fragen, für die die Erwachsenen keine Zeit haben, unter anderem in Büchern suchen - vorausgesetzt, sie sind in den zugänglichen Büchern zu finden.

Besonders wichtig sind Darstellungen einerseits von konkreten Lösungsmöglichkeiten typischer Konfliktsituationen, andererseits Darstellungen, die die vielen Warum – Fragen in verständlicher Weise beantworten helfen, und das heißt, ein Stück gesellschaftlicher Zusammenhänge anschaulich vermitteln. Die sich erst entwickelnde Lesefähigkeit verlangt knappe Texte. Bücher, die auch Spiele und Beschäftigungen ermöglichen, erleichtern die schwere Arbeit des Lesens.

Heinrich Hannover, Das Pferd Huppdiwupp, Rowohlt, DM 3,80 (ab 5 J.),

Gabriele Hoffmann (Hrsg.), Florian sitzt in der Tinte, Schwann Verlag, (ab 5 J.), DM 5,80,

Günter Herburger, Birne kann alles/Birne kann noch mehr, Rowohlt, je DM 3,80 (von 6-10 J.),

A. M. Möhring u.a., Lesespiel Wohnen, Basis Verlag, DM 14,50 (ab 7 J.),

Ekker, Bondy, Kreindl, Tiger und Ricky, Otto Maier Verlag, DM 4,80 (ab 7 J.)

Peter Härtling, Das war der Hirbel, Beltz, DM 7,00 (ab 9 J.),

Christine Nöstlinger, Wir pfeifen auf den Gurkenkönig, Rowohlt, DM 4,80 (ab 9 J.)

Jugendbücher zur Geschichte

Auswahlkriterien: Historische Darstellungen sind seit dem 19. Jahrhundert ein klassisches Genre der Jugendliteratur. Dabei wurden entsprechend bürgerlichem Geschichtsverständnis alle gesellschaftlichen Auseinandersetzungen auf die Taten einzelner Helden reduziert. Deren Bedrohung und schließlich Sieg erzeugt die 'Spannung', die der jugendliche Leser sucht. Demgegenüber kommt es darauf an, diese Spannung aus der Dramatik gesellschaftlicher Konflikte und Kämpfe zu entwickeln und so das gesellschaftliche Bewußtsein des Jugendlichen zu schärfen, statt es zu vernebeln.

Christine Nöstlinger, Maikäfer flieg, Beltz & Gelberg, DM 10,00 (ab 11 J.),

Ingeborg Bayer, Yamba, Signal Verlag, DM 16,80 (ab 13 J.),

Hans Mathes Merkel, Das Gute Recht des Räubers Angelo Duca, Weismann, DM 14,80 (ab 12 J.),

Dietlof Reiche, Der Bleisiegelfälscher, Anrich, DM 27,00 (ab 13 J.)

Jugendbücher über die Dritte Welt/Indianerbücher

Auswahlkriterien: Der Zusammenstoß der vordringenden bürgerlichen Kolonialisierung mit den vorbürgerlichen 'primitiven' Gesellschaften der von ihnen besetzten Länder ist das eigentliche Thema der 'Abenteuerbücher'. Trotz aller Sympathie für einzelne 'gute Wilde', die als Identifikationsfiguren für die jugendliche Fluchtphantasie benötigt werden, zeigen sich darin abendländische Technik und bürgerliche Werte stets als haushoch überlegen. Die weitgehend gesellschaftlich begründete Fluchtphantasie des jugendlichen Lesers sollte daher nicht nur mit exotischen Kulissen, sondern mit den wirklichen gesellschaftlichen Organisationsformen und Lebensweisen der 'Wilden' befriedigt werden. Selbstverständlich ist die Eroberung durch die Weißen bzw. die Beziehungen der ersten zur dritten Welt historisch richtig darzustellen, d.h., nicht als 'Zivilisierung', sondern als Plünderung und Ausbeutung.

Anna Jürgen, Blauvogel, Otto Maier Verlag, DM 3,80 (ab 11 J.),

Sat Ohk, Das Land der Salzfelsen, Otto Maier Verlag, DM 3,80 (ab 11 J.),

Eva Lips, Sie alle heißen Indianer, Schaffstein Verlag, DM 24,00 (ab 12 J.),

Die Wunden der Freiheit, Trikont, DM 20,00 (ab 13 J.),

Sven Wernström, Sie kamen aus den Bergen, Basis Verlag, DM 12,80 (ab 10 J.)

L. Pantelejew, Ljonka. Weismann, DM 14,80

Ljonka wird in der Revolution geboren. Zunächst kann er noch in die Schule gehen, dann bricht in Petersburg eine große Hungersnot aus. Ohne den Vater flieht die Familie in ein kleines Dorf. Ljonka wird krank. Wieder müssen sie flüchten. Seine Mutter reist nach Petersburg, der Bruder wird auf eigenem Wunsch in eine Landwirtschaftsschule geschickt. Ljonka bleibt bei seiner Tante und seiner Schwester. Beide werden krank. Er fährt nach Petersburg, kommt dort nach eineinhalb Jahren an. Er muß sich wieder auf die Schule einstellen, was ihm manchmal sehr schwer fällt.

An diesem Buch finde ich gut, daß Ljonka oft für sich selbst sorgen muß. Aber das Wichtigste ist die lange Entscheidung: Ljonka vertrat Meinungen der Bolschewiken und dachte, es wären die Meinungen der Kosaken. Er nannte sich Kosak und war ein Bolschewik.

In vielen Situationen mußte er kriminell sein, damit er nicht verhungert. Er erzählt seine Geschichte im Gefängnis. Unpraktisch daran ist allerdings, daß zwischendurch vom Gefängnis gesprochen wird und dann wieder von vorher.

Sebastian Krämer (11 Jahre)

Alfred Hitchcock Die drei ??? und die gefährliche Erbschaft. Frank'sche Verlagshandlung. DM 12,80

Ich fand das Buch sehr gut, weil es an vielen Stellen spannend und aufregend war. Manche Geschichte war ziemlich rätselhaft. Aber ich hab nie schlechte Träume gehabt. Nur die Bekanntmachung von Alfred Hitchcock war so langweilig.

Niki Doormann, 8 Jahre

Nadine Lange: Wir sind zornig und böse. Schwarze Kinder berichten, Weismann, DM 8,80

Gut an dem Buch finde ich, daß man dabei etwas lernt. Zum Beispiel, wann Martin Luther King geboren und gestorben ist und wann es einen Aufstand der Schwarzen gab. Auch gut fand ich die Geschichte der Schwarzen in den USA, die da immer zwischen den Meinungen der schwarzen Kinder stand.

Nicht so gut an dem Buch finde ich, daß es zwar am Anfang ganz interessant, aber zum Schluß immer langweiliger zum Lesen ist.

Benjamin Doormann, 11 Jahre

Emil Zopfi, Susanna und die siebenhunderttausend Zwerge, Sauerländer, DM 16,80

Das Buch gefiel mir eigentlich ganz gut, weil es glaubwürdig ist. Zwar ist es nicht spannend, aber interessant. Es .geht um j ein Mädchen, das allerlei erlebt. Dinge, die man jeden Tag erleben kann.

Benjamin Doormann, 11 Jahre.

Literatur-Konkret Herbst 1978, S. 75

Kommentierte Bibliografie

Belletristik

Améry. Jean, Charles Bovary, Landarzt. Klett-Cotta, DM 22,00

Höchst geistreicher Roman-Essay über eine Randfigur der Weltliteratur (Flauberts Madam Bovary) und ihren Verfasser.

Bachmann, Guido, Die Parabel. Lenos, sfr. 38,00

Mittelteil einer mehr (zumindest zwei-) tausendseitigen Trilogie; soweit überblickbar eine sehr vergnüglich zu lesende Geschichte aus der Homosexuellen-Scene, die durchaus den hohen Ansprüchen des Klappentextes zu entsprechen scheint. Eine Empfehlung ohne Gewähr.

Bellamy, Edward, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887. Dietz, DM 19,80

Utopisch-idealistische Zukunftsvision eines amerikanischen Journalisten aus dem Jahre 1888, frühe Kapitalismuskritik.

Baroth, Hans Dieter, Aber es waren schöne Zeiten. k&w, DM 22,80

Die Geschichte einer proletarischen Kindheit im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit.

Barthes, Roland, Über mich selbst. Matthes & Seitz, DM 32,00

Diese ungewöhnliche Autobiografie eines, vielleicht des berühmtesten bürgerlichen Intellektuellen Frankreichs fasziniert auf den ersten Blick: Die Illustrationen aus dem Familienalbum, die stilistische, formale Präsentation mit ihrer Auflösung des Textes in kurze Reflektionen, Anmerkungen. Vieles davon löst sich bei der Lektüre in raffiniert erzeugten Schein auf, doch der Rest lohnt das Lesen.

Behan, Brendan, Bekenntnisse eines irischen Rebellen, k&w, DM 25,00

Autobiografie (2. Teil) des Trinkers und Autors von 'Die Geissel', eine irre Lebensgeschichte packend erzählt.

Beutin, Wolfgang, Unwahns Papiere. Atelier im Bauernhaus, DM 29,80

Der erste Roman des Hamburger Literaturwissenschaftlers, stark autobiografisch. In betulicher Schwatzhaftigkeit, das aber gekonnt, erzählt Beutin eine gar nicht so ungewöhnliche Geschichte aus dem Modell Deutschland. Spürbar ist sein Bemühen, die Vordergründigkeit der 'proletarisch-revolutionären Romane' zu vermeiden, dennoch gelang es ihm nicht, Klischees (z.B. in der Darstellung eines 'Chaoten' oder eines ZU-Verkäufers) zu umschreiben. Dieser Roman, der einen hohen bildungsbürgerlichen Anspruch zu verbinden sucht mit einer parteilichen Haltung ist zweifellos mißlungen. Vielleicht aber eignet er sich gerade deswegen zur Agitation mittelständischer Liberaler: Ein Geschenktip.

Braun, Volker, Gedichte. Suhrkamp, DM 4,00

Eine von Volker Braun selbst besorgte Auswahl älterer, aber auch unveröffentlichter Gedichte.

Braune. Rudolf, Der Kampf auf der Kille. Damnitz, DM 6,80

Der dritte und letzte Roman des proletarischrevolutionären Schriftstellers (»Das Mädchen an der Orga Privat«), von den Nazis vernichtet, nun aus Vorabdrücken wieder rekonstruiert.

Burroughs, William S., Junkie/Auf der Suche nach Yage/Naked Lunch/Nova Express. Zweitausendeins, DM 20,00

Man mag ihn oder mag ihn nicht. Jedenfalls kann man Burroughs jetzt in ungekürzter Fassung kongenial übersetzt lesen.

Callenbach, Ernest, Ökoptia. Rotbuch 200, DM 12,00

Utopischer Bericht über ein Land, in dem die Menschen nach den Maßstäben der Vernunft und ihren Bedürfnissen leben.

Fiechtner, Urs M. u.a., Suche nach M. Neuer Verlag Bernhard Bruscha, DM 6,80

Gedichte und Prosatexte über politische Verfolgung, Folter, Haft. Die Honorare fließen ai zur Betreuung politischer Gefangener zu.

Jersild, Per Christian, Die Insel der Kinder. Kiepenheuer & Witsch, DM 29,80

Der Held des Buches ist ein zehnjähriges Kind, ein recht merkwürdiges. So beschließt Reine Larsson, fast so, wie Musils »Mann ohne Eigenschaften« sich ein Jahr »Urlaub vom Leben« nimmt, - die Sommerferien nicht in einer Kinder-Kolonie,

sondern allein in Stockholm zu verbringen, um allein vor Beginn der Pubertät -ein Ereignis, das er entsetzlich fürchtet - den Sinn des Lebens zu ergründen. Reine täuscht also der (unverheirateten) Mutter seine Abreise vor, meldet sich, indem er ihre Unterschrift fälscht, bei der Ferienkolonne ab und wohnt nunmehr (die Mutter ist inzwischen in den Urlaub gefahren) allein in der Wohnung und beschafft sich, da er kaum über Geld verfügt, eine Arbeitsstelle bei drei alten Damen, die die Schleifen von Begräbniskränze beschriften.

Die nun folgende, ziemlich befremdliche Geschichte wird aus der Perspektive des Helden geschildert. Dabei werden einige der Schwierigkeiten eines zehnjährigen Jungen angesprochen, wie z.B. die Beziehung zur Mutter, ein für Reine besonders eklatantes Problem. Das Bemühen, solche und andere Probleme aus der 'Kindersicht' und in 'kindlicher Sprache' darzustellen, führt jedoch öfters zu recht absurden Konstruktionen: »Fremde Leute nach etwas zu fragen, bedeutete, sich auszuliefern, seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen, vielleicht seine - wie hieß es noch -Identität zu verlieren. Er wußte nicht ganz genau, wie er sich das vorstellen sollte: Wenn man sich einem anderen Menschen eröffnete, war man wehrlos, der andere konnte ihm die Finger in den Mund stecken und irgendwas klauen. Einen Buchstaben von seinem Namen? So, daß er künftig nur noch R ine heißen würde.«

Kinder werden mit dem Buch wohl kaum viel anfangen können, schon wegen der episodenhaften, ständig von Assoziationen unterbrochenen Handlung. Ob es Erwachsenen Aufschluß über die Probleme eines Zehnjährigen gibt, ist zumindest zweifelhaft.

Galeano, Eduardo: Tage und Nächte von Liebe und Krieg. Peter Hammer Verlag.

In seinen autobiographischen Notizen beschreibt der Uruguayaner Eduardo Galeano vorrangig seine Erfahrungen aus dem argentinischen Exil, in das er 1973 nach der Machtübernahme dar Militärs in Uruguay gehen mußte. Unter sich ständig schwieriger gestaltenden Bedingungen gab er in Buenos Aires von 1973-1976 die kulturpolitische Zeitschrift 'Crisis' heraus. Als einige der Redakteure 'verschwanden' und die Auflagen der Zensur immer größer wurden, verließ Galeano Argentinien. Er lebt heute in Spanien.

Wie schon die historische Darstellung 'Die offenen Adern Lateinamerikas' weitet sich die Autobiographie Galeanos zur umfassenden Auseinandersetzung mit den faschistischen oder faschistoiden Systemen Lateinamerikas: Chile, Guatemala, das Nicaragua Samozas gehören zum furchtbaren Erfahrungsbereich des Schriftstellers.

Galeano verfährt nicht streng chronologisch; seine Tagebuchnotizen werden assoziativ verknüpft mit Reflexionen über das System der politischen Herrschaftsausübung. Folter und die Mechanismen der Angsterzeugung stehen dabei im Mittelpunkt: »Die Angst ist das Schlimmste. Ein befreundetes Ehepaar (...) hat seine Bücher in den Ofen geworfen. (...) Sie fingen mit Lenin an und hörten mit 'Alice im Wunderland' auf. Als nichts mehr zum Verbrennen übrig war, kam es wie ein Fieber über sie: Sie zerbrachen die Schallplatten. Dann setzten sie sich in eine Ecke, das Gesicht den Flammen zugewandt, und brachen in Tränen aus.«) Erzählungen von einfachen Leuten beleuchten schlaglichtartig die Geschichte des Kontinents; Erinnerungen an Kindheitserfahrungen (»Die Welt aus der Froschperspektive«) und an Begegnungen mit Persönlichkeiten der sozialistischen Bewegung (Guevara, Allende, Castro, Carpentier), Reflexionen über das Schreiben, den Wechselprozeß zwischen Furcht und Wut (»Der Kampf draußen - der Kampf in uns«) sind konstitutive Teile dieser Prosa.

Da .;>Wirklichkeit und Geschichte verboten« sind, muß der Autor fortwährend damit rechnen, der Polizei, aber mehr noch den offiziell geduldeten Todesschwadronen der Faschisten aus Uruguay oder Argentinien in die Hände zu fallen. (Die Mitarbeiter von 'Crisis' verlegen aus diesem Grunde ständig ihre Schlafstellen.)

Nichts von der Angst im Widerstand wird heroisierend weggeschönt, nichts von der schwachen Hoffnung unterschlagen. Erschütternd die Beschreibung einer kurzen Begegnung eines später ermordeten Ehepaares, die der Rechtsanwalt der beiden gibt:

»Sie waren schon zwei Jahre im Gefängnis ohne sich zu sehen. Sie wechselten die Gefängnisse, aber immer wurden sie in verschiedene Anstalten verlegt (...) Endlich war es mir gelungen, sie unter dem Vorwand einer Gegenüberstellung zusammenzubringen. Niemals habe ich zwei sich so in den Armen liegen sehen.«

Galeano macht in seiner Selbstbefragung nicht vor der radikalen Selbstkritik Halt: »Wie viele habe ich verurteilt, weil sie das Verbrechen begangen hatten, nicht ich zu sein?«

Wir sind gut beraten, uns diese Frage immer wieder zu stellen.

Gelman, Juan, So arbeitet die Hoffnung. Oberbaum, DM 8,00

Mutige, ermutigende Gedichte des im römischen Exil lebenden Lyrikers über den Widerstand in Argentinien.

Graf, Oskar Maria, Wir sind Gefangene. Süddeutscher Verlag, DM 36,00

Der 1927 erstmals erschienen Roman erzählt Münchner Geschichte von 1905 bis zur Niederschlagung der Räterepublik.

Icaza, Jorge, Huasipungo. Lamuv, DM 16,80

Der Roman, 1934 in Quito erschienen, schildert die unvorstellbare Brutalität, mit der Kirche und Kapital die Indios ausbeut(et)en.

Lem, Stanislaw, Golem XIV. Suhrkamp, ca. DM 10,80

Golem XIV gehört zu einer neuen Generation von Prozeßrechnern, die ihren Konstrukteuren weit voraus sind.

Lem, Stanislaw, Memoiren, gefunden in der Badewanne. Suhrkamp, DM 7,00

Eine satirische Farce, surrealistische Antiutopie und schillernde Schmähschrift auf die absolute Bürokratie und den totalen Polizeistaat.

Mehring, Walter, Die verlorene Bibliothek, Autobiographie einer Kultur, Claassen, DM 28,--

Walter Mehrings 1952 erstmals in deutscher Sprache erschienenes Werk gehört zu den wichtigsten Autobiographien deutscher exilierter Autoren.

Lesenswert bleiben sowohl die skeptische Auseinandersetzung mit den durch die väterliche Bibliothek repräsentierten Normen aufgeklärt-klassischer bürgerlicher Bildung als auch die impressionistischen Studien zur kulturellen Situation des Berlins der zwanziger Jahre, in dem Mehring u.a. als Mitbegründer der DADA-Bewegung eine wichtige Rolle spielte. Ärgerlich bleiben die naiven Ausfälligkeiten gegen den Marxismus (Marx erscheint als eine Art ökonomischer Kleinkrämer ohne literarische Bildung) und die selbstgefälligen Abgrenzungen zum vorgeblichen Opportunismus sowjetischer Autoren wie Majakowski und Ehrenburg.

Michaels, Leonard, Trotzkis Garten, Rowohlt, DM 7,00

In Kurz- und Kürzestgeschichten beschreibt, enthüllt, verspottet Michaelis Denken und Empfinden von intellektuellen Mittelklasseangehörigen nicht nur der USA.

Oates, Joyce Carol, Grenzüberschreitungen. dva, DM 24,50

Fünfzehn Erzählungen über die Unmöglichkeit zwischenmenschlicher Kommunikation, über die Vereinsamung des Menschen (im Kapitalismus).

Rocherfort, Christiane, Zum Glück gehts dem Sommer entgegen. Suhrkamp, DM 6,00/Kinder, Trikont, DM 15,00

Ein belletristischer (Suhrkamp) und ein essayistischer Beitrag der in der BRD immer noch zu wenig beachteten Autorin, beide faszinierend im Ansatz, doch enttäuschend in der Perspektivlosigkeit.

Poche, Klaus, Atemnot. Walter, DM 29,00

Dieser Roman eines DDR-Autors über einen DDR-Schriftsteller, der sich lieber zurückzieht, als dem Betrieb (auch in der DDR gibt es den 'Literaturbetrieb')und dessen Anforderungen zu genügen, wirkt irritierend: Er beschreibt einen Dissens zwischen Staat und Individuum, ohne daß es zum totalen Bruch kommt. Ein sehr diffiziles, aber auch melancholisch-hoffnungsloses Buch.

Schmidt, Uve, Ende einer Ehe, März/Zweitausendeins, DM 12,00

Menschenverachtende Selbstdarstellung eines wehleidigen Chauvinisten.

Seghers, Anna, Steinzeit/Wiederbegegnungen. Luchterhand, DM 16,00

In ihren beiden jüngsten Erzählungen über einen Vietnam- und einem Spanienkämpfer gibt diese bedeutendste deutsche Schriftstellerin jene BRD-Literaturkritiker der Lächerlichkeit preis, die ihr versiegende Kraft, reduzierte dichterische Potenz andichten wollen.

Sinclair, Upton, Der Dschungen. März/Zweitausendeins, DM 20,00/Boston - Die Geschichte des Lebens und Sterbens von Sacco und Vanzetti und der Zivilisation, die sie umbrachte. März/Zweitausendeins, DM 25,00

Die ersten Bände einer neuübersetzten Werkausgabe. Mit 'Der Dschungell' hat der naive Sozialist und spätere Antikommunist Sinclair einen spannenden Tatsachenbericht über die Zustände in den Schlachthöfen von Chicago geschrieben, den

Ilse Gährs Brecht in seiner 'Heiligen Johanna der Schlachthöfe' verarbeitete. In `Boston` wies Sinclair 40 Jahre vor der offiziösen Rehabilitation die Unschuld von Sacco und Vanzetti nach.

Eine lohnende Ergänzung zur Sinclair-Ausgabe ist Dieter Herms Biografie des 'amerikanischen Radikalen', ebenfalls bei Zweitausendeins (DM 12,00).

Sowjetische Erzählungen der 30er-50er Jahre. Damnitz, DM 6,80

Gute Möglichkeit, die Vorurteile über die literarische 'Gleichschaltung', 'Stagnation' der Sowjetliteratur unter Stalin zu überprüfen.

Wolfgruber, Gernot, Niemandsland. Residenz, DM 32,00

Roman über den erfolglosen Versuch, als Aufsteiger im Konkurrenzkampf zu bestehen, zugleich ein realistisches, konkretes Abbild unserer kapitalistischen Gesellschaft.

Zeller, Michael, Fehlstart-Training. Sauerländer, DM 14,80

Zeller, Literaturkritiker der FAZ und Mitarbeiter an Literatur Konkret schildert in seinem ersten Roman die vergeblichen Versuche eines Nichtsnutzes, mittels sexueller Kontakte Beziehungen zu Menschen zu gewinnen. Die Verhaltensweisen des Helden und seiner Gespielinnen sind prägnant dargestellt, lesen sich vergnüglich, doch was bleibt nach der Lektüre, ist ein Rest von Banalität. Darüber kann auch die virtuose Literarisierung simpler Naturerscheinungen nicht hinwegtäuschen: »Das blasse Rot des Sandsteins hatten sich die Wasser graugeleckt und den grünen Belag ihrer Zunge daran zurückgelassen; sie hatten den porösen Stein aufgelöst zu feinem Sand, der sich vom Wind drapieren ließ in leisen Falten.«

Frauen

Andreasen, Dagmar, Fabrikleben. Verlag Neue Kritik, DM 8,00

Lebensbericht einer dänischen Arbeiterin, der der Kampf um menschenwürdige Arbeitsbedingungen wichtiger ist als der Geschlechterkampf.

Flexner, Eleanor, Hundert Jahre Kampf. Syndikat, ca. DM 28,00

Detaillierte Beschreibung der politischen Geschichte der Frauen in den USA von den frühen Organisationsversuchen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Erkämpfung des Frauenwahlrechts im Jahre 1920

Frau, Frauenbuchverlag, ca. DM 19,80

Ein Handbuch über Sexualität, Verhütung und Abtreibung, Schwangerschaft, Geburt, Körper und Krankheit, Klimakterium und Alter, das nicht alternative Heilmethoden anbietet sondern Informationen zum selbstbewußten und -sichern Umgang mit Ärzten.

Kontos, Silvia, Die Partei kämpft wie ein Mann. Verlag Roter Stern, DM 19,80

Silvia Kontos versucht, die strategischen Elemente kommunistischer Frauenpolitik herauszuarbeiten. Die Analyse fußt auf einer feministischen Auseinandersetzung mit der Politik-Tradition der Dritten Internationale.

Mazer, Norma, Lieber Bill, weißt Du noch?. Sauerländer, DM 16,80

Sieben Geschichten über junge Mädchen, ungewöhnlich in der literarischen Qualität, der realistischen Darstellung und Thematik: Literatur nicht nur für Jugendliche.

Millet, Kate, Sita. k & w., DM 34,00

Die authentische Geschichte von Kate Millets Liebe zu Sita, geschrieben aus der Trauer des Scheiterns. Nichts ist mehr zu spüren von der analytischen Schärfe, dem Witz der Autorin von 'Sexus und Herrschaft'. Statt dessen verzweifelte Erinnerungen an eine Liebe, an den geliebten Körper, immer wieder Sitas Körper, wie nie ein Mann den Körper einer Frau beschreiben würde. Und in aller Trauer über den Verlust wird doch immer nur die Verliebten eigentümliche Egozentrik spürbar. Das Buch macht betroffen.

Kinder

Fink, Peter, Ein Nilpferd kommt, Schroedel, DM 16,80

Eine sehr schöne, lustige und kluge Geschichte erzählten die Bilder Peter Finks, bevor er einen Verleger fand. Übrig geblieben sind einige hervorragende Illustrationen, über die es sich gut fabulieren läßt, die aber z.T. dem jetzt gewählten Text nicht mehr entsprechen (Ab 4 J.)

Geiger, Julia, Rosella. Lenos Presse, DM 9,80

Ein politisches Kinderbuch über Emigration, über die Behandlung der Arbeitskraft als Ware am Beispiel einer süditalienischen Familie. Die Vorzüge des Buches (Erklärung der Ursachen von Emigration und Arbeitsplatzverlust) wiegen die stilistischen Eigenarten und eine dezente Rührseligkeit auf.

Göhre, Frank, Gekündigt (1974), So läuft das nicht (1976), Schnelles Geld (1978), Weismann Verlag, je DM 12,80

Diese in der Sprache der Betroffenen erzählten Romane sind äußerst spannend zu lesen, obwohl (oder weil?) sie nicht über die in der Jugendliteratur sattsam bekannten »Abenteuer« in irgendwelchen mehr oder weniger exotischen Ländern oder Situationen berichten, sondern vom Abenteuer »grauer Alltag« Jugendlicher im Ruhrgebiet. Göhre gelingt es überzeugend, sorgfältig recherchiertes Material - Dokumentationen, Gespräche, Kommentare, Selbstdarstellungen - zu einer beispielhaft milieusicheren Collage der Wirklichkeit dieser Jugendlichen zusammenzustellen. Direkte politische und soziologische Aussagen lassen sich so bruchlos einbringen, die Romane Göhres politisieren ohne Zeigefinger und Patentrezepte. Sie sollten zur Pflichtlektüre für Abgangsschüler von Haupt- und Realschule werden.

Jentzsoch, Bernd und Wolfgang Fischbach, Vorgestern hat unser Hahn gewalzert, Middelhauve, DM 17,80

Eine indiskutable, sprunghaft und folgenlos erzählte Geschichte mit wunderschönen plakativen Illustrationen, mehr Kunst- als Kinderbuch. Ein typisches Beispiel für jene Kinderbücher, die Erwachsene so schätzen.

Hacks, Peter und Walter Schmögner, Der Bär auf dem Försterball, Middelhauve Bilderbuch-Poster, DM 8,00

Vom Bären, der als Oberförster verkleidet dem Förster einen Bären aufbindet: Riesenspaß für Kinder ab 5 J.

Krausnick, Michail Von Räubern und Gendarmen. Arena, DM 18,80

Banditentum als Form des sozialen Protestes realistisch dargestellt in Berichten und Dokumenten, sehr informativ und faszinierend: Kulturgeschichte für Jugendliche.

Lastrego, Christina und Francesco Testa, Julia und der traurige Drache, Benziger, DM 13,80

Eine ungemein witzige Geschichte von einem Mädchen, das sich gerne Geschichten ausdenkt. Ein ermutigendes, schönes und kindgemäßes Bilderbuch. (ab 4. J.)

Lerche, Doris und O.F. Gmelin, Märchen für tapfere Mädchen, edition Schlot, Ludwigsplatz 9, 6300 Lahn-Giessen, DM 19,00

Nacherzählungen klassischer Märchen, emanzipatorisch verändert, teilweise (überflüssig) altertümelnder Sprachgebrauch. Den hohen Ansprüchen apodiktischer Feststellungen Gmelins wie 'Märchendidaktik ist Friedensdidaktik' kann der Band nicht gerecht werden, dennoch ist er empfehlenswert. (Ab 5 J.)

Spohn, Jürgen, Der Papperlapapp-Apparat, Annette Betz Verlag, DM 16,80

'Ein Aal zum Aal: »Ach laß mich mal ...'« als Text und zwei stilisierte Aalköpfe auf einer Doppelseite: einfach schön gemacht. Ein Bilderbuch, das Kinder ihren Eltern schenken sollten.

Turin, Adela u. Nella Bosnia, Marzipan Rosa. Limmat, DM 15,00

Die Geschichte eines Elefantenmädchens, das nicht rosa sein will wie seine Schwestern - allerdings nicht aus Protest, sondern infolge einer Mutation. Ein schönes Kinderbuch, das seinen emanzipatorischen Anspruch knapp verfehlt.

Antifaschistische Jugendbücher

Zur Frankfurter Buchmesse erscheint erstmalig das *Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst* **'Sammlung'** (Räderberg-Verlag, ca. DM 12,00). Die Titelgleichheit mit Klaus Manns Exil-Zeitschrift aus den Jahren 1933-35 ist nicht zufällig. Klaus Mann wie Uwe Neumann, dem Herausgeber des Jahrbuches, ging und geht es darum, ein Forum zu schaffen für die *gesamte* antifaschistische Literatur. Gegenstand des Jahrbuchs sind alle Formen künstlerischer

Auseinandersetzung mit dem historischen wie gegenwärtigen Faschismus. Der ‚Band enthält Aufsätze über Film, Theater, Belletristik; Unterrichtsmodelle (z.B. über einen Simmelroman) und einen umfangreichen Magazinteil mit Rezensionen, Berichten und Interviews. Für jeden, dessen Antifaschismus kein pflichtschuldiges Lippenbekenntnis ist, stellt Sammlung 1 eine ebenso notwendige wie hilfreiche und interessante Lektüre dar. Die Brauchbarkeit, Nützlichkeit der einzelnen Beiträge wird u.a. deutlich an einer Untersuchung der *Faschismusbewältigung in Kinder- und Jugendbüchern,* in der sich Dieter Bonganz nicht auf Analysen beschränkt, sondern sehr konkrete Hinweise, Titelempfehlungen gibt. Literatur Konkret schließt sich seinen Empfehlungen an:

Abraham, Peter, Die Schüsse der Arche Noah, Berlin (DDR) 1972,

Asscher-Pinkhof, Clara, Sternkinder, Dressler Verlag, Berlin (West) 1961,

Bruckner, Winfried, Die toten Engel, Otto Maier, Ravensburg 1976,

Binger, Horst, Vier Fragen an meinen Vater, Ensslin Reutlingen 1976,

Castillo, Michel del, Elegie der Nacht, Hoca, Hamburg 1958,

Degenhardt, F. J., Zündschnüre, Rowohlt, Reinbek 1975,

Engelhardt, Ingeborg, Hexeninder Stadt, Union, Stuttgart 1971,

Friedrich, Herbert, Der Kristall und die Messer, Berlin (DDR) 1971,

Karau, Gisela, Janusz K., Weismann, München 1974,

Limpert, Richard, Über Erich, Anrich

- , Mühlheim 1972,

Meyer, Hansgeorg, Ebereschentage, Berlin (DDR) 1971,

Nöstlinger, Christine, Maikäfer fliegt!, Beltz, Weinheim 1973,

Pflanz, Dieter, Vierzehn, Beltz, Weinheim 1972,

Prochâzka, Ja. Es lebe die Republik, Georg Bitter, Recklinghausen 1968,

Schaaf, Hanni, Plötzlich war es geschehen, Jugend & Volk, Wien 1977

Selber, Martin, Geheimkurier A., Rowohlt, Reinbek 1976,

Sperr, Martin, Jagd auf Außenseiter, Weismann, München 1971,

Tetzner, Lisa, Erlebnisse und Abenteuer der Kinder aus Haus Nummer 67, Sauerländer, Arau 1956,

Wildermuth, Rosemarie, Als das gestern heute war, Ellermann, München 1977

Literatur

Behn, Manfred (Hrsg.), Christa Wolf »Nachdenken über Christa T.« . Athenäum, DM 19,80

Behn gibt eine Zusammenfassung der literaturtheoretischen Debatte in der DDR seit 69 Jahren und dokumentiert die Kontroversen am Beispiel Christa Wolf.

BT-Mitteilungen 1-36. Klaus Guhl, DM 28.00

Unentbehrlich für Traven-Fans, ein Spaß für alle, die Gauner des Feuilletons bei der Arbeit beobachten wollen. Die zwischen 1951 und 1968 in Zürich erschienenen 'Mitteilungen' trugen damals entschieden dazu bei, das Geheimnis um B. Trauen noch geheimnisvoller zu machen.

Hahn, Ulla, Literatur in der Aktion. Athenäum, DM 34,80

Analyse von Texten, die seit Beginn der 60er Jahre bis Anfang der 70er Jahre in direktem Zusammenhang mit politischen Aktionen der Apo entstanden sind.

Handbuch der alternativen deutschsprachigen Literatur. édition tréves, DM 12,80

Verzeichnis der Alternativ-Verlage, -Zeitschriften und Autoren (mit Adressenangaben).

Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. edition text+kritik, DM 28,00 (bis 31.10.78; danach DM 36,00)

Ein Autorenlexikon als Loseblattsammlung. Zwei jährliche Neulieferungen bringen die umfassenden Beiträge über die deutschsprachigen Schriftsteller auf den aktuellen Stand.

Lehmann/Leihen (Hrsg.), Bertolt Brechts 'Hauspostille`, Metzler, DM 28,00

Ergebnisse eines Brecht-Seminars, ungewöhnlich in der selbstkritischen Darstellung der Arbeit und im methodischen Ansatz: spontane Assoziationen und Erfahrungsberichte der Teilnehmer erweisen sich als sehr produktiv für die Textanalyse.

Recknagel, Rolf, Oskar Maria Graf. Klaus Guhl, DM 16,80

Die beste Biografie des entschiedensten Selbstkritikers des deutschen Kleinbürgertums.

Walser, Martin, Wer ist ein Schriftsteller?, Suhrkamp, DM 6,00

Aufsätze über Schriftsteller und das Schreiben. Der Titeltext stand in Litko ,I.

Kunst

Ästhetik des erotischen Kinos. Roloff und Seeßlen, DM 19,80

Uneingeschränkt brauchbar als eine Geschichte des erotischen Films bis in die 70er Jahre, notwendig unzureichend im theoretischen Bereich, stellenweise auch oberflächlich und dilletantisch.

Angewandte Musik 20er Jahren. Argument-Sonderband, DM 15,50

Aufsätze über die gesellschaftliche Funktion von Musik. Eine wichtige Hilfe für Ignoranten und Laien, moderne Musik kennen, verstehen und empfinden zu lernen.

Bellocq, E.J., Storyville Porträts. dumont, DM 26,80

33 Portäts von Prostituierten aus New Orleans, 1912 fotografiert, teils von komischer Banalität, teils von ungewöhnlicher Sensibilität. In den besten Bildern scheint es dem unbedeutenden Berufsfotografen gelungen zu sein, die Biografie seiner Modelle in einer einzigen Abbildung zu konzentrieren.

Halbritter, Kurt, Gesellschaftsspiele. Hanser, DM 29,80

Die letzten Arbeiten des engagierten Zeichners, teils verspielt vordergründig, teils entlarvend und treffsicher. Ein schönes Geschenkbuch.

Herding, Klaus (Hrsg.), Realismus als Widerspruch. Suhrkamp, DM 6,00

Am konkreten Beispiel von Gustave Courbet, dem »Vater des Realismus«, untersuchen die Autoren (u.a. Herding 'selbst, Chiricco, Guttuso), wie sich realistische Kunst im 19. Jh. entfaltet und durchgesetzt hat, welche historischen Voraussetzungen dieser Richtung Auftrieb gaben und welche gesellschaftlich-künstlerischen Konflikte mit den Mitteln dieser Kunst ausgetragen wurden.

Klingender, F.D., Goya in der demokratischen Tradition Spaniens, Das Arsenal, DM 25,00

Faszinierende Anleitung zur Entdeckung dieses großen Volks-Malers, gleichzeitig eine Geschichte Spaniens vom 16. bis zum 19. Jh., entstanden 1940 unter dem Eindruck des Kampfes der spanischen Republik gegen den Faschismus.

Platschek, Hans, Engel bringt das Gewünschte. Klett-Cotta, DM 14,00

Ungewöhnliche, nicht ausgewogene, aber immer anregende Essays über die moderne Kunst, meist brillant formuliert von einem streitbaren Maler.

Autorenkollektiv Phillip Otto Runge. Anabas, DM 12,80

Kritik ist selten geworden. Erstaunlich, daß in der noch immer konservativ dominierten Kunstgeschichte eine Arbeitsgruppe wagt, bestehende Forschungsmeinungen in Frage zu stellen. Anlaß war die Ph. O. Runge-Ausstellung (1977 in der Hamburger Kunsthalle), die mehr Weltabgewandtheit demonstrierte, als »Runge in seiner Zeit«, so das Motto der Ausstellung, vorzustellen. Kompliziert ist er schon, dieser Künstler, der in seinen Kinderbildnissen und Komplexbildern den 'Morgen' einer neuen Zeit begrüßen wollte. Genaue Bildanalysen und neue Quellentexte helfen die Strukturen nachzuvollziehen, die auch heute noch Hoffnung freisetzen können.

Schaffernicht, Christian, Vaterlandsliebe. Atelier im Bauernhaus, DM 19,80

Politische Fotomontagen des Worpsweder Künstlers im Funktionszusammenhang dokumentiert.

Geschichte

Bauer, Otto, Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Löcker u. Wögenstein, Wien, Ö.S. 48,

Nachdruck der 1934 in Prag erschienen Broschüre über Kampf und Niederlage österreichischer Arbeiter gegen die antinationalsozialistische, aber auch antisozialistische Dollfuß-Diktatur.

Bernstein, Eduard, Sozialdemokratische Lehrjahren. Dietz, DM 20,00

Autobiografie Bernsteins von seinem Eintritt in die SPD 1872 bis in die 80er Jahre. Ein spannend zu lesendes historisches Dokument.

Born, Stephan, Erinnerungen eines Achtundvierzigen. Dietz, DM 19,80

Autobiografie eines der interessantesten deutschen Revolutionäre. Spannend zu lesen.

Blos, Wilhelm, Die deutsche Revolution, Dietz, ca. DM 42 00

Nachdruck der 1891 erschienenen Geschichte der 48er Revolution, damals vielgelesen und immer noch lesenwert für Leute, die nicht gleich zum 'Valentin' greifen wollen.

Brandtstätter, Horst, Asperg. Wagenbach, DM 9,00

Geschichte als Geschichten über Häftlinge im Deutschen Reich, zusammenhanglos berichtet und verkürzt, doch beeindruckend.

Bringmann, Fritz, Kindermord am Bullenhuser Damm. Räderberg, DM 4,00

Erschütternde, aufregende Nachrichten über das KZ Neuengamme, über die Ermordung von 20 jüdischen Kindern in der Nacht vom 20. zum 21. April 1945 und über die Bemühungen der BRD-Justiz, den Mördern gerecht zu werden.

Dahl, Peter, Arbeitersender und Volksempfänger. Syndikat, DM 28,00

Die bislang beste Arbeit zur deutschen Rundfunkgeschichte. Dahl weist nach, daß der Rundfund der Weimarer Republik von Anfang an die Ordnungspolitik der Regierung stützen sollte, daß die Regierenden über eine Rundfunkzensur sprachen, bevor es den Rundfunk gab, und daß die erste Rundfunkzensur bereits die erste Werbeeinblendung enthielt. Wichtiger aber noch ist die Darstellung der Arbeiter-Radio-Bewegung und sind Dahls Hinweise auf die ansonsten häufig modisch vermarktete Radiotheorie Brechts, sowie die Kapitel über den Rundfunk im Faschismus und den antifaschistischen Widerstand im Rundfunk. Hier leistete Dahl Pionierarbeit.

Fiori, Guiseppe, Das Leben des Antonio Gramsci. Rotbuch, ca. DM 24,80

Bereits klassische und gewiß beste Biografie des revolutionären Kommunisten und Leninisten und Mitbegründer der PCI.

Gemeinsam begann es 1945. Röderberg, DM 10,00

Faksimile-Nachdruck der ersten antifaschistischen Zeitschrift, die unter dem Titel 'Aufbau' von Mai 45 bis Jan. 46 in Bremen erschien. Eine trotz regionaler Beschränkung höchst aufschlußreiche Materialsammlung über die Schwierigkeiten eines demokratischen Neuaufbaus, über das Fortwirken von NS-Parteigängern und über die Radikalität von Demokraten 1945.

Kroneberg, Lutz, Weber-Revolte 1844. ilv leske republik, DM 42,00

Der Band dokumentiert die publizistische und belletristische Verarbeitung der Weber-Revolte, ihre Wirkung im 19. Jh., und gibt einen Überblick über ihre historische Erforschung.

Langer, Herbert, Kulturgeschichte des 30jährigen Krieges. Kohlhammer, DM 68,00

Gut illustrierte Politik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Aspekte. Der Autor ist Historiker in Greifswald (DDR).

Moczarski, Kazimierz, Gespräche mit dem Henker. Droste, DM 38,00

Eines der wenigen lesenswerten Erinnerungsbücher von Naziverbrechern. Stroop, zu dessen ungezählten Verbrechen die Vernichtung des Warschauer Gettos zählt, war drei Jahre vor seiner Hinrichtung Zellengenosse des später rehabilitierten ehemaligen Offiziers der polnischen Widerstandsbewegung. Moczarski zeichnete Stoops Erinnerungen auf: Seine Vermittlung erspart dem Leser selbstmitleidige Rechtfertigungen des Nazimörders, schafft die notwendige Distanz, eine Autobiografie als Fallstudie zu erfahren.

Ottwalt, Ernst, Deutschland erwache! Klaus Guhl, DM 12,80

Nachdruck der 1932 in Wien erschienenen Geschichte des Nationalsozialismus, die 'die außerordentlich einge Verbundenheit der NSDAP mit der herrschenden Klasse' aufzeigt.

Petzold, Joachim, Wegbereiter des Faschismus. Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Petzold weist nach, daß neben und teilweise vor der NSDAP jungkonservative Gruppen wesentliche Momente der faschistischen Ideologie entwickelt haben.

Schoenberner, Gerhard, Der gelbe Stern. Bertelsmann, DM 29,80

Diese neu aufgelegte Bilddokumentation über die Judenvernichtung zählt zu den erschütterndsten Zeugnissen deutscher Barbarei.

Sievers, Leo, Revolution in Deutschland. dva, DM 34,00

'Stern'-Reporter Sievers schildert farbig und anschaulich die Zeit der Bauernkriege - ohne wissenschaftlichen Anspruch, doch richtig in der Akzentsetzung.

Surmann, Rolf, Die Münzenberg-Legende. Arsenal, DM 29,80

Die Arbeit verspricht eine erste umfassende Darstellung der publizistischen Mittel und wirtschaftlichen Unternehmungen der Internationalen Arbeiter-Hilfe ohne personalisierende Verkürzungen zu werden.

Der Vertrag von Versailles. Matthes & Seitz, DM 38,00

Gelegenheit, einer modischen, effekthascherischen Neuerscheinung für Papierliebhaber wichtige Materialien und Dokumente zu dem verhängnisvollen Friedensvertrag und seinen Folgen zu entnehmen.

Internationales

Boris, Dieter und Peter Hiedl, Argentinien. Pahl-Rugenstein, DM 12,80

Gute Wirtschafts- und Sozialgeschichte Argentiniens, aktuell, da bis zur gegenwärtigen Militärdiktatur reichend.

Chanbliss, William J., Eine kriminelle Vereinigung. Bernd Polke, DM 9,80

Die gut lesbar geschriebene Studie des amerikanischen Soziologen belegt einmal mehr, daß die Legende von der durch die italienische Mafia in die USA importierten Brutalität unhaltbar ist. Am Beispiel der Stadt Seattle zeigt der Autor die hausgemachte Verflechtung von legalen und illegalen Geschäftspraktiken, in denen das organisierte Verbrechen nach wie vor eine wichtige Rolle spielt. Kommunale Verwaltung, Rechtsprechung, Polizei und Bankenvertreter profitieren von der ringmäßig organisierten Szene der Restaurants und Spielhöllen dieser Stadt. Und Seattle wurde von Chambliss bewußt ausgesucht, da dieser Ort in den USA als besonders honorig gilt. **Dollars & Träume. Association, DM 10,00**

Heft 1 einer Reihe gegen linkes Desinteresse an Vorgängen in den USA, gegen dieses 'Überbleibsel eines kleinbürgerlichen, klassenspezifischen Antiamerikanismus aus der Zeit der Studentenbewegung'. Die Beiträge über die Krise der US-Kommunen, schwarze Lohnarbeit und das US-Kino sind sehr informativ und lesenswert.

Das Evangelium der Bauern von Solentiname. Bd. 2. Jugenddientsverlag, DM 29,80

Gespräche mit Bauern und Landarbeitern über das Evangelium, aufgezeichnet von Ernesto Cardenal. Keine theologischen Diskurse, sondern gemeinsames Lernen: Die Verkündigung des Reiches Gottes heißt Errichtung einer gerechten Gesellschaft hier auf Erden.

Solentiname existiert nicht mehr, aber einige aus der Gruppe haben zu den Waffen gegriffen, um das Somoza-Regime zu vertreiben: praktiziertes Christentum.

Irabi, Abdulkader, Sozialgeschichte Palästinas. Lenos Presse, DM 18,00

Fundierte marxistische Analyse der palästinensischen Gesellschaft und der Ursachen des Nahost-Konfliktes.

Jean, Vom Freiheitskampf der Korsen. Trikont, DM 10,00

Trotz der Überbewertung korsicher Autonomistengruppen ein brauchbarer politischer Reiseführer für Förderalisten/Autonomie, Ökologen und gewöhnliche Korsika-Fans.

Der Kampf des Volkes von Azania gegen die Kolonialherrschaft. Kühl, DM 12,80

Abgesehen vom pflichtschuldigen Sozialimperialismus-Schwachsinn in der Einleitung vermittelt dieser überaus preiswerte Band (den chinesischen Genossens sei's gedankt) eine hervorragend dokumentierte und illustrierte Darstellung der Geschichte Südafrikas. .

Köller, Heinz u. Bernhard Töpfer, Frankreich, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Abriß der Geschichte Frankreichs vom Mittelalter bis 1974; populärwissenschaftliche Darstellung, keine Herrschaftsgeschichtsschreibung.

Landucci, Luca, Florentinisches Tagebuch. Diederichs, DM 38,00

Diese Florentiner Geschichte (1450-1542) aus der Sicht eines Apothekers vermittelt ein ungemein plastisches Bild jener Zeit. Lesen und dann nach Florenz fahren!

Macciocchi, Maria Antoinetta, Der französische Maulwurf. Rotbuch, DM 29,80

Macciocchi, ehemalige Unitä-Korrespondentin in Paris und in der BRD bekannt geworden durch ihre Untersuchung 'Frauen im Faschismus', beschreibt und analysierte: die Entwicklung Frankreichs nach 68. Ein faszinierendes Buch und ein wichtiges.

Meyer-Clason, Erstens die Freiheit. Peter Hammer Verlag, DM 16,80

Informativer Reisebericht des häufig kongenialen Übersetzers lateinamerikanischer Literatur über Argentinien und Brasilien und dort unerwünschte Schriftsteller.

Mires, Fernando, Kuba. Rotbuch, DM 9,00

Es gibt Bücher, meist sehr kluge und materialreiche, denen man anliest, daß sie unendlich weit von dem beschriebenen Objekt entfernt geschrieben wurden. Mires, er lehrt in Oldenburg, ist ein enttäuschter Intellektueller, hat sich abgewandt, die Revolution abgeschrieben. Nichts berichtet er über den Volkskongreß, wenig über den 1. Parteikongreß, über die Verfassung, viel dagegen über den - durchaus als notwendig erkannten - unheilvollen Einfluß der SU.

Noll, Fritz u.a., Unidos Vencermos. Weltkreis Verlag, DM 7,80

Sehr informativer Bericht über eine Südamerikareise in Sachen Berufsverbot.

Roth, Jürgen, Leitfaden Türkei. Rotbuch 197, DM 8,00

Ein längst überfälliger Bericht über dieses 'rückentwickelte' Nato-Land.

Wohlstand und Ordnung. Zur Soziologie der Schweiz heute. edition etcetera, DM 26,00

Wahrscheinlich interessiert keinen Menschen die Schweiz, es sei denn, er arbeitet dort oder läßt andere dort für sich arbeiten. Wer aber mehr über das exotische Land in Mitteleuropa wissen will, findet in diesem Handbuch nahezu alle und meist überraschende Informationen. Das Buch ist ein seltenes Beispiel für eine lesbare soziologische Untersuchung.

Gesellschaft

Arbeitsgruppe Großunternehmen, Gewinnentwicklung und Gewinnverschleierung in der westdeutschen Großindustrie. Bund-Verlag, DM 48,00

Eines der aufregendsten Bücher der letzten Jahre, das - belegt durch reiches Faktenmaterial -letztlich die Schädlichkeit und Wirkungslosigkeit der praktizierten Wirtschaftspolitik nachweist.

Beer, Wolfgang, Lernen im Widerstand. Association, DM 16,00

Analyse der Entwicklung, der Bedeutung und Praxis von Bürgerinitiativen, vor allem aber ein Handbuch zur Überprüfung der eigenen Arbeit in einer Initiative.

Benda, Julien, Der Verrat der Intellektuellen. Hanser, DM 19,80

Das 1927 erschienene Pamphlet geißelt die Anbiederung der Intellektuellen gegenüber den Machthabern.

Bernfeld, Siegfried, Trieb und Tradition im Jugendalter. päd. ex., DM 16 80

Bernfelds Hauptwerk zur Jugendkultur und Pubertätskrise aus dem Jahre 1931 untersucht »das bedeutsame kulturpsychologische Problem der Einpassung des Kindes und des Jugendlichen in die Formen der Kultur seiner Zeit und seiner Gesellschaft.«

Bleibtreu-Ehrenberg, Gisela, Tabu Homosexualität. Fischer, DM 29,80

Gut lesbare Geschichte der Vorurteile über Homosexualität seit den Germanen.

Broder, Henryk M., Deutschland erwacht. Lamuv, DM 19,80

Dokumentation und Analyse (u.a. von W. Poelchau, K. Thüsing und Ossip K. Flechtheim) der neonazistischen Umtriebe in der BRD.

Deppe, Frank, Autonomie und Integration. Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, DM 12,80

Die Studie untersucht den Zusammenhang zwischen der Krise der kapitalistischen Produktionsweise und der Autonomie der gewerkschaftlichen Handlungsbedingungen.

Deppe, Frank u.a., Sozialdemokratie und Klassenkonflikte. campus, DM 26,00

Die Arbeit aus dem Institut für Sozialforschung in Frankfurt untersucht, wie und warum Arbeiter und Angestellte sich zumindest bei Wahlen für die SPD engagieren, in konkreten politischen Fragen (z.B. Stabilitätspolitik) jedoch gegen die Partei votieren.

Droß, Annemarie, Die Erste Walpurgisnacht. Verlag Roter Stern, DM 19,80

Die Geschichte der Hexenverfolgung in Deutschland.

Ein ganz gewöhnlicher Mordprozeß. Rotbuch 198, DM 9,00

Analyse des Prozesses gegen Roland Otto und Karl Heinz Roth.

Ellerbrock, Hanne, Schafft; Altenwerder. Ein Dorf wird zerstört. Eigenverlag (2000 Hamburg 6, Marktstr. la), DM 22,00

Diese Fotoreportage erschien bereits 1977, eine zweite Auflage im April dieses Jahres. Wer das Buch über ein Dorf und seine Bewohner, über ihre Vertreibung durch Kapitalisten und den Hamburger Senat noch nicht kennt, sollte sich schnell ein Exemplar sichern. Für DM 22,- erhält er die intelligenteste, engagierteste, solidarischste Bildreportage, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurde.

Flechtheim, Ossip K., Von Marx bis Kolakowski. EVA, DM 28,00

Flechtheim entwirft verschiedene mögliche Zukünfte, die von einem Rückfall in die Barbarei über eine neo-cäsaristische Robotergesellschaft bis zur Möglichkeit eines globalen und humane Öko-Sozialismus reichen.

Holzer, Horst, Evolution oder Geschichte. Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Darstellung und Analyse der Geschichts- und Entwicklungsbegriffe unterschiedlicher soziologischer Schulen.

Hüfner, Agnes, (Hrsg.), Das Recht auf Arbeit. Atelier im Bauernhaus, DM 14,80

Ein neues Lesebuch aus dem Atelier mit Texten vieler, doch nicht nur prominenter Autoren.

Hund, Wulf D. u. Dieter Kramer, Beiträge zur materialistischen Kulturtheorie. Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Der Band - er enthält auch Beiträge aus der DDR und der UdSSR - dokumentiert den gegenwärtigen Stand der materialistischen kulturtheoretischen Diskussion.

Jahrbuch Politik 8. Wagenbach, DM 9,50

Gemischtwarenladen mit interessanten Beiträgen von Jochen Reiche ('Zur Kritik der RAF'), Klaus Wagenbach ('Die RAF und die Neue Linke`) und Heide/Carotta über 'Bologna. Anmerkungen zu einem Modell reformierter Herrschaft'.

Jarowoy, Robert, Mit Geduld und Energie, irgendwann und irgendwie ... Association, ca. DM 14,00

'Geschichten und Märchen' eines zu sieben Jahren und vier Monaten verurteilten Häftlings aus der bislang vierjährigen Isolierhaft.

Koch, Egmont u. Fritz Vahrenholt, Seveso ist überall. k & w, DM 19,80

Analyse der Risiken der chemischen Industrie in der BRD mit - wie erwartet - beängstigenden Ergebnissen: Die Milch von BRD-Frauen z.B. ist so schadstoffhaltig, daß sie nach amerikanischen Lebensmittelvorschriften für die menschliche Ernährung nicht geeignet ist.

Konrád, György u. Iván Szelényi, Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht. Suhrkamp, DM 36,00

In diesem wichtigen, umstrittenen Buch untersuchen die Autoren die Rolle, die die Intelligenz in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten spielt. Brisant sind die Thesen der Autoren zum Staatssozialismus.

Literaturmagazin 9, Der neue Irrationalismus. Rowohlt, DM 12,00

Lesenswert allein schon wegen der intelligenten Foucault-Kritik Wilfried Gottschalchs und Lothar Baiers Überlegungen zur Rationalität.

Meyer, Gertrud: Die Frau mit den grünen Haaren. VSA. DM 16,80

Aus autobiographischen Aufzeichnungen und publizistischen Arbeiten Gertrud Meyers, Gespräche mit Gertrud Meyer, Berichten von Freunden der bekannten Hamburger Kommunistin ist diese Biographie entstanden.

Dies ist kein reißerischer Titel, sondern die exakte Beschreibung eines biographischen Details: Die Jugendliche wird Opfer der Arbeitsbedingungen in einer Munitionsfabrik des wilhelminischen Deutschland; Chemische Stoffe färben ihre Haare

grün, ihre Haut gelb. Nur allmählich verschwinden später diese Merkmale extremer Ausbeutung. Zugleich beginnt der politische Weg der 1898 in den ärmlichen Verhältnissen eines sozialdemokratischen Arbeiterhaushalts Geborenen. Er führt sie sehr bald in verantwortliche Positionen der kommunistischen Jugend- und Arbeiterbewegung. Als sie nach langjähriger Tätigkeit im Ruhrgebiet 1930 mit ihrem Mann, dem Architekten Kurt Meyer, nach Moskau geht, bietet sich ihr erstmals die Möglichkeit, sich eine qualifizierte fachliche und politische Ausbildung zu erwerben. Kurt Meyers Entwurf für die Generalkonstruktion Moskaus erhält die Zustimmung der staatlichen Instanzen. 1936 aber erfolgt der große biographische Einschnitt. Die Meyers werden wegen »Mangel an Klassenwachsamkeit« aus der Partei ausgeschlossen, Kurt Meyer gerät in die Mühlen des stalinistischen Terrors und kommt in der Sowjetunion um, Gertrud Meyer wird 1938 abgeschoben, um sofort, da sie nicht bereit ist, sich von ihren politischen Überzeugungen zu distanzieren, *zwei* Jahre von den Nazis eingesperrt zu werden. Zur Bewährung entlassen und unter strengster Bewachung der Gestapo stehend, gelingt es ihr, in den Jahren 1940-1943 an der Hamburger Widerstandsbewegung teilzunehmen. 1943 wird sie verhaftet, schwer gefoltert, 1945 aus der Todeszelle von den Engländern befreit. Nach 1945 beteiligt sie sich maßgeblich an der Dokumentation von Naziverbrechen und der Betreuung von Naziverfolgten. In den fünfziger Jahren wird sie für kurze Zeit wegen »Versöhnlertums« aus der KPD ausgeschlossen, um dann bis zu ihrem Tode 1975 in der Hamburger Arbeiterbewegung tätig zu bleiben.

Schade, daß die überleitenden Bemerkungen des Herausgebers oft nur sehr global oder gewollt didaktisch bleiben (»Was ging damals in der UDSSR vor? Halt! Wieso? Warum verhaftet?«) Einige der Augenzeugenberichte hätten gestrafft werden dürfen.

Diese Einwände aber wiegen gering gegen die Bedeutung dieser ungewöhnlichen Biographie.

Mez, Lutz (Hrsg.), Der Atomkonflikt. Olle & Wolter, DM 18,00

Handbuch über die objektiven Bedingungen, Schwierigkeiten und Möglichkeiten des Kampfes gegen die atomare Gefahr im internationalen Rahmen.

Nader, Ralph u. John Abbots, Tödlicher Fortschritt. Kindler, DM 38,00

Verständlich geschriebene Einführung in die Technik der Atomenergie - Atomreaktorbau, radioaktive Strahlung etc. - sowie Informationen über die US-amerikanische Kern-Filzokratie.

Ortner, Helmut, Normalvollzug. iva, DM 14,80

Berichte von politischen und kriminellen Häftlingen über die geplante Zerstörung der Mitmenschlichkeit - eine beängstigende, alarmierende Lektüre.

Pirker, Theo, Warum gibt es keine linke Partei in der Bundesrepublik? Olle & Woher, DM 9,00

Pirker untersucht in seiner provokativ betitelten Arbeit die Entwicklungsbedingungen, die bislang in der BRD jeglichen sozialistischen Parteiansatz haben scheitern lassen.

Reik, Theodor, Der unbekannte Mörder. Hoffmann und Campe, DM 36,00

Am Beispiel zahlreicher Kriminalfälle analysiert der Freud-Schüler die meist unbewußten Gedanken von Verbrechern und die psychologischen Klischeevorstellungen bei Untersuchungsbeamten und Richtern.

Ruoff, R. Privat ist nicht gleich privat. Studio für strategische Kommunikation, Erdinger Str. 7, 8011 Reithofen, DM 6,00

Manuskript von drei zwar in Auftrag gegebenen, aber nie gesendeten Radiobeiträgen für eine deutsche Rundfunkanstalt über alternative Rundfunksender in Italien. Sehr informativ und (BRD) medienkritisch.

Scabia, Giuliano (Hrsg.), Bilder aus dem Unglück. Suhrkamp, DM 9,00

Bericht über ein Experiment in der psychiatrischen Klinik Triest, bei dem Kranke zu kollektiver Phantasiearbeit und zu künstlerischem Selbstausdruck angeregt wurden.

Schaaf, Peter, Ruhrbergbau und Sozialdemokratie. Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, DM 24,00

Ein Buch, durch dessen Titel man sich nicht irritieren lassen darf: Es handelt sich um die detaillierte Darstellung des energiepolitischen Millionenbetruges am Steuerzahler via Zechenstillegung/Subvention etc.

Silone, Ignazio, Der Faschismus. Verlag Neue Kritik, DM 19,00

Silone stellt in dem 1934 erschienen Buch die Geschichte und Entwicklung des italienischen Faschismus vermittels der Kategorien Marx'sche Klassenanalyse dar.

Sozialfotografie. VSA, DM 24,00

Dieses Jahrbuch (Auslieferung im November) wird einen Überblick geben über die verschiedenen Strömungen und Ansatzpunkte von Sozialfotografie und -dokumentation in der BRD.

Speichert, Horst, Anleitung zum Widerspruch in Sachen Pädagogik. päd. ex., DM 14,80

40 Pamphlete zu zeitgemäßen Fragen der Erziehungswissenschaft und Bildungspolitik des ehemaligen Chefredakteurs der Zeitschrift b:e und jetztigen Mitarbeiters bei päd. ex., karikiert von Marie Marcks und an der bildungspolitischen Realität gemessen von Lottemi Doormann.

Steiger, Willy, S'Blaue Nest. päd. ex., DM 19,80

Reprint der Erstausgabe von 1920. Steiger (» Vornehmstes Ziel jedes Erziehers muß sein, sich überflüssig zu machen.«) blieb im bürgerlich-jugendbewegten Denken befangen. Seine Schrift ist dennoch lesenswert wegen der konkreten Situationsund Unterrichtsbeschreibung.

Stössel, Jürgen Peter, Staatseigentum Gesundheit. Piper, DM 14,00

Reportagen, Interviews und Analysen zum DDR-Gesundheitswesen. -Stössel war Redakteur des Ärztemagazins, bis er wegen seiner Publikation des Buches » Psychopharmaka - die verordnete Anpassung« fristlos gekündigt wurde.

Thomsen, Winfried, Modell Deutschland - 666 Radikalauer. Konkret Literatur Verlag, ca. DM 9,80

Das erste » Jahrbuch für vaterlandslose Geselligkeit« des KONKRET-Satirikers, der dem ehemaligen » Report« -Chef Klaus Stephan als inkarnierte Geschmacklosigkeit gilt. Jedoch: Thomsen über Stephan ist noch viel besser: »Bitte abschalten, die Kommentataren nahen!«

Voltaire, Recht und Politik. Syndikat, DM 24,00

Die Aufnahme dieses über 200 Jahre alten Textes in die Bibliografie ist als Anregung zu verstehen, in Zeiten eines sich neu anbahnenden Triumphes des Irrationalismus die wichtigsten politischen Schriften des Aufklärers zu lesen.

Zera, Ingolf, Die Herrscher. Bund-Verlag, DM 9,80

Über das Zusammenspiel von Wirtschaftsunternehmen und kommunalen Behörden. Namen werden genannt.